EAST AFRICA
AND
ITS BIG GAME

John L. Willoughby Jr.

Willoughby, Sir John Christopher – Ostafrika und sein Großwild 1889

EAST AFRICA AND ITS BIG GAME.

EAST AFRICA AND ITS BIG GAME

THE NARRATIVE OF A SPORTING TRIP FROM ZANZIBAR TO THE BORDERS OF THE MASAI

BY CAPTAIN SIR JOHN C. WILLOUGHBY, Bart.

ROTAL HORSE GUARDS

WITH POSTSCRIPT BY SIR ROBERT G. HARVEY, Bart.

ILLUSTRATED BY G. D. GILES AND MRS. GORDON HAKE THOSE OF THE LATTER FROM PHOTOGRAPHS TAKEN BY THE AUTHOR

LONDON LONGMANS, GREEN, AND CO. AND NEW YORK: 15 EAST 16th STREET 1889

All rights reserved

TO

HIS ROYAL HIGHNESS THE PRINCE OF WALES, K.G,

BY WHOSE KIND SUGGESTION THIS NARRATIVE WAS UNDERTAKEN,

AND IN HUMBLE ACKNOWLEDGMENT OF THE VALUABLE ASSISTANCE; RENDERED BY HIS ROYAL HIGHNESS TO THE AUTHOR'S PARTY AT ZANZIBAR.

so unattraktiv es auch sein mag, es hat zumindest den Vordienst, wahrheitsgetreu zu sein.

Angesichts der Katastrophen, die das deutsche Unternehmen in jenen Gegenden kürzlich ereilt haben, könnte man für jedes Buch, das sich mit Ostafrika befasst, vielleicht ein besonderes Interesse beanspruchen. Ich fand es jedoch völlig ausreichend für meine unerfahrene Hand, mich mit Fakten zu befassen und spekulative Fantasien so weit wie möglich auszuschließen.

Der Erfolg unseres Unterfangens war vor allem der wertvollen Unterstützung zu verdanken, die wir von Sir John Kirk, dem ehemaligen britischen Generalkonsul in Sansibar, von General Mathews, Herrn Binns, dem Missionar von Rabai, und vom verstorbenen Bischof Parker erhielten. All diesen Herren schulde ich tiefen Dank. Außerdem danke ich Herrn Godfrey Thrupp für die literarische Überarbeitung meines Manuskripts. Abschließend möchte ich sagen, dass es mir aufrichtig leid täte, sollten einige meiner Kommentare zu verschiedenen Angelegenheiten im Folgenden Anstoß erregen, da es fern von meiner Absicht lag, die Gefühle von jemandem zu verletzen.

INHALT.

KAPITEL I.

Ursprung und Ziel der Expedition – Vorbereitende Arrangements – Abreise nach Sansibar – Lamu – Ankunft in Sansibar . . 1

KAPITEL II.

Sansibar – Herr Holmwood – General Mathews – Gewählte Route – Grave Island – Empfang durch den Sultan . . 6

KAPITEL III.

Überreichung des Briefes an die Deutsche Gesellschaft – Die List des Generals – Der Sklavenhandel – Mbweni und die Missionsstation – Missionare im Allgemeinen und Besonderen . . 19

KAPITEL IV.

Abreise von Sansibar – Ankunft in Mombasa – Der Gouverneur – Missionsstation Freretown – Letzte Vorbereitungen für das Binnenland – Einwände von Herrn Shaw . . 27

KAPITEL V.

Reise in der Dhau – Das erste Lager – Rabai – Auswirkungen der Masai-Überfälle – Die vollständige Karawane – Missionsleute gegen Sansibariten – Deserteure . . 35

KAPITEL VI.

Die Wa-nyika – Eine Löwin – Rappenantilope – Die Doruma – Taro – Ein trockenes Lager – Ein Eilmarsch auf der Suche nach Wasser – Maungu – Herr Wray – Die Ndara-Kette – Die Wa-teita . . 44

KAPITEL VII.

Jovia – Einkäufe bei Einheimischen – Mbugoli und seine Krieger – Kilimandscharo gesichtet – Mutwilliger Angriff auf eine Sklavenkarawane – Eine mühsame, wasserlose Reise – Ankunft in Lanjora – Überfluss an Wild – Taveta-Wald . . 61

KAPITEL VIII.

Lager in Taveta – Die Auswirkung des Erlegens einer Giraffe während des Marsches – Taveta-Wald – Die Wa-taveta – Entlassung der Missionsmänner – Häuserbau, Trinken und Tanzen – Ein Todesfall – Abreise von B. und Herrn Jackson – Wildgruben – Eine abscheuliche Zeremonie . . 77

KAPITEL IX.

Jagdsport in Lanjora – Rückkehr nach Taveta – Abreise in das Land von Mandara – H.s erster Büffel – Ankunft in Moci . . 96

KAPITEL X.

Herr Fitch, der Missionar – Unser Empfang durch Mandara – Seine Gewohnheiten und Diplomatie – Seine Verbündeten und Krieger . . 109

KAPITEL XI.

Religiöse und eheliche Zeremonien der Wa-moei – Bräuche und Aberglaube – Physische Merkmale des Landes – Mandaras Geschenke – Fotografische Bemühungen – Mandaras Gegenbesuch – Die Löwenfalle – Überlegungen . . 118

KAPITEL XII.

Mein erstes Nashorn – Elenantilope – Ankunft von C. – Ein Ausflug zum Jipe-See – Impala und Wasserbock – Ein guter Fischfang – Rückkehr nach Taveta . . 128

KAPITEL XIII.

Wild in Hülle und Fülle – Die Useri und ihr Häuptling – Schändlicher Verrat eines Sklavenhändlers – Ein zähes Nashorn – Ein hervorragender Jagdvormittag – Rhinoceros tricornis – Ein Handgemenge der Einheimischen und ein Festtanz – Effektiver Angriff eines Nashornkalbes . . 146

KAPITEL XIV.

Ein Lager am Fluss – Ein guter Jagdtag und eine knappe Flucht – Ein Esel in Not – Rückkehr zum Simba-Lager – Cala-See – Merkmale des Nashorns . . 159

KAPITEL XV.

Taveta – Angriff auf eine Swahili-Karawane – Der Verlust einer Ehefrau – Ankunft des Bischofs von Mombasa – Häusliche Sorgen – Aufbruch zum Mount Meru – Reichtum an Großwild – B.s knappe Flucht – Kahe-Wald – Die Wa-kahe – Meuternde Träger – Knappe Rationen – Die Meru-Reise wegen der Masai abgebrochen – Ein lächerlicher Masai-Schrecken – Die Sogonoi-Berge . . 169

KAPITEL XVI.

Mein erster Büffel – Der erste Löwe von C. erlegt – Alligatoren – Von Büffeln umzingelt – Der Schirrantilope – Die W'Arusha – Paviane und Gnus – Mein erster Löwe – Ein Büffel und ein Nashorn mit einem Doppelschuss erlegt – B. von einem Büffel angegriffen – W'Arusha-Diebe – Besuch bei Sina . . 188

KAPITEL XVII.

Häuptling Sina – Ein geleisteter Eid – Die Leibgarde – Wa-kiboso-Dörfer – Außergewöhnliche technische Leistungen der Einheimischen – Eine fruchtlose Suche nach Wild – Ein prächtiger Wald – Aufstieg zum Kilimandscharo – Ein Marktplatz in Kiboso – Ein falscher Alarm – Märchenwälder – Der Sattel zwischen Kibo und Kimawenzi . . 208

KAPITEL XVIII.

Elefanten – Ein neuartiges Heilmittel gegen Kopfschmerzen – Ein gelungener Schnappschuss auf einen Büffel – Wildreichtum am Abarri-Fluss – Warzenschwein und Elenantilope – Rückkehr nach Taveta – Erneuter Besuch des Jipe-Sees . . 231

KAPITEL XIX.

Die Gazella Walleri – Flusspferde – Bau eines Floßes – Flusspferdjagd – Alligatoren – Rückkehr nach Taveta – Reise zur Küste – Aufstieg zum Mount Ndara – Geierperlhuhn – Deutsche Kolonisation – Abschied . . 245

Liste des rund um den Kilimandscharo erlegten Wildes . . 261

Brief von Sir R. G. Harvey . . 262

Wildsichtungen am Tana-Fluss . . 283

Anhang I. — Liste der Fauna, hauptsächlich in den Ebenen rund um den Kilimandscharo gefunden . . 284

Liste der in der Nähe des Kilimandscharo gesammelten Jagdvögel . . 291

Anhang II. — Englisch-Swahili-Vokabular nützlicher Wörter und Phrasen . . 295

INDEX . . 305

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN

Das Wildland . . Frontispiz

Die Karawane auf dem Marsch . . Seite 69

Häuserbau in Taveta . . „ 86

Eingeborene Frauen aus Useri . . „ 151

Nashornjagd . . „ 155

Karawane überquert eine einheimische Brücke . . „ 178

Er spürte den Luftzug ihres Körpers, als sie an seiner Schulter vorbeizog . . „ 199

Ein unprovozierter Angriff . . „ 202

Eingang nach Kiboso . . „ 206

Ein Märchenwald . . „ 215

Kilimandscharo, 9000 Fuß . . „ 220

Er kam mit erhobenem Rüssel direkt auf uns zu . . „ 249

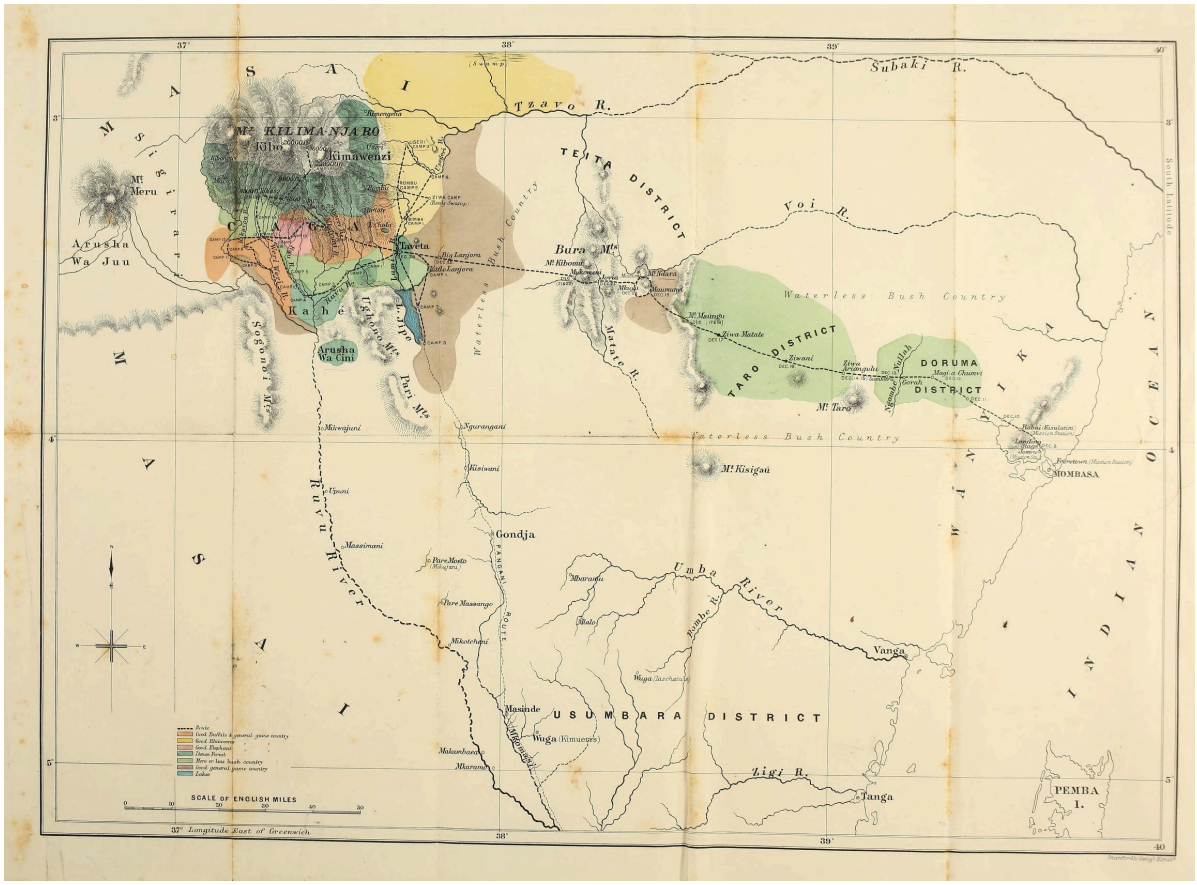
Flusspferdjagd auf dem Jipe-See . . „ 255

Waffen und Ornamente . . „ 98

Überall gespitzte Ohren . . „ 106

- . . „ 130
- . . „ 140

Karte mit der Route von Mombasa zum Kilimandscharo und der Marschlinie bei einer Reihe von Jagdausflügen im angrenzenden Land.



OSTAFRIKA UND SEIN GROSSWILD.

KAPITEL I.

Ursprung und Ziel der Expedition – Vorbereitende Arrangements – Abreise nach Sansibar – Lamu – Ankunft in Sansibar.

Im Sommer 1886 beschloss ich, meinen Winterurlaub in Indien zu verbringen, und schrieb daher an meinen alten Freund Sir Robert Harvey, der den größten Teil der letzten zehn Jahre mit der Jagd dort und in anderen Ländern verbracht hatte, sich zu dieser Zeit jedoch in der Heimat aufhielt, um zu fragen, ob er beabsichtige, im Herbst nach Indien zurückzukehren, da wir in diesem Fall eine gemeinsame Ausreise arrangieren könnten. Er antwortete, dass er plane, im November nach Mombasa aufzubrechen und sich landeinwärts vorzuarbeiten, bis er den Wald von Taveta und die angrenzenden unberührten Jagdgebiete in den Ebenen am Fuße des Kilimandscharo erreichte – eines isolierten Riesenbergmassivs an den Grenzen des Landes der kriegerischen Masai. Er fügte eine detaillierte Beschreibung seiner geplanten Pläne hinzu und erregte meine Fantasie mit einer Schilderung des Überflusses und der Vielfalt an Wild, die in jenen Regionen anzutreffen seien.

Aufgrund des weit verbreiteten Terrors, den die Masai verbreiteten, deren ständige und blutige Viehüberfälle den Distrikt auf hunderte Meilen fast seiner ursprünglichen Einwohner beraubt hatten, war dieses Land noch nicht bejagt worden und bot Sportsmännern, die bereit waren, „ein wenig Entbehrungen auf sich zu nehmen“, alle Reize eines neuen Betätigungsfeldes. Als mein Freund seinen Brief mit dem Vorschlag beendete, ich solle mich ihm bei der Expedition anschließen, ergriff ich freudig die Chance und gab meine ursprüngliche Idee ohne jegliches Bedauern auf.

Später stellte sich heraus, dass B- sich unendliche Mühe gegeben hatte, eine große Eskorte zu organisieren, die ausreichend bewaffnet war, um eine angemessene Aussicht auf Erfolg zu rechtfertigen; zu diesem Zweck hatte er zwei Jahre zuvor Lamu, Mombasa und Sansibar besucht und war mit wertvollen Informationen über das Binnenland sowie einer gründlichen Kenntnis darüber zurückgekehrt, wie die Fäden vom Ausgangspunkt aus gezogen werden müssten.

Unsere Gruppe bestand neben mir aus Harvey, seinem Bruder C. B. Harvey und H. C. V. Hunter, auf die ich im Text der Kürze halber als B-, C- und H- Bezug nehme. Wir waren uns voll bewusst, dass aufgrund der wahrscheinlichen Feindseligkeit der Masai und anderer Stämme ein gewisses Risiko eingegangen werden musste; diese Gefahr hofften wir jedoch auf ein Minimum zu reduzieren, indem wir ein starkes und recht zuverlässiges Gefolge zusammenstellten, das unter das Kommando von Martin gestellt wurde, einem Malteser, der seine hervorragende Eignung für diesen Posten während seiner Dienstzeit bei Herrn J. Thomson, dem bekannten Erforscher des Masai-Landes, bewiesen hatte.

Unsere Idee war es, direkt nach Sansibar zu reisen und von dort aus, nach Abschluss unserer Vorbereitungen, mit einer Eskorte von etwa zweihundert bewaffneten Trägern zum Festland aufzubrechen und so schnell wie möglich den Wald von Taveta zu erreichen, der etwa zweihundertfünfzig Meilen von der Küste entfernt und innerhalb von zehn Meilen vom Fuße des Kilimandscharo liegt. Hier beabsichtigten wir, ein dauerhaftes Hauptquartier-Lager zu errichten, von dem aus wir durch eine Reihe von Jagdausflügen die umliegenden offenen Ebenen und das Buschland gründlich bearbeiten konnten.

Dies war das attraktive Programm, das entworfen und auf den Informationen basierte, die B- in Sansibar und Mombasa erworben hatte; wir alle stimmten dem freudig zu, und ich darf hier sagen, dass wir ihm für seine exzellenten Arrangements und für die Energie, die er durchweg als Leiter der Expedition an den Tag legte, sehr zu Dank verpflichtet waren.

Am 5. November brachen B-, H- und ich mit der indischen Überlandpost in Richtung Sansibar auf und ließen C- zurück, der einen Monat später folgen sollte, sobald sein Regimentsurlaub begann. Wir beabsichtigten, eine starke Truppe anzuwerben, die

bereitstehen sollte, um ihn ins Landesinnere zu eskortieren; er würde rechtzeitig zum eigentlichen Sport eintreffen, da wir erwarteten, volle drei Wochen in Sansibar aufgehalten zu werden, um die notwendigen Vorbereitungen abzuschließen.

Eine etwas mühsame Seereise von Aden aus wurde durch viele amüsante Anekdoten von Graf Teleki aufgelockert, einem ungarischen Mitreisenden, der mit der großartigen Idee nach Sansibar reiste, Afrika von Ozean zu Ozean zu durchqueren. Er war ein äußerst angenehmer Reisegefährte, und obwohl die Umstände die vollständige Verwirklichung seiner Hoffnungen verhinderten, gelang es ihm, beträchtlich weit in das Innere vorzudringen, und, wie ich mit Freude höre, ist er kürzlich wohlbehalten zurückgekehrt.

Am 25. November erreichten wir Lamu und blieben eine Nacht, um eine Ladung zu vervollständigen, die hauptsächlich aus Elfenbein, Kopalharz, Früchten und anderen einheimischen Erzeugnissen bestand.

Lamu ist ein kleines arabisches Fort, das dem Sultan von Sansibar gehört und etwa zweihundertzwanzig Meilen nördlich dieser Insel liegt. Die Stadt liegt etwa zwei Meilen landeinwärts und ist über einen schmalen Kanal erreichbar, der die Insel Lamu von der Insel Munda trennt. Der Hafen ist bei rauem Wetter wegen seiner zahlreichen Korallenriffe und Barren gefährlich, kann aber bei ruhiger See sicher angelaufen werden. Kurz nach dem Ankern kamen zwei Missionare, die Herren Ashe und Wakefield, an Bord unseres Schiffes; ersterer war gerade erst aus Uganda geflohen, dem Schauplatz der Ermordung des verstorbenen Bischofs Hannington. Sie gaben uns die neuesten Nachrichten aus Sansibar und vom Festland, darunter einen Bericht darüber, dass die Masai die Gallas innerhalb von fünfzig Meilen von Lamu überfallen hätten, sowie die Information, dass Elefanten und anderes Großwild aufgrund der jüngsten Regenfälle landeinwärts zogen.

Hier nahmen wir auch einen Agenten der East African Association an Bord, der nach Sansibar reiste und seitdem eine bemerkenswerte Flucht aus einem einzigartigen und schrecklichen Abenteuer erlebt hat. Während er im seichten Wasser vor Lamu badete, wurde er plötzlich von einem Hai angegriffen und um die Taille gepackt; doch dank des sofortigen Eingreifens mehrerer Mitbadender, die seinen Schrei hörten, entkam er mit einer oberflächlichen Fleischwunde am Körper und dem Verlust von drei Fingern.

Am folgenden Tag verließen wir Lamu und erreichten, nach einem Zwischenstopp in Mombasa, am Morgen des 28. November Sansibar bei bester Gesundheit und Laune, begierig darauf, mit den notwendigen Vorbereitungen für unsere Expedition ins Binnenland zu beginnen.

KAPITEL II.

Sansibar – Herr Holmwood – General Mathews – Gewählte Route – Grave Island – Empfang durch den Sultan.

Sansibar, das gegenwärtig Gegenstand so großer politischer und kommerzieller Aufmerksamkeit ist, beherbergt eine mittelgroße Stadt mit hohen, flachgedeckten Häusern mit Innenhöfen, die hauptsächlich aus Korallen gebaut sind. Die engen, gewundenen Gassen deuten darauf hin, dass die Gebäude ohne geplantes System oder Regelmäßigkeit errichtet wurden, während die Küstenlinie von einem bemerkenswert hässlichen Gebäude eingenommen wird, das den Palast des Sultans darstellt. Davor steht ein womöglich noch hässlicherer Uhrturm, der nun ein elektrisches Licht trägt, das vom verstorbenen Sultan nach seinem Besuch in Europa eingeführt wurde. Dieses Bauwerk

dient auch dem nützlichen Zweck eines Leuchtturms. Die größeren Häuser werden von wohlhabenden Arabern und den verschiedenen Konsuln bewohnt, die ihre eigenen Flaggen hissen, und hier und da wird das blendende Weiß der Gebäude durch eine kümmerliche Palme aufgelockert. Das britische Konsulat steht einsam auf einer Landzunge am Südende der Stadt und wird von allen Seiten von der Meeresbrise umspült. Dorthin richteten wir nach der Landung unsere Schritte und hatten das Glück, Herrn Holmwood, den amtierenden Generalkonsul während der Abwesenheit von Sir John Kirk, zu Hause anzutreffen. Er empfing uns mit großer Höflichkeit und Freundlichkeit und führte uns, nachdem er die Zollbeamten gebeten hatte, all unser Gepäck zollfrei passieren zu lassen, zu einem Haus, das für uns gemietet worden war und in dem all unsere Vorräte usw. auf unsere Ankunft warteten. Der Eingang zu unserer Bleibe stand unter der Bewachung von Soldaten des Sultans, die dort auf Befehl von General Mathews stationiert worden waren, und wir machten uns auf den Weg, um diesem ausgezeichneten Offizier unsere Aufwartung zu machen, nachdem wir unsere individuellen Quartiere hergerichtet hatten.

Der General hieß uns in seiner gemütlichen kleinen Residenz herzlich willkommen, die mit großem Geschmack eingerichtet und voller interessanter Objekte war – Exponate verschiedener östlicher Künste, Schwerter, Speere, Dolche und Schilde aus einheimischer Fertigung sowie Jagdtrophäen aller Art. Ursprünglich bei der Marine, trat General Mathews nach seiner Pensionierung in den Dienst des Sultans von Sansibar, der seinen großen Wert vollauf zu schätzen weiß. Er befehligt nun eine disziplinierte Armee, bestehend aus 1400 regulären Soldaten und etwa 3000 arabischen Hilfstruppen. Für die freundliche und unschätzbare Hilfe, die er uns bei der Organisation unserer Karawane leistete, kann ich niemals dankbar genug sein, und ich ergreife gerne diese Gelegenheit, um ihm zusammen mit Herrn Holmwood und anderen guten Freunden nochmals für ihre zahlreichen Beweise der Gastfreundschaft und für das Interesse und die Mühe zu danken, die sie sich gaben, um uns einen guten Start in unsere Reise zu ermöglichen.

Am Morgen nach unserer Ankunft wurden wir durch einen gewaltigen Lärm vor unserem Quartier geweckt, der von etwa 150 der bereits angeworbenen Männer verursacht wurde, die kamen, um sich einschreiben zu lassen und Geld für ihre tägliche Verpflegung zu erhalten, was acht Pice (etwa zwei Pence) pro Mann betrug. Die Belagerung dauerte zwei Stunden und bot eine sehr malerische und belebte Szene. Viele Rekruten waren in lange, schneeweiße Gewänder gekleidet und trugen den roten Fes; alle schrien, jaulten oder plapperten aus vollem Halse und im selben Moment durcheinander.

Es war das erste Mal, dass ich Trägern aus Sansibar begegnete, und ich war beeindruckt, solch eine Truppe stattlicher Männer zu sehen; und obwohl wir später herausfanden, dass sie schreckliche Feiglinge waren, waren sie exzellente Träger, besaßen große Ausdauer und waren in der Lage, ihre schweren Lasten (65 lbs) über weite Strecken zu tragen, ohne viel unter Ermüdung zu leiden.

Nachdem wir drei Esel gekauft und unseren Anführer Martin damit beauftragt hatten, alle Vorkehrungen zu treffen, um unser Gepäck in Lasten aufzuteilen, die das vorgeschriebene Gewicht von jeweils 65 lbs nicht überschreiten durften, gingen wir zum Tennisplatz, der etwa anderthalb Meilen von der Stadt entfernt liegt. Man erreicht ihn über eine Straße, die die Fortsetzung der einzigen Straße in Sansibar ist, die breit genug für den Wagenverkehr ist; tatsächlich stellten wir fest, dass es mit Ausnahme der Kutsche des Sultans und der einiger weniger großer Händler und Kaufleute keine Fahrzeuge in der Stadt gab. Die Tennisplätze bestehen aus drei Asphaltplätzen, die reizvoll gelegen und durch prächtige Mangobäume von großer Höhe mit schönem dunkelgrünem Laub gut beschattet sind. Tennis ist fast die einzige Erholung in Sansibar und wird von den Mitgliedern des

britischen Konsulats, den Offizieren der verschiedenen Kanonenboote und einigen örtlichen Kaufleuten sehr geschätzt.

Die Vorbereitungen für unseren Aufbruch ins Binnenland wurden hauptsächlich Martin anvertraut, der unser Arsenal von fünfundsechzig Gewehren für unzureichend erklärte, weshalb wir es um einige weitere Snider-Karabiner und etwa fünfzig Vorderlader aufstockten. Natürlich gab es endlose Diskussionen über die Route, die wir nehmen sollten, obwohl wir nur zwischen zweien wählen konnten. Die eine führte von Pangani direkt gegenüber von Sansibar, die andere von Mombasa aus. Die erste galt als zu sumpfig, die zweite als zu trocken, sodass es bestenfalls eine Wahl zwischen zwei Übeln zu sein schien. Man versicherte uns jedoch, dass die Mombasa-Route zu dieser Jahreszeit ziemlich gut mit Wasser versorgt sein würde, und da sie den Reiz bot, die kürzere zu sein, entschieden wir uns für sie.

Während unseres Aufenthalts in Sansibar kauften wir zahlreiche Schwerter und Dolche von schöner Handwerkskunst in Silber, Gold und Elfenbein; einige waren antike Stücke, die wahrscheinlich vom Imam von Maskat mitgebracht worden waren, als er die Insel 1784 eroberte.

Die Hausdächer sind bei den Sansibariten die bevorzugten Aufenthaltsorte während der sonnigen Intervalle zwischen den häufigen und schweren Regenschauern; dort pflegte eine junge schwarze Dame ihre tägliche Toilette direkt gegenüber meinem Fenster zu verrichten: Der wichtigste und sicherlich mühsamste Teil der Prozedur bestand darin, ihr sehr dickes Haar mit Hilfe eines Kammes mit nur zwei Zinken zu ordnen.

An einem Morgen machten wir in einem Boot, das uns der Sultan freundlicherweise geliehen hatte, einen frühen Ausflug nach Grave Island, die direkt gegenüber von Sansibar liegt und so genannt wird, weil sie den europäischen Friedhof beherbergt. Wir waren bestrebt, ein Exemplar der Zwerggazelle zu erhalten, von der man sagt, sie sei eigentümlich für diese Inselgruppe. Diese spezielle Insel ist anderthalb Meilen von Sansibar entfernt, etwa eine halbe Meile lang und zweihundert oder dreihundert Yards breit. Wir fanden sie so dicht mit Kakteen und Dornenbüschen bewachsen, dass unsere Chancen auf Jagderfolg ohne Hunde und ordentliche Treiber gering waren. Zahlreiche Spuren der Gazelle waren zu sehen, und unsere Bootsleute taten ihr Bestes, für uns zu treiben, aber da sie alle barfuß waren, konnten sie nicht weit in den Busch eindringen.

Nach einiger Zeit hatte B- das Glück, ein sehr gutes Exemplar zu erlegen, etwa von der Größe eines Hasen, mit vier kleinen Füßen, die alle auf einem Penny-Stück Platz fänden. Die Hörner sind gerade, etwa zweieinhalb Zoll lang, und dazwischen wächst ein hoher Haarschopf. Wie die kleinen Geschöpfe auf diese Inseln kamen, kann ich nicht sagen; denn obwohl sie auf Sansibar und den anderen benachbarten Inseln vorkommen, sind sie auf dem Festland unbekannt.

Wir fanden einige wunderschöne Muscheln und waren beeindruckt von den künstlerischen Effekten, die durch die Einwirkung der Wellen auf die Korallen entstanden waren, die stellenweise zu einer Reihe natürlicher Bögen ausgehöhlt waren. Kakteen wachsen in diesen Breitengraden überall und enthalten einen milchigen Saft, der ein starker und höchst unangenehmer örtlicher Reizstoff ist, wenn er auf die menschliche Haut gelangt; daher rührte die Vorsicht unserer barfüßigen Bootsleute, ihnen weiträumig auszuweichen.

Am folgenden Tag fuhren wir auf Einladung des Sultans mit Herrn Holmwood und Herrn Drummond nach Chugnani; zu diesem königlichen Palast wurden wir in königlichen Kutschen befördert, die von Vasallen in königlicher Livree gefahren wurden.

Die Kutschen waren sehr klapprige alte „Rumpelkisten“ und die Pferde alles andere als temperamentvoll, während die Livree aus einem schmutzigen roten Rock und einem weißen Gewand bestand, das wie eine Mischung aus einer türkischen Hose und einem englischen Unterrock aussah. Wir wurden in prunkvollem Stil durch reizvolle Kokospalmen- und Mangohaine sowie Bananenplantagen gefahren, bis wir den Palast erreichten, der herrlich auf einer Landzunge etwa acht Meilen südlich der Stadt gelegen ist. Wir waren eher überrascht, dort ohne Missgeschick angekommen zu sein, denn obwohl die Pferde vollkommen ruhig waren, schienen die Räder der Kutschen jeden Moment wegbrechen zu wollen. Ich war immer unter dem Eindruck gewesen, dass ein Sultanspalast ein unbeschreibliches Prachtwerk aus Säulen sei, die mit funkelnden Edelsteinen von unschätzbarem Wert besetzt sind, und dass, wenn man einen einzigen losen Stein herauspicken und damit in sein Heimatland zurückkehren könnte, ein Leben in solcher Muße und solchem Komfort, wie er aus einem hohen, vierteljährlich gezahlten Einkommen resultiert, der gerechte Lohn wäre. Die Paläste von Sansibar belehrten mich eines Besseren und brachten mich zu der Ansicht, dass Autoren der spannendsten und fesselndsten Reisebücher nicht immer die verlässlichsten Autoritäten waren.

Ich glaube nun wagen zu können, den königlichen Palast von Chugnani zu beschreiben, ohne befürchten zu müssen, dass man mir vorwirft, von einer exotischen Fantasie infolge des Badens in orientalischer Pracht davongetragen worden zu sein. Das Gebäude war, wie gesagt, herrlich gelegen, bot aber für mein unarchitektonisches Auge einen Schandfleck. Das Erdgeschoss bestand erstens aus zwei großen unmöblierten Räumen, deren Böden und Decken durch ein paar wertlose Kronleuchter unterteilt waren und an deren Wänden billige Pariser Spiegel und ein paar Farbdrucke aus englischen Weihnachtsmagazinen hingen. Dann kam etwas wirklich Attraktives in Form einer Anlage mit Schwimm- und türkischen Bädern. Eine dürftige Holztreppe führte in den ersten Stock, wo zwei Räume, in der Größe denen darunter entsprechend, durch weitere Kronleuchter und Spiegel sowie ein paar alte Stühle geschmückt waren, die durch einen wirklich guten Teppich beschämt wurden. Diese Räume und ein kühler Balkon, ebenfalls mit Teppich ausgelegt, bildeten die Quartiere der hundert Ehefrauen des Sultans und wurden von ihnen belegt, wann immer ihr Herr und Gebieter sich von den ernsten Staatsgeschäften losreißen konnte, um einen glücklichen Tag in Chugnani zu verbringen. Bei solchen Gelegenheiten wurden alle Damen in Sansibar in Kutschen gepackt und sicher im Landpalast abgeliefert, während der Sultan allein in seiner eigenen Kutsche wie ein alter Widder den Schluss bildete.

Auf dem Balkon mit Blick auf das Meer war ein höchst üppiges Frühstück für uns vorbereitet worden, bei dem Pira, das Faktotum des Sultans, den Dienst versah. Dieser Herr nahm unter anderem die Aufgaben eines Verwalters, Detektivs, Spions und Nachrichtenvermittlers wahr und hielt den Sultan in letzterer Eigenschaft über den gesamten örtlichen Klatsch und Skandal der feinen Gesellschaft auf dem Laufenden. Er ist, wie ich glaube, kürzlich in Ungnade gefallen und aus Sansibar verbannt worden. Unter seiner Aufsicht war der Tisch mit tropischen Blumen, Oleander, Hibiskus, Ringelblumen, gefülltem Jasmin und Krotonpflanzen von herrlichen Farbtönen dekoriert worden; und das königliche versilberte Tafelgeschirr, bestehend aus ungleichen Sets verschiedener Muster, war sorgfältig aufgetragen worden. Das Festmahl dauerte anderthalb Stunden, und die Anzahl der Gänge schien endlos. Wir hatten Fisch, Rind, Hammel, Hühner, Omelettes und Currys und schlossen mit Konfitüren, Mangos, Bananen und anderen Früchten ab, allesamt exzellent. Das Geschirr passte zum Tafelgeschirr, da es aus den angeschlagenen Überresten einer Reihe ungleicher Sets bestand. Wir hatten unseren eigenen Wein mitgebracht, denn es widerspricht dem Glauben des Sultans, etwas anderes als eine kränkliche Art von Sorbet anzubieten, an das wir unsere Verdauung noch nicht gewöhnt hatten. Wie man nach dem Frühstück die Zeit totschlagen sollte, war ein schwieriges Problem, da wir die Attraktionen des Palastes mit einem einzigen Blick

erschöpft hatten und der Garten, mit Ausnahme einiger Oleander und Palmen, kahl war. Pira wies jedoch stolz auf zwei Attraktionen hin, die er besaß und die in den Augen des Sultans von größerer Bedeutung waren als bloße Blumenbeete. Die erste war ein großes Dampfkarussell, das leider „kurz angehalten hatte, um nie wieder zu fahren", da es sich bei der letzten Benutzung festgelaufen hatte und beharrlich allen Versuchen widerstand, es wieder in Gang zu bringen. Die zweite war ein großes Riesenrad mit Gondeln in perfektem Betriebszustand, was jedoch kaum eine gesunde Form der Erholung unmittelbar nach einem solchen Frühstück darstellte, wie wir es hinter uns hatten. Es war halb eins, also beschlossen einige von uns, ein Nickerchen auf dem Boden zu versuchen, da die Stühle alle eine Rohrgeflochten-Sitzfläche und hohe Lehnen hatten; doch innerhalb einer Stunde verkündete Pira, dass soeben ein kleiner Imbiss serviert wurde, und dieser bestand aus Suppe, Hammel, Tauben, Enten, Curry-Garnelen, Eispudding und geeisten Mangos. Wir aßen alle, bis wir absolut vollgestopft waren, und hatten kaum beendet, als Pira wissen wollte, um welche Zeit wir für das Abendessen bereit wären. Ich dachte mir, dass derselbe Tag in einer Woche zur gleichen Stunde passen könnte, aber die anderen erfanden Vorwände, um sofort nach Sansibar zurückzukehren, da sie erklärten, eine weitere solche Völlerei könne selbst eine Woche später gefährlich sein.

Die Heimfahrt war voller Zwischenfälle, wie sie glückliche Feiertage selbst in England begleiten. Unser Gewicht erwies sich als zu viel für eine der hinfälligeren Kutschen und ein Rad fiel ab, von dem niemand wusste, wie man es wieder anbringen sollte. Dies machte es für die andere Kutsche schlimmer, die nun fünf von uns zusätzlich zum Kutscher fassen musste; dieser peitschte, aus Angst vor einer Katastrophe und bestrebt, so nahe wie möglich nach Hause zu kommen, bevor sie eintrat, seine Tiere so lange aus, bis eines völlig erschöpft war und alle halbe Meile ausruhen musste. Schließlich rammten wir einen Ochsenkarren, als wir in die enge Straße einfuhren, und das gab den Ausschlag für uns, den Rest unseres Weges zu Fuß zurückzulegen.

Der nächste Tag war für unsere Audienz beim Sultan und die Überreichung eines Briefes festgesetzt worden, den uns Seine Königliche Hoheit der Prinz von Wales freundlicherweise mitgegeben hatte. Dementsprechend trafen wir uns kurz nach neun Uhr, in schwarze Röcke und weiße Hosen gekleidet, im britischen Konsulat, wo wir die Herren Holmwood und Drummond in Uniform erwarteten. Wir gingen zum Palast; die engen Straßen waren auf beiden Seiten von den arabischen Hilfstruppen gesäumt, die mit langen, reich eingelegten Gewehren, Messern, Schwertern und Pulverhörnern von schöner Handwerkskunst bewaffnet waren.

Durch diese lebendige Gasse aus brillanten und vielfältigen Farben marschierten wir im Gänsemarsch, bis wir den Palast erblickten. Ich war erstaunt festzustellen, dass viele von denen, an denen wir vorbeikamen, noch recht junge Burschen waren, und mir wurde gesagt, dass jeder Mann oder Jüngling, der half, diese Garde zu bilden, das Oberhaupt seiner Familie repräsentierte. Vor dem Palast hatten die regulären Truppen unter General Mathews Aufstellung genommen; sie sahen in ihren weißen Waffenröcken und Hosen, den braunen Ledergürteln mit Schulterriemen und ihren rot-gelben Feldmützen recht schneidig aus. Mit dem Rücken zum Palast war ein kleiner abgespittener Trupp indischer Kavallerie angetreten, begleitet von der portugiesischen Kapelle. Unser Erscheinen war das Signal für letztere, die Nationalhymne anzustimmen, woraufhin alle Truppen in orthodoxer Weise salutierten, während wir mit entblößtem Haupt den Palast betraten.

Dieses große und hässliche Gebäude hat einen geräumigen Innenhof, aus dessen Mitte eine breite doppelte Holztreppe mit so vielen Wendungen und Windungen wie ein chinesisches Rätsel zum Dach hinaufführt, das mindestens hundert Fuß über dem Boden liegt. Oben am ersten Treppenabsatz kam uns der Sultan, begleitet von seinen wichtigsten arabischen Adligen, entgegen, schüttelte uns allen herzlich die Hand und lud uns in den

Audienzsaal ein. Wir passierten Korridore, die mit persischen Artilleristen gesäumt waren, und folgten Seiner Majestät, während die Kapelle die Nationalhymne von Sansibar spielte, deren Melodie einen eher an einige ägyptische Melodien erinnert, oder vielleicht korrekter ausgedrückt, an Dissonanzen.

Der Audienzsaal ist ein langer und schmaler Raum, so lang tatsächlich, dass man ihn als weiteren Korridor betrachten könnte; die Seiten sind mit schweren vergoldeten Stühlen gesäumt und die Wände mit großen vergoldeten Spiegeln geschmückt. Der Sultan nahm am fernen Ende Platz und wies uns die nächsten Stühle zu seiner Rechten zu, während die arabischen Adligen, etwa vierzig an der Zahl, auf beiden Seiten unterhalb von uns Platz nahmen. Ein Dolmetscher nahm daraufhin seinen Platz vor Seiner Majestät ein – ein merkwürdig aussehender alter Herr von hellem, gelbem Teint mit mit Baumwolle ausgestopften Ohren, der eine blaue Brille, einen Turban, ein langes schwarzes Gewand und eine Schärpe trug. Nach einer kurzen Pause watschelte ein dicker und stattlicher Würdenträger in hellbraunen Gewändern den Raum herauf, den wir als Zeremonienmeister verstanden, gefolgt von Dienern, die Kaffee und das unvermeidliche rosa Sorbet brachten; davon mussten wir kosten, wobei wir glücklicherweise nur am Sorbet nippen mussten, da es bei einem königlichen Empfang als unhöflich gilt, einen langen Schluck zu nehmen.

Ich stand daraufhin auf und überreichte das Schreiben Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Wales, und B- überreichte ein weiteres Schreiben von Sir John Kirk. Ich begleitete mein Schreiben mit einer kurzen Komplimentierrede, die dem Sultan durch den Dolmetscher übermittelt wurde. Darauf antwortete der Sultan, indem er uns viel Erfolg wünschte und hinzufügte, dass er, da der Prinz von Wales bei seinem Besuch in England so gütig zu ihm gewesen sei, alles in seiner Macht Stehende für jeden tun werde, der seine Empfehlung trage.

HOFETIKETTE.

Er fragte dann, wie wir nach Mombasa zu gelangen gedächten, und bot an, uns einen seiner eigenen kleinen Dampfer zu leihen. Herr Holmwood erschreckte mich ein wenig mit der Antwort, dass wir diesen nicht benötigen würden, da wir bereits den Missionsdampfer *Henry Wright* gemietet hätten. Der Sultan wollte jedoch nicht hören, dass wir ein anderes Schiff als das seine nähmen, was sehr glücklich war; denn obwohl der Bischof von Mombasa uns den Missionsdampfer zugesagt hatte, hatte er uns soeben mitgeteilt, dass wir ihn erst am folgenden Dienstag oder Mittwoch haben könnten, da er großen Wert darauf lege, dass die Besatzung am Sonntag zur Teilnahme am Gottesdienst zurück in Mombasa sei. Dies wäre ungelegen gekommen, da wir unbedingt am Montag aufbrechen wollten; wir waren verpflichtet, unseren Leuten zwei Monatslöhne im Voraus zu zahlen, und jeder Tag, den sie untätig blieben, bedeutete, dass sie sich betranken und Unfug anstellten.

Nachdem er dem Sultan für sein freundliches Angebot und für den „herrlichen Tag in Chugnani“ gedankt hatte, teilte Herr Holmwood ihm mit, dass wir mit unserer Unterredung sehr zufrieden und bereit seien zu gehen, wann immer es sein Vergnügen sei, uns die Erlaubnis zu erteilen. Dies schien eine ungewöhnliche Form der Hofetikette zu sein, da es eher danach klang, als würden wir den Sultan entlassen, als er uns; es war jedoch zweifellos korrekt, und der Sultan verstand den Wink sofort, indem er sich von seinem Stuhl erhob – nachdem er gesagt hatte, er werde uns Empfehlungsschreiben an alle wichtigen Häuptlinge im Binnenland mitgeben – und uns zum oberen Ende der Treppe zurückgeleitete. Hier schüttelten wir uns erneut ringsum die Hände, während die Kapelle unsere Nationalhymne anstimmte und die Truppen noch einmal präsentierten.

Dieser Sultan, Sayyid Bargash, der, wie ich bedauerlicherweise sagen muss, inzwischen verstorben ist, war ein eher würdevoll aussehender Mann mit grauem Bart und deutlich korpulent; dies war nicht verwunderlich, da es ihm nie erlaubt war, sich zu Fuß zu bewegen, und er ständig in der Gesellschaft seiner hundert Ehefrauen lebte, die übrigens sorgfältig außer Sichtweite gehalten wurden. Ich glaube, der arme Mann litt schwer an Elefantiasis, was wahrscheinlich sein Gemüt beeinträchtigte, denn obwohl er zu uns äußerst freundlich und gnädig war, stand er in dem Ruf, gegenüber seinem eigenen Volk ein ziemlicher Haudegen zu sein. Seine Kleidung bestand aus einem Turban und einfachen weißen Gewändern mit einer farbigen Schärpe, über der er einen dunklen arabischen Mantel trug, während er an seiner Seite ein prächtiges Schwert mit juwelenbesetztem Griff führte. Die Szene außerhalb des Palastes konnte kaum als grandios bezeichnet werden, aber sie war fröhlich und belebt und durch die vielen farbigen Gewänder der Beteiligten malerisch; insgesamt war die Zeremonie interessant, da sie eine seltsame Mischung aus flitterhaftem Prunk, halbbarbarischer Pracht und schierer Minderwertigkeit darstellte.

KAPITEL III.

Überreichung des Briefes an die Deutsche Gesellschaft – Die List des Generals – Der Sklavenhandel – Mbweni und die Missionsstation – Missionare im Allgemeinen und Besonderen.

Bevor wir Sansibar verließen, suchte ich Herrn Horneche auf, den Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, um ein Schreiben der deutschen Botschaft zu überreichen. Herr Holmwood hatte mir dies empfohlen, da er erwartete, dass die Deutschen bis zum Ende unserer Reise ins Landesinnere bis zum Kilimandscharo vorgestoßen sein würden und unsere Anwesenheit dort sie misstrauisch bezüglich unserer wahren Motive machen könnte.

Herr Horneche war überaus höflich und empfahl uns dringend, die Pangani-Route zu nehmen, da sie dort bereits einige Stationen errichtet hätten, während sie in der anderen Richtung noch keine besäßen; er fügte hinzu, dass er, sollten wir uns für diesen Weg entscheiden, all seinen Landsleuten auftragen würde, uns nach besten Kräften zu unterstützen und uns die besten und sichersten Jagdgründe zu zeigen.

Man hatte uns gewarnt, uns von den Deutschen so weit wie möglich fernzuhalten, da sie zu jener Zeit noch keinen festen Stand bei den Einheimischen hatten und tatsächlich mit großem Misstrauen betrachtet wurden; wären wir also unter ihrem Schutz erschienen, hätten wir an der Gunstlosigkeit teilgehabt, die sie offenbar erregt hatten – genau das, was wir zu vermeiden wünschten. Ich sagte Herrn Horneche daher, dass alles, was wir von ihm benötigten, ein Brief an alle seine Landsleute sei, denen wir begegnen könnten, in dem bestätigt würde, dass er wisse, dass wir das Gebiet ausschließlich zu Jagdzwecken besuchten und keineswegs Auswanderer oder Politiker repräsentierten. Dies versprach er mir zu geben, und da er offensichtlich mit Arbeit überhäuft war, verabschiedete ich mich sogleich. Ich hätte ihn gar nicht behelligen müssen, da wir während unserer gesamten Reise im Binnenland keinem einzigen Deutschen begegneten.

Kurz vor unserer Ankunft hatte General Mathews, handelnd im Interesse des Sultans, geschickt einen Versuch der Deutschen vereitelt, das Caga-Land aufzukaufen, das am südöstlichen Fuße des Kilimandscharo liegt. Nachdem er von ihrer Absicht Wind bekommen hatte, brach er mit zweihundert einheimischen Soldaten auf und bewegte die verschiedenen Stämme durch Drohungen und Versprechungen dazu, die rote Flagge des Sultans zu hissen. Der General schloss seine Reise in zwölf Tagen ab und erfüllte seine

Mission vor der Ankunft der Deutschen, die denselben Distrikt in sechsunddreißig Tagen erreichten, nur um festzustellen, dass das gesamte Land, das sie zu annektieren gedachten, bereits die Farben des Sultans gehisst und seine Oberhoheit anerkannt hatte. Die Geschichte besagt, dass sie bei ihrer Rückkehr erklärten, sie hätten zuerst das gesamte gewünschte Territorium aufgekauft und der Sultan habe die Einwohner erst nachträglich gezwungen, seine Flagge zu hissen; aufgrund dieser Darstellung, die durch den deutschen Konsul Rohlfs übermittelt wurde, schleuderte Fürst Bismarck die schrecklichsten Drohungen aus, wonach er eine Flotte nach Sansibar entsenden und die ganze Stadt dem Erdboden gleichmachen würde. Bevor diese Flotte jedoch den Segelbefehl erhielt, erwies eine Untersuchung, dass ihre Anwesenheit vor Sansibar unvertretbar wäre, und die ganze Angelegenheit wurde dadurch beigelegt, dass der deutsche Konsul aufgefordert wurde, sofort nach Berlin zurückzukehren.*

Wir wurden an Bord von H.M.S. *Turquoise* von Kapitän Woodward und den übrigen Offizieren mit großer Herzlichkeit empfangen, deren Kabinen mit birmanischen Kuriositäten beladen waren, die sie im Vorjahr bei der Expedition nach Mandalay erworben hatten. Die *Turquoise*, ein besonders komfortables Schiff, ist eines von zwei britischen Kanonenbooten, die derzeit auf dieser Station mit der Unterdrückung des Sklavenhandels beschäftigt sind. Für jede gekaperte Sklavendhau wird eine Belohnung gezahlt, die je nach Größe der Dhau oder der Anzahl der Sklaven an Bord variiert; es bleibt den Offizieren überlassen, ob sie diese mit 10 £ pro Tonne oder 5 £ pro Sklave berechnen. Das System der Dhau-Jagd wird in Sansibar jedoch keineswegs als wirksam angesehen und praktisch so beurteilt, dass es mehr schadet als nützt, da die wirklichen Leiden der armen Sklaven beim Transport aus dem Binnenland entstehen; sobald sie die Küste erreicht haben, wären ihre Sorgen vorbei, gäbe es nicht die Anwesenheit und Aktivität der Kanonenboote. Ich hörte von den Missionaren einige grausige Geschichten über schockierende Grausamkeiten, die auf der Insel Pemba verübt wurden, darunter das lebendige Begraben eines Sklaven; doch in neun von zehn Fällen wird ein Sklave nach dem Kauf zu einem wertvollen Eigentum und wird daher mit Güte behandelt.

In Sansibar gibt es natürlich eine große Anzahl von Sklaven, obwohl der regierende Sultan sich verpflichtet hat, sein Möglichstes zu tun, um den Handel zu stoppen. Mit Ausnahme der Missionsleute waren fast drei Viertel der von uns angeheuerten Träger Sklaven, denen es gestattet war, sich selbst zu verdingen, nachdem sie privat mit ihren Herren vereinbart hatten, die Hälfte des Lohns, den sie erhalten würden, an diese abzuführen. Obwohl dies auf den ersten Blick hart für den Arbeiter erscheint, muss bedacht werden, dass der Herr stets dafür verantwortlich ist, dass er gekleidet und genährt wird, wenn es keine Arbeit für ihn gibt.

Sklaverei scheint in diesem Land fast angeboren zu sein, und die Einheimischen sind so sehr an diese Institution gewöhnt und – ich wage fast zu sagen – für sie und keine andere geeignet, dass die Aufgabe, sie abzuschaffen, meiner Meinung nach fast unmöglich ist. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, dass unsere derzeitigen Bemühungen zur Unterdrückung entweder zu viel oder zu wenig darstellen; wir sollten entweder den Versuch aufgeben, den gesamten Handel zu stoppen, und uns mit einer sorgfältigen Überwachung und Reglementierung der Sklavenbehandlung begnügen, oder wir sollten uns dazu entschließen, ein paar Millionen auszugeben und eine Kette starker Posten im Binnenland zu errichten.

Die Kanonenboote können, so gut ihre Bemühungen auch sein mögen, nichts gegen den Handel vom Landesinneren zur Küste ausrichten, und die Tatsache ihrer Anwesenheit macht es den Händlern nur schwerer, die Sklaven in großer Zahl abzusetzen, wenn sie sie an die Küste gebracht haben; folglich betrachten sie sie nun als von geringem Wert, außer als Träger für schwere Elfenbeinlasten, und kümmern sich nicht darum, wie viele

unterwegs sterben. Tatsächlich wird heute geschätzt, dass nicht einer von zwanzig jemals die Küste erreicht – eine ganz andere Quote als zu Zeiten, als es noch offene Sklavenmärkte gab. Früher durfte eine Sklavin, die ein Kind hatte, dieses tragen, da sowohl sie als auch ihr Kind einen gewissen Wert darstellten. Da ihr einziger Wert heute proportional zu dem Gewicht ist, das sie tragen kann, wird das Kind, wenn sie es nicht zusätzlich zum Elfenbein tragen kann, in den Dschungel geworfen und erleidet dasselbe Schicksal wie jene, die zu schwach sind, um mit der Karawane Schritt zu halten (d. h. der Tod durch Verhungern oder durch wilde Tiere). Wenn es statt der Kanonenboote wieder offene Sklavenmärkte gäbe, würden all diese unglücklichen Geschöpfe einen gewissen Wert repräsentieren, und anstatt bloß als Transportmittel für Elfenbein benutzt und bis zum letzten Atemzug ausgepeitscht zu werden, würden sie um des Besitzers willen mit einer gewissen Rücksichtnahme behandelt werden.*

Nach dem, was ich über diese Einheimischen weiß, glaube ich, dass ordentlich beaufsichtigte Sklaverei keine Härte wäre. Sie sind kindlich und von einer eigentümlich niedrigen Intelligenz, und es muss erst noch bewiesen werden, dass sie fähig sind, so weit verbessert zu werden, dass sie das Verständnis erlangen, das für höhere Berufe erforderlich ist. Sogenannte Zivilisation durch Bekehrung wird dies nicht erreichen, da unter solchen Bedingungen der niedere Einheimische einfach zum absoluten Schurken verkommt. Ich habe nicht den Wunsch, die Sklaverei als Prinzip zu befürworten, und würde gerne meinen bescheidenen Teil dazu beitragen, sie mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu sehen, aber wir müssen an der Wurzel beginnen; und solange keine Bewegung zu diesem Zweck in Gang gesetzt wird, verschlimmert das Drangsalieren der Sklavendhaus mit ein paar Kanonenbooten nur das Elend der armen Teufel, denen wir alle zu dienen versuchen.

Der Samstag nach unserer Ankunft war ein regelrechter Festtag, da wir die Namen aufnehmen und den zwei Monate im Voraus gezahlten Lohn an die einhundertfünfundfünfzig Männer aushändigen mussten, die wir bereits angeworben hatten – eine Angelegenheit von fast vier Stunden harter Arbeit inmitten unbeschreiblichen Lärms und Chaos. General Mathews half uns freundlicherweise bei den Namen, die oft sehr kurios waren. Wir hatten einen Träger namens *Offenes Grab*, einen anderen *Kiboko* oder *Nilpferd*, einen dritten *Elefantenzahn* und andere ebenso ungewöhnliche. Viele dieser großen Kerle wurden von winzigen arabischen Jungen herangeführt, die sie als Sklaven beanspruchten und die prompt die Hälfte ihres Lohns beschlagnahmten, sobald sie bezahlt worden waren. Der Lohn der Männer betrug fünf Dollar oder fast elf Rupien im Monat, wobei einige der Anführer mehr als das Doppelte erhielten; und natürlich stürzten sich alle in dem Moment, als das Geld ausgezahlt war, davon, um so viel wie möglich davon in einem gewaltigen Gelage zu verprassen.

Am nächsten Tag fuhren wir in einer der Kutschen des Sultans nach Mbweni, wo Sir John Kirk seine Landvilla hat, zu der uns Herr Holmwood eingeladen hatte. Es ist ein reizendes kleines Haus, gebaut auf einer kleinen Landzunge, gut beschattet von großen Palmen und Mangos und umgeben von einem exquisiten Garten – faktisch das genaue Gegenteil des herrschaftlichen Landpalastes Chugnani. Wir bedauerten sehr die Abwesenheit seines gütigen und höchst angesehenen Besitzers, der so viel getan hatte, um das Ziel unserer Expedition zu fördern. Überall hörten wir, wie mit Bewunderung und sogar Zuneigung von ihm gesprochen wurde, und seiner Persönlichkeit und Verwaltungskraft ist das britische Ansehen in diesem Teil Ostafrikas gänzlich zu verdanken. Sir John Kirk ist ein großer Bewunderer schöner Blumen und Sträucher, und wir bemerkten Gummibäume, Mahagonibäume, tropische Kiefern, Hibiskus, Oleander, Frangipani, Ananas, Zwergpalmen, Nelkensträucher und viele andere; sie waren aus allen Teilen der Welt importiert worden, einschließlich der Kew Gardens.

Nach dem Frühstück unter einem prächtigen Mangobaum verbrachten wir den Tag damit, im Garten umherzuwandern, Fotos zu machen und Tennis auf einem erstklassigen Asphaltplatz zu spielen, und am Abend schlenderten wir hinauf zur Missionsstation.

Diese Kolonie ist in drei Sektionen unterteilt: die Mädchen-, die Junggesellen- und die verheirateten Quartiere. Letztere bestehen aus ordentlichen kleinen Hütten mit einem kleinen Gartenstück, das zu jeder gehört. Bischof Steere, so wurde mir erzählt, hat während seiner Amtszeit viel für diese Mission getan, die Handsäge und eine Lokomobile eingeführt und den Leuten beigebracht, wie man Kalk aus den Korallen herstellt; er besorgte auch eine Windmühle als Wasserpumpe, doch leider kamen die Flügel nie aus England an, sodass sie lediglich ein Denkmal darstellt. Mit seinem Tod starb jedes praktische Unternehmertum, und heute scheint, anstatt dass den Mädchen das Kochen und den Männern das Arbeiten beigebracht wird, die Einhaltung ritualistischer Übungen die Hauptbeschäftigung der bestehenden Missionare in Sansibar zu sein. Aus diesem Grund, so wurde mir gesagt, suchen sich die Männer ihre Frauen unter den mohammedanischen Frauen, für deren Bekehrung übrigens von den verschiedenen Missionen viel Geld fruchtlos ausgegeben wurde. Ich habe keinen Zweifel, dass Bischof Parker all dies nun geändert hat und sich bemüht, Gutes unter den wahrhaftigen Heiden auf dem Festland zu tun, anstatt zu versuchen, diejenigen, die eine Religion haben, die sie verstehen und die zu ihnen passt, dazu zu bewegen, sie gegen eine einzutauschen, bei der das nicht der Fall ist. Obwohl es einige exzellente Männer unter diesen Missionaren gibt, sind nur wenige gut ausgebildet; die Mehrheit wurde aus Händlern, Angestellten oder Mechanikern „hergestellt“. Der Prozess ist nicht schwierig: Ein Mann, der glaubt, seine Position durch Missionsarbeit verbessern zu können, muss nur für ein oder zwei Jahre eine Schule besuchen und ein gewisses Maß an Medizin und Schreinerei lernen, gewürzt mit ein wenig Theologie, und er wird vom örtlichen Bischof als fertiger Missionar und orthodoxer Diakon entlassen. Dies ist, wie mir von informierter Seite versichert wurde, das gängige System.

Als wir zurückkehrten, um uns auf das Abendessen vorzubereiten, fanden wir eines der Fenster des Hauses von einem Bienenschwarm besetzt; und da wir sie nicht durch eine allzu genaue Inspektion störten, zeigten sie keine Neigung, uns zu belästigen. Wir hatten eine exzellente Mahlzeit und kehrten, nachdem wir auf das Wohl unseres anwesenden und unseres abwesenden Gastgebers angestoßen hatten, nach Sansibar zurück und gingen früh zu Bett in Erwartung unseres geplanten Aufbruchs am nächsten Morgen.

KAPITEL IV.

Abreise von Sansibar – Ankunft in Mombasa – Der Gouverneur – Missionsstation Freretown – Letzte Vorbereitungen für das Binnenland – Einwände von Herrn Shaw.

Am Montag um 5 Uhr morgens begannen wir, unsere Lasten an Bord des Sultansdampfers *Star* zu schicken, und da ich noch einige letzte Besorgungen zu erledigen hatte, verließ ich meine Freunde mit dem Versprechen, mittags an Bord zu sein. Bei meiner Ankunft fand ich die Decks so vollgestopft mit unseren Männern vor, dass ich mich kaum bewegen konnte, aber es gab keine Spur von H- und B-, ebenso wenig von unseren Dienern und dem persönlichen Gepäck.

Der Kapitän, eine vertrocknete alte Mumie von einem Araber, wurde allmählich ungeduldig, da er vom Sultan den Befehl erhalten hatte, zwischen 13 und 14 Uhr die Anker zu lichten; die Weisen hatten erklärt, dass die Vorzeichen günstig seien und eine erfolgreiche Reise voraussagten, wenn wir zu dieser Zeit starteten. Kurz vor der verheißungsvollen Stunde von 14 Uhr traf das Gepäck ein, und des Wartens müde, ging

ich an Land, um die Ausreißer aufzuspüren. Ich fand sie eifrig bei einem exzellenten Mittagessen mit Drummond vor, alles andere vergessend außer dem unmittelbaren Hunger. Es stellte sich heraus, dass sie eine Nachricht erhalten hatten, wonach die *Star* nicht vor 15 Uhr auslaufen würde, hatten aber völlig vergessen, es mich wissen zu lassen. Drummond schien entschlossen zu sein, uns nicht gehen zu lassen, bevor wir seinen Keller geleert hätten, aber es gelang uns schließlich, uns auf den Weg zu machen, und in Begleitung von General Mathews meldeten wir uns als „an Bord". Hier verabschiedeten wir uns von diesem ausgezeichneten Mann und herzlichsten aller Freunde, auf dessen Namen ich nie ohne Gefühle der Dankbarkeit und aufrichtigen Wertschätzung Bezug nehmen kann. Es muss ein trauriger Tag für seine Schiffskameraden gewesen sein, als er die Marine verließ, und ein echter Verlust für den Dienst selbst.

Während Sansibar in der Ferne entschwand, errichteten wir eine Segeltuchwand, um uns von unserer lebendigen Fracht zu trennen, die sich gerade erst von ihrem Zechgelage am Zahltag erholte und, obwohl wie Ölsardinen zusammengepfercht, Platz fand, um abwechselnd zu streiten, zu spielen, zu singen und zu essen. Abgesehen von der Tatsache, dass diese Reise nach Mombasa fast so unkomfortabel war, wie eine Reise bei schönem Wetter nur sein kann, bot sie nichts Erwähnenswertes, außer dass wir eine ganz ausgezeichnete Ziege zum Abendessen hatten, die nach arabischer Art mit Rosinen, Reis und Kräutern gefüllt war – das aufmerksame Abschiedsgeschenk des Generals, der wusste, dass wir erhebliche Schwierigkeiten haben würden, an Bord eine Mahlzeit zu kochen.

Wir erreichten Mombasa am Morgen des 7. Dezember um 10 Uhr und machten uns sofort daran, den Lewali (Gouverneur) aufzusuchen, der vom Bischof vorgewarnt worden war, dass wir zusätzlich zu den bereits vorhandenen Männern hundert weitere benötigen würden, um unsere Lasten nach Taveta zu tragen. Dieser Gouverneur, ein zusammengeschrumpftes kleines Männchen, das einer vergrößerten Ausgabe des Affen eines Leierkastenmannes eigentümlich ähnlich sah, empfing uns mit viel Händeschütteln und vielen *jambos* (Wie geht es Ihnen?) und führte uns in eine Art Zelle, wo wir uns, umgeben von den wichtigsten Arabern der Stadt, niedersetzten und zum besonderen Gegenstand des Interesses für eine Menge von Müßiggängern wurden, die nun durch die Fenstergitter starrten. Letztere waren, nach dem eifrigen Bestreben zu urteilen, mit dem sie versuchten, jede geäußerte Silbe aufzuschnappen, offensichtlich die „lokalen Reporter", die zweifellos das Ergebnis unserer Audienz in der ganzen Stadt verbreiten würden, sobald das Interview beendet war.

Nach dem unvermeidlichen Kaffee und Sorbet gingen wir zum Geschäftlichen über und mussten enttäuscht erfahren, dass der Gouverneur keine Männer bereitstehen hatte; die Entschuldigung lautete, dass der „Auftrag nicht von einer Geldanweisung begleitet war". In Wirklichkeit glaube ich, dass er befürchtete, ein Kontingent aus Mombasa würde uns im Stich lassen und er würde später von uns und vom Sultan zur Rechenschaft gezogen werden, weil er kein verlässlicheres Material geliefert hatte. Er erklärte sich jedoch sofort bereit, sein Bestes zu tun, und setzte ein paar Araber daran, die erforderliche Anzahl zusammenzutrommeln, was natürlich Zeit kostete. Nachdem wir den Gouverneur mit einem Salaäm verabschiedet hatten, statteten wir Herrn Shaw, dem Missionar von Freretown, einen Besuch ab, der in einem kleinen weißen, von Palmen umgebenen Haus am fernen Ende des Hafens von Mombasa lebt. Er lud uns höflich zum Mittagessen ein, und während dieses vorbereitet wurde, suchten wir den Bischof auf, der gerade im Begriff war, nach Rabai aufzubrechen, einer weiteren Missionsstation, die siebzehn Meilen weiter oben am Meeresarm liegt. Er empfing uns sehr freundlich und lud uns ein, während unseres Aufenthalts in Mombasa das Haus des Vizekonsuls zu bewohnen.

B- und ich machten daraufhin einen kleinen Spaziergang durch Freretown, wo wir Anzeichen nützlicher Zivilisation in Form von ordentlichen Hütten, einer Kirche, einer Schule und gut gepflegten Pfaden und Straßen vorfanden, und kehrten mit einem günstigen Eindruck von dieser Missionsstation zum Haus von Herrn Shaw zurück. Herr Shaw hatte kürzlich Mandara besucht, dem Häuptling der Moši*, eines recht bedeutenden Stammes, der die Hänge des Kilimandscharo bewohnt. Unterwegs hatte er zwei Nashörner und eine Giraffe erlegt und zeigte uns eine Fotografie der letzteren, aufgenommen, während sie verwundet am Boden lag; der einzige andere mir bekannte Fall, in dem eine wilde Giraffe fotografiert wurde, ereignete sich in der Kalahari-Wüste, als die bekannte Turnerin Lulu sehr erfolgreich ein Tier ablichtete, das von Herrn Farini gestellt worden war. Herr Shaw war auf keine Kriegstrupps der Masai gestoßen und hielt es nicht für wahrscheinlich, dass wir dies auf unserem Weg nach oben tun würden, da der aktuelle Monat nicht ihre bevorzugte Zeit für Überfälle war.

Nach dem Mittagessen begaben wir uns zum Haus des Vizekonsuls, wohin unser Gepäck vorausgeschickt worden war. Dieses Gebäude steht auf einer kleinen Klippe in der Mitte von Mombasa und ist über eine steile, in den Fels gehauene unterirdische Treppe erreichbar. Es ist sehr alt und trägt eine antike portugiesische Inschrift; seine Verbindungen sind interessant, da es zweimal von Beamten der englischen Regierung bewohnt wurde und oft berühmten Entdeckern Unterschlupf bot, während sie ihre Vorbereitungen für den Aufbruch ins Landesinnere trafen. Mombasa ist eine hübsche alte Stadt und hat wohlhabende und aktive Zeiten erlebt, die unter der Leitung der British Imperial East African Company hoffentlich wiederkehren werden. Vor fünfhundert Jahren war es der Hauptumschlagplatz für den gesamten Handel aus dem Binnenland, und seither hat es den Angriffen von Engländern, Portugiesen, Arabern und anderen Fremden standgehalten. Eine exzellente Beschreibung seiner Geschichte findet sich in Herrn Thomsons Buch „Durch das Land der Masai“. Die Stadt liegt auf einer Insel, von der nur ein kleiner Teil kultiviert ist, während der Rest mit dichtem Busch bedeckt ist. Ein großer Teil des jüngeren Handels wurde über die Pangani-Route umgeleitet, die zwar länger, aber einfacher und weitaus besser mit Wasser versorgt ist.

Am Abend saßen wir im Rat und besprachen das weitere Vorgehen. Martin war ganz dafür, dass wir sofort nach Taveta aufbrechen und so viele Lasten wie möglich mitnehmen sollten, wobei es ihm erlaubt sein sollte, für den Rest zurückzukehren; er fürchtete, dass unsere Sansibariten desertieren würden, wenn wir lange in Mombasa blieben. Wir beschlossen jedoch, die Entwicklung der Dinge zumindest für ein oder zwei Tage abzuwarten, und die Ereignisse des nächsten Tages schienen unsere Entscheidung zu rechtfertigen, da etwa dreißig Männer zu zweit oder zu dritt eintrafen und ihre Dienste anboten, die formell angenommen wurden.

* Moši (ausgesprochen Moschi).

Am Nachmittag stattete B- dem Gouverneur einen Besuch ab und überreichte ihm als Geschenk einen Revolver und einen Infanterie-Offiziersdegen; denn wir befanden uns nun im Land jener, die es für seliger halten zu nehmen als zu geben, und jeder erwartete eine Kleinigkeit. B- wurde vom Gouverneur in einem großen Schuppen empfangen, in Anwesenheit dessen, was die gesamte arabische Bevölkerung zu sein schien. Die Gaben mussten mit äußerster Förmlichkeit überreicht werden, und nach deren Entgegennahme bekundete der Gouverneur seine Absicht, unseren Besuch am folgenden Tag zu erwidern.

Das Wasser in Mombasa war sehr schlecht, und da wir nicht an unsere Filter herankamen, mussten wir mit Kokosnusswasser vorliebnehmen, das zwar nicht unangenehm ist, aber den Durst nicht zufriedenstellend löscht; wir probierten auch ein seltsames Zeug namens „Toddy“, das aus dem vergorenen Saft des Kokospalmenstammes hergestellt wird. Es ist

süß und berauschend und kann nur durch einen „antrainierten Geschmack“ geschätzt werden.

Die Einheimischen erzählten uns, dass die Löwen in der Nachbarschaft zahlreich und kühn seien und in den letzten drei Tagen zwei Frauen verschleppt hätten. Ich war bestrebt, einen Köder auszulegen und nachts auf sie anzusitzen, aber B- sagte, das sei ein sicherer Weg, um sich Fieber einzufangen, und wenn die Löwen echte Menschenfresser seien, würden sie niemals einen Ochsen annehmen; also gab ich die Idee auf.

Am nächsten Tag hielt der Gouverneur sein Wort und erwiderte unseren Besuch am frühen Morgen, begleitet von achtzehn anderen Arabern, unter die wir die sieben Stühle aufteilten – mehr hatten wir nicht. Wir gerieten zudem in eine leichte Verlegenheit, da wir keine Kaffeekanne und nur vier Kaffeetassen besaßen, überwanden dies jedoch, indem wir eine alte Teekanne als Stellvertreter nutzten und unseren Gästen ihre Erfrischung in kleinen Abteilungen servierten. Eine bunte Gruppe waren sie, von allen Formen und Größen, gekleidet in Gewänder jeder Schattierung, wobei Schwarz, Rot, Braun und Gelb dominierten; nach einer Viertelstunde verabschiedeten sie sich mit vielen *jambos* und Händeschütteln.

Die neuen Träger kamen heute nicht mehr so zahlreich zur Einschreibung wie gestern, aber nachdem wir unser Kontingent auf einhunderteinundneunzig ergänzt hatten, beschlossen wir, am nächsten Tag nach Rabai aufzubrechen, in der Hoffnung, dort weitere Freiwillige zu finden. Der Nachmittag brachte uns eine Überraschung in Form eines höchst empörten Briefes von Herrn Shaw, der sich beschwerte, wir hätten ihm gegenüber nicht fair gehandelt, indem wir Männer aus seiner Mission ohne seine Genehmigung angeworben hätten, besonders da er uns gesagt habe, dass er deren Vermischung mit unseren Sansibariten nicht gutheiße. Mir drängte sich bei diesem Brief der Gedanke auf, dass die armen Missionsleute, die allesamt befreite Sklaven sind, nur eine Form der Knechtschaft verlassen hatten, um sich in eine andere zu begeben, und dass es ziemlich hart war, sie daran zu hindern, ihren Lebensunterhalt durch aktive und ehrliche Arbeit zu verdienen, nur weil dies bedeutete, sie vorübergehend dem unmittelbaren Einfluss der Missionare zu entziehen. Tatsächlich war uns gar nicht bewusst gewesen, dass wir überhaupt Missionsleute angeworben hatten, da wir keine Erkundigungen über das spezielle Glaubensbekenntnis derer eingezogen hatten, die ihre Dienste anboten. Dennoch gossen wir so viel Öl wie möglich auf die wogenden Wellen, indem wir Herrn Shaw einen Brief voll Entschuldigungen und Erklärungen schickten.

Der Gouverneur war während unseres Aufenthalts so freundlich, uns zweimal täglich Milch zu schicken – eine sehr willkommene Form des Geschenks, da diese Ware in Mombasa ungemein rar ist. Unser nächstes Manöver war die Anmietung von vier Dhaus, um uns und unsere Lasten nach Rabai zu befördern, und danach waren, mit Ausnahme von etwa sechzig weiteren Trägern, die wir ohne große Mühe zu bekommen hofften, unsere letzten Vorbereitungen für den Aufbruch ins Binnenland so vollständig, wie wir es eben einrichten konnten.

KAPITEL V.

Reise in der Dhau – Das erste Lager – Rabai – Auswirkungen der Masai-Überfälle – Die vollständige Karawane – Missionsleute gegen Sansibariten – Deserteure.

Am Freitag, dem 10. Dezember, traten wir unseren Aufbruch ins Binnenland an: Dies war fünfunddreißig Tage nach der Abreise aus England und in Anbetracht aller Umstände kein sehr langer Zeitraum, da unsere Vorbereitungen in einem Land getroffen wurden, in

dem „heute“ morgen bedeutet und „morgen“ die Woche nach der nächsten. Unsere speditive Abwicklung war hauptsächlich B- zu verdanken, der zwei Jahre zuvor Sansibar besucht hatte, um herauszufinden, was wir benötigen würden, ebenso Martins Energie und der freundlichen Unterstützung von General Mathews; unter gewöhnlichen Bedingungen wären wir wohl nicht besser gefahren als Graf Teleki und hätten uns in Sansibar mindestens einen weiteren Monat lang die Beine in den Bauch gestanden. Wir schickten die drei Dhaus mit den Trägern und ihren Lasten voraus und folgten um 8.30 Uhr morgens in der vierten mit unseren persönlichen Dienern, wobei wir kurz in Freretown anhielten, um uns von Herrn Shaw zu verabschieden. Er hatte sich von seinem Groll völlig erholt und erklärte sich freundlicherweise bereit, unsere Post einmal im Monat ins Binnenland nachzusenden. Eine starke Flut, die in den Meeresarm hinein- und herausströmte, war uns nun günstig, und wir segelten munter dahin, obwohl das Schiff leck genug war, um ständiges Ausschöpfen zu erfordern. Die Ufer des Meeresarms sind von Sümpfen gesäumt, die mit Mangroven bedeckt sind – merkwürdige Sträucher, die direkt aus dem Sumpf entspringen und Wurzeln in alle Richtungen schlagen, bis sie ein undurchdringliches Labyrinth aus Netzwerk bilden. Das Land ist hügelig und gut bewaldet, besonders in der Nähe von Jomvu, einer kleinen Missionsstation innerhalb von elf Meilen von Mombasa, wo wir an Land gingen, um Herrn Wakefield aufzusuchen, einen Missionar, den wir zuvor getroffen hatten, der aber leider nicht zu Hause war.

Wir erreichten die Anlegestelle (denn so wird sie genannt) gegen 12.30 Uhr. Wir waren vierzehn Meilen von Mombasa entfernt, und ein Fußmarsch von einer halben Meile brachte uns zu unserem ersten Lager in Ostafrika, das ein sehr geschäftiges Bild bot. Unsere Zelte waren bereits aufgeschlagen und die Lasten in Hütten verstaut, die von den Missionaren zu diesem Zweck gebaut worden waren: Die Gewehre und Munitionsgürtel wurden gerade an einige der Männer ausgegeben, während andere ihre tägliche Portion Reis erhielten und der Rest damit beschäftigt war, einen Kreis aus Grashütten für sich selbst um unsere Zelte herum zu errichten. Der Nachmittag wurde damit verbracht, dass die Männer zusätzliche Lasten hinauf nach Rabai trugen, das etwa drei Meilen entfernt liegt und wo wir hofften, die zusätzlich benötigte Anzahl an Trägern zu erhalten.

Am nächsten Morgen machten wir einen frühen Marsch und erreichten Rabai in anderthalb Stunden nach einem steilen Aufstieg durch einen schmalen Pass, der auf beiden Seiten von dickem, grobem Gras gesäumt war; das Land hier ist hügelig und gut bewaldet mit Palmenhainen und Dornbüschen. Rabai ist eine große Missionsstation nordnordwestlich von Mombasa, 750 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, und besteht aus vielen Hütten, die über ein weites Areal kultivierten Bodens verstreut sind. Eine große Kirche befand sich im Bau, und in deren Nähe war die übliche große Glocke, die die Leute zum Gottesdienst oder zur Schule rief, weithin sichtbar. Befreite Sklaven durchlaufen die Schwierigkeiten der elementaren Bekehrung und Erziehung in Freretown, bevor sie nach Rabai weitergeleitet werden, wo sie ein Stück Land zur Kultivierung erhalten, dessen Erzeugnisse reißenden Absatz bei den vorbeiziehenden Karawanen finden: Sie werden nicht schnell reich, aber jeder, der bereit ist zu arbeiten, kann auf diese Weise einen bescheidenen Lebensunterhalt verdienen.

Einige der Fragen, die mir von einem Missionsjungen gestellt wurden, der ein wenig Englisch sprach, waren amüsant. Er begann mit der Frage:

„Sie Missionar?“

Worauf ich antwortete: „Nein.“

„Sie Händler?“

„Nein."

„Warum Sie dann hierher kommen?"

„Um Tiere zu schießen."

Er sah einen Moment lang verwirrt aus und sagte dann:

„Wofür gut?"

Ich versuchte mein Bestes zu erklären, dass wir ihre Köpfe als Trophäen wollten, aber er schüttelte nur betrübt den seinen, als sei es klar, dass wir alle vollkommen verrückt waren.

In Rabai bewohnten wir das Haus von Herrn Binns, dem ansässigen Missionar, der gerade auf einer Visitationsreise abwesend war. Wir erwarteten, ein oder zwei Tage aufgehalten zu werden, da zwanzig unserer Männer fehlten, aber glücklicherweise tauchten sie im Laufe des Nachmittags mit der Ausrede auf, sie hätten sich verlaufen, obwohl ich glaube, dass sie absichtlich ferngeblieben waren, um sich dem Tragen ihrer Lasten zu entziehen. Mit der Hilfe von Herrn Jones, einem schwarzen Missionar, der äußerst zuvorkommend und aktiv war, gelang es uns, unsere Trägerzahl auf 250 zu ergänzen; nachdem B- den Vorschuss an die neuen Leute gezahlt hatte, wurden sie unter dem Kommando von Martin zu einem Ort etwa sieben Meilen westlich von Rabai geschickt, wo wir uns ihnen bei Mondaufgang anschlossen. In der Nähe dieses Lagerplatzes gab es einen ordentlichen Bach; einst war dies die Stätte eines friedlichen Dorfes gewesen, doch die furchtbaren Masai hatten alle seine Bewohner getötet und durch ihre ständigen Überfälle die gesamte Nachbarschaft entvölkert. Das Land hier wird durch schwere Taue, die nachts fallen, sowie durch das Miasma, das aus der üppigen Vegetation in den Sümpfen aufsteigt, ungesund gemacht.

Da wir nun unsere Ausrüstung und Truppen vervollständigt hatten, dürfte ein kurzer Rückblick auf unsere vollständige Karawane von Interesse sein.

Martin, der Anführer und das Faktotum, war ein Malteser, einst Seemann und später der Missionsstation Freretown angeschlossen; später fungierte er als Karawanenführer für Thomson während dessen Reise durch das Masai-Land, und es war seinem exzellenten Ruf zu verdanken, den er damals erwarb, dass wir jede Anstrengung unternahmen, seine Dienste zu gewinnen; diese erwiesen sich aufgrund seiner Kenntnis der Stämme, seiner Erfahrung und seines Taktes im Umgang mit unserer gesamten Karawane als unschätzbar. Willig, energisch und in allen Dingen geschickt, obgleich er weder lesen noch schreiben konnte, stellte er einen Schatz von großem Wert dar. Als Nächster kam Cabeche, ein hinterlistiger alter Schwarzer mit einem fuchsartigen Gesichtsausdruck, der mit Stanley am Kongo gewesen war und zu viel gelernt hatte! Ich würde ihn gewiss nie wieder beschäftigen, da ich glaube, dass er hinter all den Schwierigkeiten steckte, die zwischen uns und unseren Männern aufkamen. Dann folgte Omari, ein Eingeborener von ganz anderem Typ, der Sergeant in der Armee des Sultans gewesen war – ein sehr guter und nützlicher Kerl, der Arabisch lesen und schreiben konnte. Seine Hauptaufgaben bestanden darin, die Musterungsrolle zu führen, das Essen einzuteilen, den Lohn zu regeln und mit unserer Flagge vor der Karawane her zu marschieren. Nach ihm kamen Bohete und Suleiman, zwei sehr gute Anführer, sowie Preston, Jumma-Orioladi und Kasibete, die alle Englisch sprachen. Dann folgten etwa sechzehn kleinere Lichter, die keine Lasten trugen, es sei denn, einige der Träger brachen zusammen, deren Aufgabe es jedoch war, die Träger auf dem Marsch in Ordnung zu halten und den Hauptteil des Zeltaufbaus, des Bauens und Einzäunens zu übernehmen, wenn wir ins Lager kamen. Sie waren mit langen oder kurzen Snider-Gewehren mit Bajonetten bewaffnet, und wir hatten

zusätzlich etwa einhundertdreißig gemischte Sansibariten, die kurze Snider-Gewehre und alte Vorderlader trugen. Viele von ihnen waren wirklich gut gebaute Männer mit großer Ausdauer, fähig, schwere Lasten über weite Strecken bei geringer Zuteilung von Speis und Trank zu tragen; ihre vollen Rationen bestanden lediglich aus einem Pfund Reis, Mais oder Bananen. Den letzten Teil der Karawane bildeten einhundertzwanzig Missionsleute, eine sehr schwierig zu handhabende Klasse. Ihr Naturell und ihre körperliche Verfassung mochten durch ihre religiöse Ausbildung Schaden genommen haben, denn die Mehrheit war faul, trunkfällig und unzuverlässig und versuchte nie, eine Last von mehr als 50 lbs zu tragen – die vorgeschriebene Höchstlast der Missionsstationen –, während die anderen bereitwillig und ohne Murren 65 lbs trugen. Wir waren uns einig in dem Beschluss, diese Missionsleute zu entlassen, sobald wir Taveta, unser geplantes Hauptquartier, erreichten. Drei unserer persönlichen Bediensteten waren Inder. John, der Anführer, war H. zugeteilt und beaufsichtigte die anderen beiden; Boy war B.s Diener; und der dritte, der aus Goa stammte, fungierte als Koch. Seine Hauptfehler bestanden darin, dass er es darauf anlegte, sich zu betrinken oder sich Fieber einzufangen, wann immer sich die Gelegenheit bot, und hin und wieder gelang es ihm sogar, beides gleichzeitig zu schaffen. Mein Diener war ein seltsames Individuum namens Anole, ein Eingeborener von den Seychellen, ein eitler Schwarzer und ein erstklassiger Gauner. Er sprach ein wenig Swahili und konnte ein paar Brocken Französisch aneinanderreihen; seine Talente bestanden im Tanzen und Kämpfen (*le boxe*, wie er es nannte), wovon mir keines im Geringsten nützte.

Unsere Lasten umfassten Baumwollstoff (amerikanischen), Eisen- und Kupferdraht, Handels-Schießpulver und Perlen aller Art, um den verschiedenen, stets launischen Vorlieben der Eingeborenen gerecht zu werden, sowie ein paar Pakete mit doppelläufigen Gewehren, Revolvern, Spieluhren, Uhren und „verblüffenden Neuheiten“, die als besondere Geschenke für die Häuptlinge gedacht waren. Martin hatte fünf Männer eingeteilt, um sein Zelt und sein Gepäck zu tragen, und wir hatten eine Reihe weiterer für unsere persönliche Ausrüstung und Munition. Die Esel, die beim Tragen der Zelte halfen, benötigten drei weitere „Esel“ in Gestalt von Missionsjungen, um sie zu hüten.

Unsere Bewaffnung bestand aus je einer doppelläufigen 8-Bore-Büchse, einem .577er Express und einem .450er Express, zusätzlich zu Flinten. Die 8-Bore verschießt acht und zehn Drachmen Pulver und ein halbkonisches Vollgeschoss, das durch eine Mischung aus Zinn und Blei gehärtet ist, was ich als wirksamer als alles andere empfand. Die .577er verschießt fast sieben Drachmen Pulver und die .450er fast sechs, und wir verwendeten bei beiden konische gehärtete Geschosse vorzugsweise vor allen anderen.

Unsere Kleidung bestand aus khakifarbenen Norfolk-Jacken mit Rückenpolsterung, Flanellhemd, Kummerbund, Kniebundhosen, festen Jagdstiefeln und Tropenhelmen. Wir hatten indische Doppelzelte verschiedener Größen für uns selbst und ein Einzelzelt für die Diener sowie eine angemessene Menge an medizinischen Stärkungsmitteln in Form von Champagner, Claret, Portwein, Brandy, Whisky und speziellen Diätartikeln. Ich bin so detailliert auf unsere Karawanenausrüstung eingegangen, da dies für andere von Nutzen sein sollte, die sich geneigt fühlen könnten, eine Jagdreise durch dasselbe Land anzutreten; und obwohl sie nun nicht mehr erwarten könnten, die Jagdgründe in unberührtem Zustand vorzufinden, sind diese immer noch in der Lage, hart arbeitenden Sportsmännern ordentliche Jagdbeute zu liefern.

Eine einzige Beschreibung unserer Lagerarrangements wird genügen, da sie alle sehr ähnlich waren, mit der Ausnahme, dass wir, sobald wir ein Wildgebiet erreichten, jede Nacht einen Dornenzaun (*boma*) als Schutz gegen wilde Tiere und mögliche Überraschungsangriffe feindseliger Einheimischer errichteten. Sobald der Platz für ein Lager ausgewählt war, wurde ein imposanter Mittelpunkt geschaffen, indem die Träger alle Lasten aufstapelten, die wir nicht unmittelbar benötigten, und schließlich das Ganze

mit Teerplanen abdeckten. In der Nähe dieses Monuments und am günstigsten Platz wurden unsere drei Zelte aufgeschlagen: das große für uns und die beiden anderen für Martin und die Diener. Wir hatten ein viertes, aber wir benutzten es während der täglichen Märsche nicht wegen der Zeit, die das morgendliche Einpacken in Anspruch nahm. Zelte sind in diesem Teil Afrikas eine absolute Notwendigkeit, wenn die Gewissheit, schweres Fieber zu bekommen, vermieden werden soll.

Nachdem diese Arbeit erledigt war, mussten die Männer die Plätze für ihre eigenen Kochgemeinschaften wählen, die gewöhnlich aus sechs oder sieben Personen bestanden, und diese kleinen Lagerplätze bildeten immer einen vollständigen Kreis um uns herum. Hier entzündeten die Träger ihre Feuer und kochten ihr Essen, und wenn wir längere Zeit an einem Ort blieben, errichteten sie Schlafhütten aus Zweigen und Gras. Zu Beginn waren sie ein sehr fröhlicher Haufen und glichen einer Schar von Kindern, die die halbe Nacht lachten, sangen und schrien. Sie waren keineswegs schwierig zu handhaben, wenn man sich die Mühe machte, ihre Eigenheiten zu verstehen, und sie waren am Morgen nie schwer zu wecken, ganz gleich, wie lange ihre nächtlichen Vergnügungen gedauert hatten. Die Sudanesen, mit denen ich während der Nil-Expedition im Jahr '84 viel zu tun hatte, waren das genaue Gegenteil und mussten wirklich jeden Morgen aus dem Bett gepeitscht werden, denn sie hegen einen absoluten Horror davor, „aufzustehen“, bevor die Sonne aufgegangen ist. Ein Grund mag wohl in der Tatsache liegen, dass die frühen Morgenstunden im Sudan bitterkalt waren, wohingegen in Ostafrika das Thermometer nie unter 70° sank, außer wir befanden uns im Gebirge. Die Gewehre gefielen unseren Männern ungemein und ließen sie sich ganz stolz auf sich selbst fühlen; sie spielten mit ihnen wie Kinder mit neuem Spielzeug, und da es nicht weniger als einhundertdreißig dieser Waffen gab, bestanden ebenso viele Chancen, dass eine verirrte Kugel eine unbeabsichtigte menschliche Bleibe fand; aber es gelang uns, einer solchen Katastrophe zu entgehen, und das einzige, was jemals durch ein Versehen getroffen wurde, war unser großes Zelt.

Bis zum jetzigen Zeitpunkt hatten wir nur sieben Männer durch Desertion verloren, eine ungewöhnlich niedrige Quote; denn wann immer Karawanen ins Binnenland aufbrechen, gibt es immer eine Reihe von Halunken, die sich bereitwillig anwerben lassen, um die zwei Monatslöhne Vorschuss zu erhalten, und die feste Absicht haben, sich bei der ersten Gelegenheit zurück zur Küste zu stehlen. Aus diesem Grund muss man während der ersten Märsche sehr wachsam sein und die Musterungsrolle scharf im Auge behalten. Später besteht weniger Angst vor Desertion, da die Mehrheit, sobald man erst einmal weit von der Küste entfernt ist, viel zu furchtsam ist, um die Rückkehr dorthin allein zu wagen. Der Verlust dieser sieben Männer verursachte uns keine großen Unannehmlichkeiten, denn dank Herrn Jones konnten wir sie ersetzen. Einen beabsichtigten Deserteur, der sein Gewehr in Rabai verpfändet hatte, schnappten wir und legten ihn sofort in Handschellen als heilsame Warnung für alle anderen.

Den Marsch nach Taveta beabsichtige ich anhand von Auszügen aus meinem Tagebuch zu beschreiben, von denen ich hoffe, dass sie sich für den Leser als weniger ermüdend erweisen als die eigentliche Reise für uns.

KAPITEL VI.

Die Wa-nyika – Eine Löwin – Rappenantilope – Die Doruma – Taro – Ein trockenes Lager – Ein Gewaltmarsch auf der Suche nach Wasser – Maungu – Herr Wray – Die Ndara-Kette – Die Wa-teita.

1. Dezember. – Heute Morgen wurde nicht besonders früh aufgebrochen, da die Männer gestern eine harte Zeit hatten; also teilten wir ihr Essen aus und gaben ihnen Zeit, es zu kochen. Nur drei Männer desertierten während der Nacht. Nach dem Frühstück brachen wir gegen 8 Uhr morgens auf und trugen unsere Gewehre in der Hoffnung, auf Perlhühner oder Rebhühner zu stoßen, sahen aber nur Scharen hübscher kleiner Vögel mit brillantem Gefieder. Das Land war wellig und die Landschaft ausgesprochen eintönig: Die Straße, recht gut, obgleich schmal, zwang uns, im Gänsemarsch zu gehen, und das Gras auf beiden Seiten war spärlich, da die Eingeborenen es zweimal im Jahr abbrennen. Viele wilde Blumen und Sträucher zogen den Blick auf sich, aber die meisten der ersteren hatten wenig oder gar keinen Duft; mir fielen besonders Prunkwinden aller Schattierungen und Farben auf, wilder Jasmin, Kakteen, Mimosenbüsche und zahlreiche immergrüne Pflanzen – wie jene, die ich zu Hause in Treibhäusern habe wachsen sehen. Zuweilen sahen wir einige wunderschöne Heuschrecken von rosa Farbe, die, wenn sie aufgeschreckt wurden, etwa zwanzig Yards weit flogen oder vielmehr sprangen. Das gesamte Land, durch das wir zogen, wird in der Trockenzeit, wenn kein Regen fällt, vollkommen ausgedörrt; aber zu dieser Jahreszeit gibt es im Allgemeinen reichlich Wasser, wenn auch von minderwertiger Qualität, und es finden sich mehrere kleine Sümpfe auf beiden Seiten der Route. Deren Bewohner, hauptsächlich vertreten durch Frösche, Kröten, Grashüpfer und Tausende von Wasserinsekten, machen die Nacht mit dem ohrenbetäubenden Lärm, den sie verursachen, grässlich.

Ein Marsch von vierzehn Meilen brachte uns nach Magi-a-chumvi (Salzwasser) in die Nähe eines mäßigen und brackigen Baches, und bei der Ankunft am Lagerplatz kamen nur wenige Einheimische, um uns zu betrachten. Sie waren nackt, bis auf ein schmutziges Stück Stoff um die Lenden, und behängt mit Messingketten um den Hals sowie Windungen aus Kupfer- und Eisendraht, die ihre Arme vom Handgelenk bis zur Mitte der Oberarme umschlossen; sie trugen auch Ringe aus weißem Metall in den Ohren und andere aus Messing an den Daumen und Fingern; das Haar war rund um die Schädelbasis geschoren, wobei ein Schopf übrig blieb, den sie mit Fett und Ton zu Quasten verarbeiteten. Alle führten Bogen und Köcher voll vergifteter Pfeile mit sich, dazu Kalebassen, die mit Wasser oder mit Getreide gefüllt waren. Diese Leute, die die einzigen Bewohner dieses Territoriums sind, werden Wanyika (Leute der Wildnis) genannt: Sie sind sehr hässlich, schmutzig und von niederem Typ. Sie waren keineswegs aufdringlich, sondern setzten sich in einer Reihe in einigem Abstand von uns nieder und schienen sehr erschreckt, als unsere Esel erschienen, als hätten sie nie zuvor Tiere dieser Art gesehen.

Am Nachmittag ging ich aus, um für den Kochtopf zu schießen, da wir knapp an Fleisch waren; ich hörte einige Rebhühner ganz in der Nähe rufen, konnte aber nur eines erlegen. Im Laufe meines Streifzugs stieß ich auf die frische Lagerstatt eines großen Tieres, und nachdem ich seinen Spuren im hohen Gras etwa 300 Yards weit gefolgt war, bot sich mir ein prächtiger Anblick einer stattlichen Löwin in etwa achtzig Yards Entfernung. Ich hatte nur eine Flinte bei mir, also drehte ich mich um und ergriff das Snider-Gewehr, das mein Eingeborener trug, aber unglücklicherweise war es nicht geladen, und bevor ich eine Patrone einschieben konnte, war die Löwin langsam in einen dichten Busch ganz in der Nähe gewechselt und entschwunden. Da man Löwen nur durch den seltensten Zufall bei Tage antrifft, war es ein großes Pech, diese Chance auf einen Schuss verpasst zu haben.

Drei Männer, die versucht hatten, auf dem Marsch heute Morgen zu desertieren, wurden von den Askari gefasst und gezwungen, nackt ins Lager zu marschieren; bei der Ankunft wurden sie oben auf unseren Gepäckstapel gesetzt, und alle Männer versammelten sich, um sie zu verspotten und auszupfeifen, wonach sie für die Nacht in Handschellen gelegt wurden. Die Höhe unseres Lagers betrug etwa 900 Fuß, und die Hitze während des Marsches war groß gewesen; tatsächlich wäre sie ohne eine angenehme westliche Brise

fast unerträglich gewesen. Alle Männer waren noch etwas weich und kamen daher nur sehr langsam voran.

1. Dezember. – Heute wurde rechtzeitig um 5 Uhr morgens aufgebrochen; bald machten wir einen allmählichen Abstieg von etwa 300 Fuß, wonach der Pfad uns durch ein vollkommen ebenes Land führte, in dem sich Busch und offene Ebene abwechselten. Hier hatte ich einen weiten Schuss auf eine Rappenantilope; es waren insgesamt fünf, aber so scheu, dass ich nicht näher als auf 250 Yards herankam, und offenbar richtete mein Schuss keinen Schaden an, da sie alle durch einen Busch in eine Ebene eine halbe Meile dahinter davonjagten. Ich folgte ihnen eine weite Strecke, gab sie aber schließlich auf, da sie so schwer anzugehen waren; hätte ich jedoch gewusst, dass sie die einzigen Exemplare dieser Art waren, denen ich auf meinen Wanderungen begegnen sollte, wäre ich ihnen viel weiter gefolgt. Ich erlegte ein Rebhuhn und eine Wachtel, und B- sah mehrere Perlhühner, brachte jedoch keine zurück. Wir passierten ein einst kultiviertes Landstück, das längst verlassen und nun zugewuchert war, aber es war mühsame Arbeit, uns bei einer Hitze, die höchst drückend war, den Weg durch das dichte Gras und die üppige Vegetation zu bahnen, durch die der Pfad völlig verdeckt war. Nach einem Marsch von vierzehn Meilen wurde Samburu erreicht, wo es einen ordentlichen Vorrat an Regenwasser gibt, das merkwürdige Aushöhlungen in den schwarzen Felsen füllt: Viele dieser Löcher waren vollkommen rund und von beträchtlicher Tiefe und müssen das Ergebnis eines natürlichen und chemischen Prozesses gewesen sein, unterstützt durch die Hände von Einheimischen, die, wie ich vermute, zu der einen oder anderen Zeit versucht haben, sie zu vergrößern.

Kurz nach dem Aufschlagen unseres Lagers kamen die Einheimischen in beträchtlicher Zahl aus zwei angrenzenden Dörfern herab, um Lebensmittel zu verkaufen, und wir konnten Ananas und Kundi (eine kleine Bohnenart) sowie Hühner und Eier erwerben, was uns alles sehr gelegen kam. Der Name dieses Volkes, das den Wanyika offenbar nur knapp überlegen ist, lautet Doruma. Sie trugen dieselbe Art von Schmuck, aber die Frauen bevorzugten eine Art schmutzigen Leinenkilt und trugen ihre Kinder in einem Tuch, das über den Rücken geschlungen war; sie wagen es nicht, viel Vieh zu halten, wegen der jährlichen Überfälle der Masai. Am Abend übersetzte Martin bei einem *Durbah* (einer Versammlung) der Ältesten mit aller gebührenden Zeremonie den Brief des Sultans, aber sie erwiderten nur: „Was nützt ein Brief ohne Geschenk?“ Wir gingen jedoch nicht auf den Wink ein, so deutlich er auch war, denn Martin sagte, es sei völlig unnötig.

1. Dezember. – Ein Ruhetag; es wurde ein Vorrat an Nahrung für drei Tage für die Träger benötigt, den man hier sehr günstig erhielt; die Versorgung von zweihundertfünfzig Mann kostete uns nur zwölf Schillinge pro Tag. Wir nutzten die Gelegenheit, einige Gruppen der Einheimischen zu fotografieren, da sie nichts dagegen zu haben schienen, und wir fotografierten auch unsere Anführer und Askari.

H. schoss vier Tauben, eine Wachtel und eine Wachtelkönig. Am Nachmittag hielt ich eine Audienz für die Einheimischen ab und zeigte ihnen die Bilder in Herrn Thomsons Buch „Durch das Land der Masai“ sowie in Herrn Selous’ Buch „Wanderungen eines Jägers in Südafrika“, wovon sie entzückt waren; ich musste es jedoch nach kurzer Zeit abbrechen, da der Geruch ungewaschener Wilden etwas zu stark wurde. Einige unserer Männer veranstalteten am Abend einen Tanz, wobei jeder einen Baumzweig trug; die Musik bestand aus einer einfachen Trommel und Rohrpfeifen, begleitet vom Geheul der Tänzer.

1. Dezember. – Wir brachen um 5.45 Uhr morgens auf und hatten einen eintönigen Marsch von vierzehn Meilen durch ebenes Land, das mit dichtem Busch bedeckt war; das Lager wurde bei Ariangulu im Distrikt Taro aufgeschlagen, nahe einer kleinen Hügelkette südwestlich unseres Lagers, deren höchster Gipfel etwa 1600 Fuß maß; auf dem Marsch fanden wir reichlich Wasser, und der Tau von den Büschen durchnässte uns am frühen Morgen bis auf die Haut. Während wir vorankamen, änderte sich die Farbe des Bodens von sandigem Braun zu einem leuchtenden Rot, was höchst blendend und anstrengend für die Augen war. Auf dem Marsch waren außer Affen keine Tiere zu sehen, aber einige Einheimische, die unser Lager besuchten, sagten, wir würden wahrscheinlich bald auf Giraffen, Kuhantilopen und andere Tiere stoßen, da es im Oberland stark geregnet habe und das Wild nach unten ziehe.

Die Höhe unseres Lagers betrug etwa 1100 Fuß, und da das Wetter regnerisch war, umgaben uns unsere Männer für die Nacht mit Grashütten. Drei Träger versuchten wegzulaufen, aber zwei wurden gefasst und in Handschellen gelegt; ich fragte Martin, warum er Ausreißer nicht auspeitschen ließe, aber er sagte, Auspeitschen habe keine Wirkung, und der beste Plan sei, sie auf halbe Rationen zu setzen und ihnen extra schwere Lasten zum Tragen zu geben. Obwohl mehrere Männer heute Fieber hatten, marschierten sie im Ganzen besser und wurden offensichtlich allmählich härter.

1. und 17. Dezember. – 5.30 Uhr morgens sah uns wieder in Bewegung; der Pfad führte durch dieselbe Art von Land wie gestern; einige Büffel- und Antilopenspuren wurden entdeckt, und B. schoss eine kleine Gazelle von der Größe eines Hasen (*Neotragus kirkii*); diese kochten wir zum Abendessen und fanden das Fleisch ausgezeichnet. Nach einem Marsch von etwa fünfzehn Meilen kamen wir nach Ziwani (beim Wasserloch), wo wir zu unserer großen Enttäuschung nur genug Wasser fanden, um zwei oder drei Eimer zu füllen; einige Buschmänner kamen herbei und boten an, uns „Wasserlöcher zu zeigen, die nur ihnen bekannt seien", wenn wir ihnen acht Ellen Stoff gäben. Nachdem wir dem zugestimmt hatten, händigte einer der Anführer arglos den Stoff aus und machte sich dann, gefolgt von ein oder zwei Askari, mit den Führern auf den Weg, um das Wasser zu finden; er kehrte jedoch kurz darauf mit langem Gesicht und der traurigen Nachricht zurück, dass die Buschmänner getürmt waren, sobald sie ein Stück in den Busch gelangt waren.

Als Martin mit dem Ende der Karawane eintraf, hielten wir Kriegsrat und beschlossen, dass es das Beste sei, bis zum Mondaufgang zu warten und dann nach dem Prinzip *sauve qui peut* (rette sich, wer kann) jeden Mann so schnell wie möglich die ganze Nacht hindurch nach Ziwa Matate „laufen" zu lassen, dem nächsten Wasserplatz, etwa vierundzwanzig Meilen weiter.

Als alle Lasten eingetroffen waren, wurde eine schreckliche Entdeckung gemacht: Die Last, die all unsere Stiefel und 2000 Rupien enthielt, die Martin an Mandara, den Häuptling von Moci, als Zahlung für nach der Küste gesandtes Elfenbein überbringen sollte, fehlte. Obwohl es wie ein aussichtsloses Unterfangen schien, wurden ein zuverlässiger Askari namens Chandi und drei Männer mit dem Befehl losgeschickt, dem Ausreißer nachzugehen, wenn nötig bis zurück nach Mombasa.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht brachen wir mit unseren persönlichen Dienern und einem Mann als Führer auf und marschierten die ganze Nacht hindurch bis 7.00 Uhr morgens, wobei wir unterwegs nur wenige Minuten rasteten. Mein Diener Anole führte die Vorhut mit einer Lampe an, und es war unmöglich, nicht über die seltsame Gestalt zu lachen, die er abgab: Er trug nichts als ein kurzes weißes Hemd, eine Stoffrolle um die

Taille und einen Turban auf dem Kopf, auf dem mein Reservehelm thronte. Er trug meine Flinte, die Büchse, die Patronentasche, das Fernglas und anderen Kleinkram, und ich muss zugeben, dass er sich als hervorragender Geher erwies und es durch eine komische, schlängelnde Bewegung schaffte, Kratzern durch die Dornen zu entgehen.

Gegen 6.00 Uhr morgens änderten sich die Merkmale des Busches leicht, und der Boden nahm eine noch lebhaftere rote Farbe an. Mir fiel eine neue Art von Dornenstrauch mit sehr dunkelgrünen Blättern auf, die denen des Goldregens ähnelten. Wir stießen hier auf zahlreiche Tierspuren, und B. schoss glücklicherweise eine weitere kleine Gazelle, sonst hätten wir nichts zum Frühstück gehabt. Um 7.45 Uhr erreichten wir den nächsten Wasserplatz, fanden dort aber nur genug schlammige Flüssigkeit vor, um ein oder zwei Eimer zu füllen; nach einer Rast von anderthalb Stunden stießen wir daher nach Maungu vor, etwa dreizehn Meilen weiter. Dies war bei weitem der schlimmste Teil der ganzen Reise, da es intensiv heiß wurde und der Pfad steil und in seinen Windungen im dichten Busch schwer zu finden war. Endlich wurde Maungu erreicht, nach einem Marsch von etwa dreiundfünfzig Meilen in dreißig Stunden, wobei die letzten achtunddreißig Meilen in zwölf Stunden zurückgelegt wurden, inklusive der Frühstückspause.

Nach der Ankunft am Lagerplatz war es notwendig, unseren Führer für Wasser auf den Gipfel des Hügels zu schicken, was einen halbstündigen steilen Aufstieg bedeutete. Die ersten Männer mit Lasten trafen gegen 14.00 Uhr ein, und – man höre und staune – fast achtzig erreichten den Ort im Laufe des Tages; der Rest, der den Pfad wegen der einbrechenden Dunkelheit nicht mehr finden konnte, musste auf der Straße schlafen. Wir schickten so viele Männer, wie wir nach ihrer Rast dazu bewegen konnten, los, um Wasser zu Martin und den Nachzüglern zu bringen, die es dringend nötig gehabt haben mussten; und ich bin froh sagen zu können, dass wir eine ausreichende Zahl an Freiwilligen fanden, ohne zu Schlägen greifen zu müssen, denn niemand hätte es über das Herz gebracht, die armen Kerle zu verhauen, selbst wenn sie nach ihrem langen Marsch abgelehnt hätten. Es wird mir immer ein Rätsel bleiben, wie Menschen einen solchen Marsch mit so wenig Wasser und ohne Nahrung vollbringen konnten, während sie solche Lasten trugen.

Wir hatten unsere erste regelmäßige Mahlzeit des Tages um 18.00 Uhr, bestehend nur aus gebratener Gazelle und *Chupatees*, aber glücklicherweise stellten wir fest, dass eine Kiste Champagner eingetroffen war, die wir im Nu öffneten. Was für ein Muntermacher das war! Ich bin sicher, keiner von uns hatte jemals zuvor ein Getränk so sehr genossen. Glücklicherweise war auch ein kleines Zelt herbeigebracht worden, denn um die Sache perfekt zu machen, setzte kurz nach unserer Ankunft ein heftiger Regenguss ein, der zwei Stunden anhielt. Wir hofften, dass Martin davon profitieren würde, erfuhren aber später, dass dort, wo er war, kein Tropfen gefallen war, obwohl die Entfernung zwischen uns nur zehn Meilen betrug. Diese Schauer schienen sehr lokal begrenzt zu sein, und zwischen Maungu und Ziwani fiel nur selten Regen. Ersterer Ort liegt etwa auf halbem Weg nach Taveta, wir hatten also seit dem Verlassen von Mombasa etwa einhundertzwanzig Meilen zurückgelegt.

1. Dezember. – Gleich am Morgen schickten wir einen Trupp zum Wasserholen hinauf, und H. brach mit zwanzig Freiwilligen zur Unterstützung von Martin auf. In der Zwischenzeit trafen jene, die auf der Straße geschlafen hatten, nach und nach ein, und schließlich tauchten gegen 10.00 Uhr morgens die letzten Nachzügler mit Martin auf. Bei seiner Ankunft erfuhren wir, dass es nur sechs Deserteure gab – eine sehr geringe Zahl angesichts des schrecklichen Marsches, den die Treuen unternommen hatten. Ein Ruhetag in Maungu wurde beschlossen, da die Männer natürlich erschöpft waren und viele von ihnen durch das Tragen der Lasten vollkommen wundgescheuerte Schultern hatten.

Unser derzeitiger Standort lag etwa 2100 Fuß über dem Meer und mehr als auf halber Höhe der nun erreichten Hügelkette, die aus drei oder vier schroffen Erhebungen bestand. Die Aussicht von dem Platz, den wir als Lager gewählt hatten, war sehr schön und erstreckte sich viele Meilen weit nach Südosten in Richtung Mombasa. In dieser Richtung blickten wir auf die Wildnis des welligen Buschlandes hinab, das wir gerade durchquert hatten, während wir im Nordosten in etwa zwanzig Meilen Entfernung die Hügel von Teita oder Ndara sehen konnten, eine weitere isolierte Gebirgskette. Unser Wasservorrat stammte aus einem natürlichen Reservoir oder Becken in einem Felsen auf dem Gipfel des höchsten Hügels, etwa 900 Fuß über dem Lager, zu dem der Aufstieg steil und schwierig war. Die Einheimischen erklärten, dieser Vorrat sei unerschöpflich und verließen sich daher selbst in der trockensten Zeit darauf.

Diese Erfahrung ließ mich all die schrecklichen Ängste nachempfinden, die Herrn Thomsons Marsch bei seiner Rückkehr von Taveta nach Mombasa begleitet haben mussten. Er musste zweiundsiebzig Meilen in einem Stück zurücklegen; denn er reiste von Ndara nach Maungu und vertraute auf den Bericht der Einheimischen, dass es weiter vorn bei Ziwa-matate reichlich Wasser gebe, weshalb er sofort zu dieser Station vorstieß. Er kam dort an und fand kein Wasser vor, sodass er einen Gewaltmarsch nach Ariangulu unternehmen musste. Es stimmt zwar, dass die Rückreise einfacher ist als der Hinweg, da es hauptsächlich bergab statt bergauf geht, aber ich hätte nur sehr ungern versucht, weitere achtzehn oder neunzehn Meilen, egal ob bergauf oder bergab, an die dreiundfünfzig anzuhängen, die wir gerade hinter uns gebracht hatten.

Der Dschungel um unser derzeitiges Lager war dicht mit Bäumen von größerem Ausmaß bewachsen als alle, die wir bisher passiert hatten, und das allgemeine Erscheinungsbild der Umgebung versprach bessere Jagdbeute. Am Morgen schoss ich eine Wachtel und einige Rebhühner, und später am Nachmittag gingen wir alle hinaus, um nach größerem Wild Ausschau zu halten. Ich schlug die Richtung nach Ndara ein, wo das Land offener ist, und erblickte bald eine kleine Antilope; etwa drei Meilen weiter stieß ich auf eine Herde Kuhantilopen und machte mich sofort an die Pirsch – ein etwas langsames und mühsames Unterfangen, da das Gelände sehr ungeeignet war. Mit viel Glück gelang mir ein Doppelschuss, bei dem ich einen Bullen und eine Kuh erlegte – eine recht ordentliche Leistung, da ich die letztere im Galopp und auf eine Distanz von etwa 150 Yards zur Strecke brachte. Als sie fielen, stürmten die Männer bei mir in großer Freude herbei, da sie ein gutes Festmahl witterten. Diese Kuhantilopen (Swahili *Kongoni*) gehören zur Art der Cokes-Kuhantilope und sind, obwohl in den meisten Teilen Afrikas ungewöhnlich, hier sehr zahlreich; tatsächlich stellten wir später oft fest, dass ihre Anwesenheit unsere Versuche, anderes Wild anzupirschen, ernsthaft störte. Sie sind etwas größer als Rotwild, sehr hoch am Widerrist und haben lange Köpfe; ihre Hörner ähneln einer Windung eines Korkenziehers, und die Farbe des Fells ist ein helles Rot. Sie sind alles andere als grazile Geschöpfe, wurden aber möglicherweise als Entschädigung mit einer außergewöhnlich schnellen Fortbewegungsgabe gesegnet. Die Hörner der Kühe sind schwächer als die der Bullen, aber von größerer Breite.

Ich schickte einen Mann weg, um Hilfe zum Hereintragen des Fleisches zu holen, und brach allein auf, in der Meinung, den Rückweg leicht finden zu können. Es wurde so schnell dunkel, dass ich wahrscheinlich die Nacht im Busch verbracht hätte, wäre ich nicht auf den herauskommenden Arbeitstrupp gestoßen. Selbst als ich einen Führer hatte, war es wegen der ewigen Dornen, denen ich in der Dunkelheit nicht ausweichen konnte, ein höchst unangenehmer Fußmarsch, und ich erreichte das Lager erst gegen acht Uhr. Dort erfuhr ich, dass B. Elefantenspuren gesehen hatte, die erst einen Tag alt waren, und dass H. auf eine Antilope geschossen, aber gefehlt hatte.

1. Dezember. – Wir marschierten etwa sechzehn Meilen über die Ebene, die unser letztes Lager von der Ndara-Kette trennt, und kreuzten alte Büffel- und Antilopenspuren sowie frische von Zebras. Bevor wir die Hälfte des Weges hinter uns hatten, stießen wir im Busch auf einige prächtige Giraffen; ein prachtvoller Bulle war nicht mehr als dreißig Yards entfernt. Nur B. hatte seine Büchse griffbereit, aber während er seine Patronen gegen solche mit Vollgeschossen austauschte, bemerkte die Herde unsere Anwesenheit und machte sich davon. Das einzige Wild, das auf diesem Weg erlegt wurde, war ein Rebhuhn und ein Paar Perlhühner der gehörnten Art.

Wir lagerten in der Nähe eines kleinen Baches an einem malerischen Ort am Südosthang der Ndara-Kette; die Hügel bildeten auf drei Seiten einen Halbkreis um uns. Die Szenerie hier ist prachtvoll und kühn; die Kette endet im Südwesten abrupt in einem Abgrund aus schierem Fels, etwa 4500 Fuß tief, der aussieht, als wäre er mit einem Messer abgeschnitten worden. In der Mitte des Halbkreises erhebt sich eine Kuppel auf etwa 5000 Fuß, während im Süden eine weite und wellige Ebene liegt, die mit Bäumen und Buschgruppen gesprenkelt ist und nur nach Südosten hin durch das bewohnte Plateau des Mount Kisigau unterbrochen wird, der 7000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und etwa fünfunddreißig Meilen von den Hügeln von Ndara entfernt ist. Die Gipfel der Ndara-Hügel sind ebenfalls von einem Volk namens Wa-teita bewohnt, und Herr Wray, ein Missionar, hat sein Leben ihrem Wohl gewidmet, indem er unter ihnen lebt. Am Nachmittag stieg H. den Hügelpass hinauf und besuchte ihn, um die Versorgung der Karawane mit Nahrungsmitteln zu regeln; denn unsere Vorräte waren nun erschöpft, und wir hatten mehrere kranke Männer, die wir gern in seiner Obhut lassen wollten. Das Klima hatte sich seit dem Verlassen von Maungu vollkommen geändert; die Höhe unseres Lagers betrug 2300 Fuß, und die Nächte waren recht kalt, da wir die schwüle und feuchtigkeitsgesättigte Atmosphäre der Küstenregion nun ganz hinter uns gelassen hatten.

Es war höchst amüsant, die Befehle zu hören, die jeden Abend von Cabeche, dem Oberhaupt, gegeben wurden. Gegen sieben Uhr nahm er seinen Platz bei den Lasten ein und hielt inmitten von Totenstille eine etwa vierminütige Rede, in der er den Trägern die Pläne für den nächsten Tag mitteilte; wenn er fertig war, erhob sich von allen Seiten des Lagers ein wahres babylonisches Stimmengewirr der Männer, wobei einige murrten und grollten und andere Dinge riefen, die als Unverschämtheiten gedacht waren. Nach etwa drei Minuten dieses Aufruhrs schienen die Männer ihren Gefühlen gründlich Luft gemacht zu haben, und das Lager verfiel wieder in verhältnismäßige Stille.

1. Dezember. – Früh am Morgen marschierten wir um den Abgrund an der Südwestspitze der Kette nach Ndara, eine Strecke von etwa acht Meilen. Als wir uns Ndara näherten, führte der Pfad durch ausgedehnte Felder, in denen unzählige Wachteln dutzendweise aufstiegen; ich bin sicher, wir hätten mit Leichtigkeit hundert Paar schießen können; wir ließen sie jedoch in Ruhe und erlegten nur vier Perlhühner. Als wir am Fuße des höchsten Punktes der Ndara-Kette (5400 Fuß hoch) ankamen, rasteten wir eine Zeit lang unter einer prächtigen Sykomore in der Nähe eines Baches mit funkelndem Wasser, der seinen Ursprung in den Felsen oben hatte; von diesem Punkt aus konnten wir gerade noch Herrn Wrays Hütte sehen, etwa 1500 Fuß über uns. Hier waren unsere Männer bald damit beschäftigt, ihren Reis zu kochen, da wir beabsichtigten, sofort weiterzumarschieren, sobald sie ihr Essen beendet hatten. Diese Art von Doppelmarsch mit einer Esspause in der Mitte wird von den Swahili als „a teragase“ bezeichnet.

Herr Wray und H. kamen kurz darauf den Hügel herab; Ersterer blieb bei uns, bis wir aufbrachen, und erzählte uns viel über die Einwohner. Er scheint ein seltsames und ereignisloses Leben in seiner Bergfestung zu führen, wo er seit fünf Jahren in einer

kleinen Eisenhütte mit zwei Zimmern wohnt und während dieser Zeit nur ein einziges Mal zur Küste zurückgekehrt ist. Er steigt nie in die Ebenen hinab, außer um eine vorbeiziehende Karawane zu treffen oder um zu jagen, und er versicherte uns, dass es dort Elenantilopen, Kuhantilopen und andere Antilopen sowie ein paar Löwen gebe. Die Gipfel der Hügelkette bilden ein welliges Plateau, das bewohnt und gut kultiviert ist. Er schien in verhältnismäßigem Frieden und Komfort zu leben, erzählte uns aber, dass er bis zu einer Hungersnot vor etwa zwei Jahren vielen Schwierigkeiten begegnet sei, da die Einheimischen ständig versucht hätten, ihn zu vertreiben; sie dachten, er müsse einen Mord oder ein anderes Verbrechen begangen haben, da ihn nie Verwandte besuchten. Nachdem er ihnen während der Hungersnot, die gut zwei Drittel der Bevölkerung dahingerafft hatte, nach besten Kräften geholfen hatte, begannen sie zu begreifen, dass seine Anwesenheit eher Gutes als Böses bewirkte, und nun kamen sie den ganzen Tag über zu ihm in seine Hütte zum Plaudern und waren äußerst freundlich.

Die Wa-teita, von denen eine große Zahl herabkam, um uns zu begutachten, unterscheiden sich in ihrer allgemeinen Erscheinung erheblich von den Doruma; ihre Züge sind feiner und ihre Gesichter runder, und obwohl keineswegs schön, sind sie nicht abstoßend; sie haben die seltsame Angewohnheit, ihre Vorderzähne spitz zuzufeilen. Einige haben den Kopf kahl geschoren, andere lassen ein kleines rundes Büschel kurzen, krausen Haares auf dem Oberkopf stehen, und wieder andere tragen das gesamte Haar mit einem eigentümlichen Schopf, der nicht rund ist, sondern in der Mitte der Stirn spitz zuläuft. Die Männer tragen den üblichen schmutzigen Stoff um die Lenden und die Frauen einen gefalteten Unterrock aus demselben Material; sie schmücken sich mit feinen Eisen- und Kupferketten und winden dicken Draht um den Oberarm, in manchen Fällen so fest, dass schlimme Wunden entstehen. Perlen zweier Arten werden von beiden Geschlechtern sehr geschätzt, besonders von den Damen, die in manchen Fällen über hundert Reihen um den Hals tragen. Die modischen und daher bevorzugten Perlen waren, als wir vorbeikamen, große blaue und kleine rote; aber der Geschmack der Einheimischen ist launisch, und die Lieblingsperlen sind heute wahrscheinlich von völlig anderer Größe und Farbe. Messingwindungen und Schmuckstücke, einschließlich kleiner Kettchen, werden in den Ohren getragen, und ein Wa-teita-Stutzer reibt sein Haar stets mit Fett und rotem Ton ein, während die bestgekleideten Damen Hals, Arme und Brüste mit ranziger Butter salben. Die Männer lieben Schnupftabak sehr, den sie in kleinen hornernen Dosen an Ketten um den Hals tragen; ihre Waffen bestehen aus Pfeil und Bogen, wobei die Spitzen oder vielmehr die Schäfte der ersteren mit Gift bestrichen und so konstruiert sind, dass sie sich leicht vom Schaft lösen. Diese Spitzen bleiben immer in der Wunde und führen bei großen Tieren in etwa zwanzig Minuten zum Tod. Sie besitzen auch gerade kurze Schwerter von spatelförmiger Gestalt und tragen seltsame kleine dreibeinige Hocker bei sich, die aus einem einzigen Stück Holz geschnitzt sind und deren Oberseite wie ein Teller ausgehöhlt ist; diese werden gewöhnlich mittels einer feinen Eisenkette über der Schulter getragen.

Die Bevölkerung in diesen Hügeln belief sich früher auf etwa 10.000, aber die jüngste Hungersnot hatte schreckliche Verwüstungen angerichtet, und die Überlebenden verließen ihre Heimat für eine Zeit und kehren erst jetzt allmählich zurück. Die derzeitige Bevölkerung betrug nicht mehr als 1500, und jene, die wir sahen, schienen eine einfältige und friedliche Gemeinschaft zu sein. Wir konnten nur drei Lasten *Ma-hindi* (Mais) und ein paar Süßkartoffeln kaufen; nachdem die Männer ihre Mahlzeit beendet hatten und wir Vorkehrungen für die zurückbleibenden Kranken getroffen hatten, verabschiedeten wir uns von Herrn Wray und setzten unsere Reise fort.

KAPITEL VII.

Jovia – Einkäufe bei den Eingeborenen – Mbugoli und seine Krieger – Sichtung des Kilimandscharo – Grundloser Angriff auf eine Sklavenkarawane – Eine mühsame, wasserlose Reise – Ankunft in Lanjora – Überfluss an Wild – Wald von Taveta.

Nachdem wir etwa zwei Meilen lang eine kleine sumpfige Ebene überquert hatten, stand uns ein steiler Aufstieg von über 1000 Fuß bevor; danach kamen wir nur langsam voran, da der Pfad etwa eine Meile lang durch sehr dichten Busch führte, der einen natürlichen Tunnel bildete, der stellenweise so niedrig war, dass wir fast auf Händen und Knien kriechen mussten. Wir legten in vier Stunden nur sechs Meilen von Ndara aus zurück und hielten nach dem Verlassen des Busches für die Nacht an der Westseite des Abhangs, den wir gerade überquert hatten. Da der Busch dort immer noch dicht war, konnten die Männer nur einen kleinen Kreis um unsere Zelte bilden und hielten aus Furcht vor Löwen, die hier zahlreich sein sollten, die ganze Nacht hindurch gute Feuer aufrecht. Die Höhe dieser Position betrug 3400 Fuß.

1. Dezember. – Da wir gestern Abend fernab von Wasser lagern mussten, brachen wir früh auf und überquerten nach einem kurzen Abstieg eine Ebene, die von großartigen Hügeln umgeben war; die Höhe des höchsten im Norden betrug 7000 Fuß. H. schoss auf eine Antilope, wahrscheinlich einen Wasserbock, verfehlte sie aber, und B. erlegte ein oder zwei Rebhühner und schreckte einige Zwergwachteln auf. Ein dreistündiger Marsch brachte uns zu einem niedrigen Hügel, von dessen Gipfel aus man eine gute Aussicht auf Jovia im Tal unter uns hatte, unseren nächsten Haltepunkt. Die Szenerie war lieblich und ähnelte stark dem schottischen Hochland, nur wilder. Das Tal, in dem das Dorf liegt, ist teilweise kultiviert und in einigen Teilen dicht bewaldet; es zieht sich über mehrere Meilen nach Norden bis zu den Bergen hin, und die gesamte Nachbarschaft ist dicht bevölkert. Die Menschen leben hauptsächlich in den Bergen und kommen tagsüber herab, um das Tal zu bestellen, das durch den schmalen Fluss Jovia, der nach Süden fließt, gut bewässert wird. Wir überquerten diesen und lagerten am rechten Ufer; nachdem die Zelte aufgeschlagen waren, begann das mühsame Feilschen um Nahrungsmittel, die mit Stoff bezahlt werden mussten.

Die Vorgehensweise war folgende: Jede Partie Mais wurde in ein Zelt gebracht und zur Inspektion ausgebreitet; dann hockten sich Cabeche und die Einheimischen hin und begannen über den Preis zu feilschen. Wenn dieser zufriedenstellend ausgehandelt war, wurde ein Mann herbeigeholt, den man eigens wegen des enormen Umfangs seines Unterarms hielt; dieser schritt dazu über, die Stofflängen (*Swahili mcono*) abzumessen, die die Bezahlung für die erworbene Maismenge darstellten. Dieses Feilschen setzte sich den restlichen Abend fort, und selbst dann hatten wir noch nicht genügend Mais gekauft, sodass uns nichts anderes übrig blieb, als die Vorstellung am folgenden Tag fortzusetzen. Unsere Einkäufe umfassten auch Honig mit einem seltsamen aromatischen Beigeschmack, mäßige Butter, Süßkartoffeln und Zuckerrohr, zusätzlich zu gemahlenem und grünem Mais, der, in Butter gebraten, ausgezeichnet und sehr sättigend ist. Man bot uns ein Straußenei an, aber da es außerhalb der Saison gelegt worden sein musste, wurde es dankend abgelehnt. An Früchten erhielten wir Kürbisse und Kochbananen von gelber Farbe, die, ordentlich geschmort, recht schmackhaft waren. Die Banane ist das Hauptnahrungsmittel dieser Eingeborenen; sie zerdrücken und kochen die unreife Frucht und erzeugen so eine schwarze Masse, die, wie unappetitlich sie auch aussehen mag, zweifellos gesund und nahrhaft ist.

Letzte Nacht liefen sieben Männer davon, und ich vermute, sie blieben in Ndara versteckt; es waren natürlich Missionsleute, wie fast alle, die bisher desertiert waren. Wir waren weniger wachsam gewesen, da wir uns nach Erreichen von Maungu in Sicherheit wähnten. Dieser Abfall verursachte einige Unannehmlichkeiten, denn durch die früheren Ausreißer

und die in Ndara zurückgelassenen Kranken waren wir nun unterbesetzt; wir mussten einen Teil unserer Lasten hier zurücklassen und später jemanden schicken, um sie zu holen. Unser derzeitiges Lager befand sich etwa 2700 Fuß über dem Meer und 162 Meilen von Mombasa entfernt.

1. Dezember. – Wir verbrachten einen ruhigen Tag, während der Lebensmittelkauf lebhaft weiterging und das Lager voller Einheimischer, besonders Frauen, war. Diese Damen, bedeckt mit Reihen von Perlen, brachten den Mais in Säcken auf dem Rücken, die mit einem Band an der Stirn befestigt waren; sie waren ein besonders hässlicher Schlag und hatten, mit Ausnahme der ganz jungen Mädchen, Brüste wie Tabakbeutel. Die Kinder, die ihre Mütter begleiteten, waren alle fett und völlig nackt und kaum weniger schmutzig als ihre Eltern. Sie waren uninteressante Besucher und wurden lästig, denn sie versammelten sich in Scharen um unsere Zelte, blieben den ganzen Tag und taten nichts als starren und Grimassen schneiden. Wir versuchten, sie zu fotografieren, aber das war kein leichtes Unterfangen; sie schauten neugierig zu, bis wir versuchten, eine Gruppe scharf einzustellen, und flohen dann überstürzt. Sie sind außergewöhnlich abergläubisch und haben ständige Angst vor Magie (*mchawi*); sie warfen Lebensmittel weg, die sie zum Verkauf gebracht hatten, bloß weil wir sie berührt hatten. Da das Gras und der Anbau um unser Lager dicht waren und es den Großteil des Tages regnete, begnügten wir uns damit, untätig zu bleiben und den Verhandlungen zuzusehen, die bis zum Abend zum Kauf aller benötigten Vorräte führten.

2. Dezember. – Wir brachen um 6.00 Uhr morgens auf und überquerten auf einem sehr steilen Pfad die unteren Hänge des Mount Kibomu, der etwa 6500 Fuß über dem Meer liegt und der höchste von drei Hügeln ist, die „Drei Brüder“ genannt werden und Teil einer großen isolierten Kette sind. Nach einem Marsch von sechs Meilen, als wir unten an der Nordseite des Berges wieder kultiviertes Land erreichten, erlaubte eine Rast von fast zwei Stunden der Karawane aufzuschließen; so konnten wir als geschlossener Trupp durch den bewohnten Teil des Matate-Tals marschieren, da Martin befürchtete, wir könnten auf Hindernisse stoßen. Mbogoli, der Häuptling, wurde als gründlicher alter Halunke beschrieben, der sicher sein Bestes tun würde, um *Hongo* (Sperrgeld/Bestechung) aus uns herauszupressen, besonders da er zu dieser Zeit 1500 Mann sammelte, um die Leute von Ugweno nahe dem Jipe-See anzugreifen – ein unglücklicher Stamm, der die Zielscheibe all seiner Nachbarn zu sein scheint. Vor dem Aufbruch zu einer Expedition dieser Art legen es alle Krieger darauf an, sich zu betrinken, um ihren Mut auf die richtige Kampfeshöhe zu bringen; und da sie mit vergifteten Pfeilen bewaffnet waren, hielten wir es für ratsam, ihnen so weit wie möglich aus dem Weg zu gehen.

Während wir auf das Nachrücken der Karawane warteten, trafen viele Einheimische in voller Kriegsbemalung ein und passierten uns im Trott, wobei sie schrien und jaulten, uns aber nicht die geringste Beachtung schenkten. Sie trugen kaum Kleidung, waren aber „bis an die Zähne“ mit Pfeil und Bogen, Kurzschwertern, Speeren und Keulen bewaffnet; ihr Haar war mit rotem Ton beschmiert. Einige wenige trugen Straußenfedern zusätzlich zu ihren Perlenhalsketten sowie Drahtringe an Knöcheln und Handgelenken; der Tross trug Kalebassen voller Wasser, Zuckerrohr, Messer und Schnupftabaksdosen. Als die Karawane eintraf, marschierten wir weiter und erhielten bald Gesellschaft von Mbogolis oberstem Gefolgsmann, der höflich den Weg wies und durch seine Kopfbedeckung – eine rote wollene Nachtmütze – besonders auffiel. Nachdem wir etwa zwei Meilen vorangekommen waren, versuchte er uns zum Anhalten zu bewegen, da sein Häuptling wünschte, dass wir dort lagerten; aber Martin schob ihn beiseite und erklärte, dass es uns unmöglich sei, so etwas zu tun. Wir setzten unseren Marsch noch vier Meilen fort, durch ein fruchtbares Tal mit prächtigen Bäumen in vollem, dunkelgrünem Laub, was ihnen aus

der Ferne das Aussehen gigantischer Zedern verlieh. Die Wälder waren voller Bienen, und die Einheimischen hängten Kästen an den hohen Bäumen auf, um sie zum Nisten zu verleiten. Diese Kästen bestanden aus hohlen Baumstämmen von etwa drei Fuß Länge, deren Enden verschlossen waren, wobei ein kleines Loch als Eingang blieb.

Als wir den Rand des kultivierten Landes erreichten, schlugen wir unser Lager auf, und obwohl wir in den Hügeln viel Geschrei hörten, begegneten wir keinem Widerstand, abgesehen von einem schwachen Versuch, Martin und das Ende der Karawane aufzuhalten. Fast sobald das Lager in Ordnung war, erschienen einige von Mbogolis Kriegern, um einen Besuch anzukündigen, den ihr Häuptling uns abzustatten gedachte; natürlich begutachteten sie uns mit großer Neugier.

Wir vertrieben uns die Zeit während des Wartens auf Mbogoli, indem wir eine „Pharaoschlange" (ein Feuerwerksscherzartikel) abbrannten und ihnen einen Musikkrug zeigten, der eine Melodie spielte, sobald er an die Lippen gehoben wurde; unnötig zu sagen, dass sie von diesen Wundern sehr beeindruckt waren. Bald kündigten das Abfeuern zweier Gewehre und das Blasen eines Instruments, das wie eine Spielzeugtrompete klang, die Ankunft von Mbogoli und seinen Anführern an. Der Häuptling war ein listig aussehender Ganove mit teilweise rasiertem Gesicht und Kopf; sein wichtigster Schmuck waren zwei Halsketten aus gedrehtem Eisendraht, eine aus Perlen, ein einzelner Ohrring von grobem Design, zwei Armringe aus weißem Metall oberhalb der Ellbogen, zwei weitere aus Kupferdraht am Handgelenk, ein weißes Baumwolltaschentuch mit farbigen Tupfen und ein schmutziges Stück Stoff um die Taille. Die Kleidung seiner vier Unterführer war ebenso skurril wie spärlich.

Er reichte jedem von uns eine schmutzige, schuppige und feuchte Hand und setzte sich auf einen Stuhl, den Martin eigens für ihn aufgestellt hatte. Wir erwarteten, dass sich das Gefolge auf den Boden hocken würde, aber sein Premierminister, der sich nicht lumpen lassen wollte, schickte sich an, sich auf unseren zerbrechlichen Camptisch zu schwingen. Dieser wäre sicherlich zusammengebrochen, hätte Martin ihm nicht mit einem Stoß vorgebeugt, dessen Bedeutung unmissverständlich war. Nachdem er sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte, hielt er eine langatmig Rede des Inhalts, dass Mbogoli sehr gekränkt sei, dass ein alter Freund wie Martin an seinem Ort vorbeigegangen sei, ohne anzuhalten – besonders da zu seinen Ehren ein Ochse bereitgestellt worden sei; er fuhr in diesem Ton fort, bis Martin ihn unterbrach und sagte, wir würden ihn das nächste Mal besuchen, jetzt aber in Eile seien, um nach Taveta zu gelangen. Der Brief des Sultans wurde ihm dann übersetzt, und wir wurden der Reihe nach mit unseren Namen und dem Präfix *Bwana* vorgestellt. Dann begannen die Forderungen nach Geschenken, die vier Fässer Pulver und ein Gewehr umfassten. Wir einigten uns schließlich darauf, einen Vorderlader, zwei Fässer Pulver und etwas Stoff zu übergeben; Letzteren bat Mbogoli uns zu behalten, bis er nach Einbruch der Dunkelheit danach käme, da er ihn sonst mit seinen Untertanen teilen müsste. Diese Bitte schien für einen Häuptling eher würdelos, aber die Macht der meisten dieser Kleinhäuptlinge ist sehr begrenzt.

Nachdem die Frage des *Hongo* zufriedenstellend geklärt war, begannen Mbogoli und sein Premierminister ihre Köpfe nach weiteren Wünschen zu zermartern; sie ließen ihre Augen sehnsüchtig über die verschiedenen im Zelt verstreuten Dinge schweifen, baten zuerst um alte Hüte und Röcke und endeten damit, um fast alles zu betteln, was sie sahen; wir lehnten jedoch all ihre Zudringlichkeiten glatt ab. Während unseres Gesprächs, das anderthalb Stunden dauerte, waren wir natürlich von einer Menge Schaulustiger umgeben, bestehend aus unseren eigenen Leuten und einem streng riechenden Kontingent von Mbogolis Kriegern. Die meisten Letzteren trugen etwa ein Dutzend kleiner Perlenschnüre, die durch den oberen Teil der Ohren gezogen waren, sowie schwere Ringe in den Ohrläppchen. Sie scheinen der Methode des Ohrdurchstechens große

Aufmerksamkeit zu schenken und setzen runde Holzstücke ein, um die Löcher zu dehnen, bis sie in manchen Fällen einen Durchmesser von drei bis vier Zoll erreichen. Ein solches Ergebnis gilt als große Attraktion, da das Ohrläppchen – sofern es beim Prozess nicht einreißt – fähig ist, schweren Schmuck zu tragen; unglücklicherweise war bei Mbogolis rechtem Ohr das Gewebe komplett durchtrennt, was das Tragen des unteren Ohrrings unmöglich machte. Einige der Krieger trugen Straußenfedern im Haar und kleine Umhänge aus den Fellen von Leoparden, Ziegen, Schafen und Antilopen; fast alle waren Männer von stattlicher Statur. Mbogoli zog sich zurück, als er merkte, dass er nichts mehr aus uns herausbekommen konnte, nicht aber die Krieger, die einen ständigen Lärm in der Nähe unseres Lagers veranstalteten und den Großteil der Nacht mit Heulen und Singen verbrachten.

Ein Rebhuhn und eine Taube, die B. auf dem Marsch erlegt hatte, erwiesen sich als sehr willkommen, da sie alles Fleisch darstellten, das wir besaßen; teils weil wir einige Entfernung von den Behausungen der Einheimischen entfernt waren, teils weil diese mit Kriegsvorbereitungen beschäftigt waren, war keine der Frauen zum Handeln gekommen. Unsere derzeitige Position lag 3000 Fuß über dem Meer und 174 Meilen von Mombasa entfernt.

1. und 25. Dezember. – Das Lager war am frühen Morgen voller Einheimischer, darunter eine Reihe von Frauen, von denen die meisten kleine rote und weiße Perlen im Haar trugen, was den Effekt eines Mopps oder einer großen Quaste erzeugte. Unsere Männer waren eifrig damit beschäftigt, Kürbisflaschen und Kalebassen mit Wasser zu füllen, da uns ein Marsch von fünfundvierzig Meilen durch wasserloses Land bevorstand. Wir füllten auch zwei Luftkissen und unsere wasserdichten Planen; Letztere benutzte ich während der Nil-Expedition von 1884 häufig zu diesem Zweck, als wir Wüsten durchqueren mussten, und sie sind ein ganz hervorragender Behelf, falls man zu wenig Gefäße hat: Die gewöhnlichen Bodenplanen fassen zwei bis drei Gallonen und können viele Male benutzt werden, bevor sie undicht werden, sofern man sie zum Schutz in Säcke steckt.

The Caravan on the march.

Wir brachen gegen 14 Uhr auf, und der Pfad führte uns in Richtung West-Nordwest durch weiteren dichten Busch. Nachdem wir zwei leichte Erhebungen überquert hatten, traten wir in offeneres Gelände hinaus, das aus einer Reihe welliger, mit kurzem Gras bedeckter Hänge bestand. Das Gras war an den meisten Stellen trocken, hie und da jedoch von einem leuchtenden Grün, übersät mit Gruppen von Mimosen und anderen Dornenbäumen von ansehnlicher Größe, was der ganzen Landschaft das Aussehen eines Parks verlieh. Hier befanden wir uns am Rande des Großwildgebiets und stießen bald auf riesige Herden von Zebras, Kuhantilopen, Grant-Gazellen und Impalas, die in geringer Entfernung vom Pfad weideten; wir machten uns jedoch nicht die Mühe, ihnen nachzustellen, aus Angst vor Verzögerungen. Nach etwa dreistündigem Marsch trafen wir auf eine kleine Karawane von dreißig Sklaven, die Elfenbein von Mandara, dem Häuptling der Wa-moci – einem Stamm, der die Südosthänge des Kilimandscharo bewohnt – zur Küste brachten. Als der Verantwortliche uns erblickte, schickte er den Großteil seines Geleitzuges in eine Entfernung von etwa 500 Yards abseits des Pfades, wo wir nur noch ihre Köpfe sehen konnten, während sie im Gras kauerten. Er selbst rückte vorsichtig mit zwei oder drei Begleitern vor, um zu sehen, ob wir Freunde oder Feinde seien.

Kurz nachdem wir sie passiert hatten, erblickten wir den Mount Kilimandscharo. Wir konnten sein gewaltiges Massiv ausmachen, das sich von Nordost nach Südwest erstreckte, sowie den gezackten Gipfel des östlichen Gipfels, Mawenzi, und die flache, schneebedeckte Kuppe des westlichen Gipfels, Kibo, der sein Haupt gerade über die dichten Wolken streckte, die den Rest des Berges einhüllten.

Um 18 Uhr hielten wir an, um die Karawane vor Einbruch der Dunkelheit aufschließen zu lassen. Da wir uns zu diesem Zeitpunkt auf einem der Masai-Pfade befinden würden, war es klug, auf Nummer sicher zu gehen und eng zusammenzubleiben, für den Fall, dass wir auf einen Kriegstrupp stoßen sollten. Gerade als wir ans Anhalten dachten, hörten wir Schüsse und Geschrei etwa zwei Meilen hinter uns, was unter den wenigen Männern, die mit uns Schritt gehalten hatten, keine geringe Aufregung verursachte; sie erklärten, die Karawane werde angegriffen. Da wir ihren Verdacht bis zu einem gewissen Grad teilten, stürmten wir mit unseren Gewehren so schnell wir konnten zurück, gefolgt von den Männern, die sofort ihre Lasten fallen ließen; während mein „schwarzes Prachtstück“ von einem Diener, der mir dicht auf den Fersen blieb, in einem Zustand höchster Ekstase meinen geladenen Revolver schwenkte und im Laufen rief: „C’est la guerre, Monsieur; oui, c’est la guerre!“

Nachdem wir etwa zwei Meilen zurückgelaufen waren, stellte sich heraus, dass es nur blinder Alarm war, verursacht durch unsere infernalischen Missionsmänner. Diese waren tapfer genug, wenn sie im Verhältnis vier zu eins standen, und hatten auf die kleine Sklavenkarawane gefeuert – vermutlich in der Absicht, sich für irgendeine frühere schlechte Behandlung durch Händler zu rächen. Das Ergebnis war, dass der gesamte Geleitzug bis auf den letzten Mann die Flucht ergriff. Als der Anführer kurz nach dem Ende der Schießerei wieder auftauchte, beklagte er sich, sein Gewehr sei gestohlen worden, obwohl ich vermute, dass er es in Wirklichkeit weggeworfen hatte, um schneller rennen zu können. Wir drückten unser Bedauern über den Zwischenfall aus und versuchten, die Schuldigen zu finden; aber um den Teufeln gerecht zu werden, muss ich sagen, dass die Missionsmänner zu loyal waren, um ihre Kameraden zu verraten, obwohl wir eine Belohnung anboten. Dieser Vorfall war äußerst ärgerlich, da er uns – abgesehen von der Verzögerung von anderthalb Stunden und der Folge eines zusätzlichen viermeiligen Marsches – in höchst unangenehme Schwierigkeiten hätte bringen können, indem er uns mit allen Sklavenhändlern in dieser Gegend verfeindet hätte, mit denen wir uns im Landesinneren eigentlich überhaupt nicht anlegen durften.

Unsere Reise wurde um 19.30 Uhr fortgesetzt. Da es nun völlig dunkel war, führte ich den Weg mit einer Laterne an, während Martin mit einer weiteren den Schluss bildete; unser Vorankommen war jedoch sehr langsam. Hin und wieder hörten wir das Schnauben von Zebras und anderen wilden Tieren, die durch das Licht aufgeschreckt wurden, und wir vertrieben große Scharen von Perlhühnern aus den Dornenbüschen, in denen sie nächtigten. Um 22 Uhr hielten wir bis zwei Uhr morgens inne; doch obwohl wir müde genug waren, war es zu kalt zum Schlafen, und wir waren froh, bei Tagesanbruch wieder aufzubrechen.

Um 7 Uhr morgens rasteten wir eine Stunde lang. Während ich auf das Frühstück wartete, ging ich eine halbe Meile weiter und wurde mit einer der besten Aussichten auf den Kilimandscharo belohnt, die ich je hatte; denn außer sehr selten am frühen Morgen oder späten Abend ist er fast ausnahmslos in Wolken gehüllt. Nun stand er klar gegen den Morgenhimmel, etwa fünfunddreißig Meilen entfernt, in all seiner erhabenen und majestätischen Pracht. Er erhebt sich direkt aus der Ebene, wobei seine riesige Basis sanft ansteigt, bis auf etwa 15.000 Fuß, über denen sich weitere 5000 Fuß seine beiden Gipfel, Kibo und Mawenzi, erheben. Ersterer ist flach und in einen Mantel aus ewigem Schnee gehüllt; Letzterer ist weniger hoch und gipfelt in einer spitzen, zerklüfteten Masse. Diese beiden Gipfel, etwa fünf Meilen voneinander entfernt, sind durch einen breiten, welligen Sattel verbunden. Der erste Anblick dieses Monsterberges ist dazu angetan, Bewunderung und Ehrfurcht zu wecken; man kann leicht verstehen, dass die Masai ihn mit einer abergläubischen Scheu betrachten, die sie dazu veranlasst, ihn *Ngai* (Haus Gottes) zu taufen.

Auf dem Rückweg zum Frühstück sah ich zwei Schakale und einige hübsche grüne Papageien mit roten Brüsten. Nach dem Frühstück marschierten wir bis 10 Uhr morgens weiter und hielten dann an, um Wasser auszugeben, das zu diesem Zeitpunkt dringend benötigt wurde. Hier wurden wir dadurch „belehrt", dass mein Idiot von einem Diener (Anole) und die beiden Kochjungen aus reinem Übermut das trockene Gras in Brand steckten. Da der Wind drehte, kam das Feuer rasch in unsere Richtung und machte eine allgemeine Flucht erforderlich; es breitete sich später über mehrere Meilen in südwestlicher Richtung aus. Zur Strafe für die Schuldigen ließen wir sie für den Rest des Marsches die drei Zelte tragen.

Wir kamen um 13.15 Uhr in Lanjora an, 45 Meilen von Matate und 219 von Mombasa entfernt. Hier gibt es ein großes Loch oder Reservoir im felsigen Bett eines ausgetrockneten Wasserlaufs; das darin enthaltene Wasser ist gut und reichlich, außer in der trockensten Jahreszeit. Obwohl wir ziemlich erschöpft waren, brannten wir alle darauf, dem Wild nachzustellen, das in dieser Gegend im Überfluss vorkommt. So brachen wir in verschiedene Richtungen zu einem Streifzug auf; aber H. war der Einzige, der das Glück hatte, etwas heimzubringen: er erlegte zwei Kuhantilopen. Ich sah Zebras, Kongoni (Kuhantilopen) und Grant-Gazellen und verwundete eine der Letzteren, bekam sie aber nicht, da der Busch recht dicht war; H. sah nur ein paar Strauße. Das gesamte Wild war sehr scheu, und das Gelände war, außer dort, wo es Buschwerk gab, ungeeignet zum Pirschen.

Da heute Weihnachten war, tranken wir zwei Flaschen Champagner und gaben den Dienern und Anführern einen „Schluck" Whisky. Wir wurden von Martin informiert, als er nachkam, dass wir am falschen Ort gelagert hatten; dies sei das „kleine Lanjora" und ein regulärer Lagerplatz der Masai, deren Kriegstrupps hier auf ihrem Weg zur Küste stets haltmachen und die auch ihr Vieh zum Weiden herabbringen, wenn das Gras grün ist. Da das andere oder „große Lanjora" jedoch etwa drei Meilen weiter entfernt lag und die Chance, dass zu dieser Jahreszeit Masai auftauchen würden, nur gering war, entschieden wir uns, dort zu bleiben, wo wir waren.

1. Dezember. – Wir brachen unser Lager um 6 Uhr morgens ab und machten uns um 6.30 Uhr auf den Weg. Da wir nun nur noch zwölf Meilen von Taveta entfernt waren, dachte ich, ich würde unterwegs versuchen, Großwild zu jagen. Also nahm ich Kiboko (Nilpferd) mit und hielt mich rechts vom Busch, in der Absicht, parallel dazu zu marschieren. Bald sah ich zahlreiche Kongoni und Grant-Gazellen, aber sie waren alle zu scheu, um ohne Pirsch heranzukommen, also ließ ich sie in Ruhe. Später schreckte ich eine kleine Gazelle aus dem hohen Gras auf, und als sie in etwa hundert Yards Entfernung stehen blieb, um mich anzusehen, feuerte ich einen Schuss ab; sie fiel auf der Stelle tot um. Es war ein kleiner Steinbock, etwa halb so groß wie ein Reh und etwas heller in der Farbe, mit glatten, geraden Hörnern von etwa vier Zoll Länge. Kiboko schnitt einen Stock, an dem wir unsere Trophäe tragen konnten, und wir setzten unseren Marsch fort.

Etwa eine Stunde nach Verlassen des Lagers stießen wir auf die Karawanenspur, die sich hier nach Norden windet; wir überquerten sie und gelangten in dichten Busch, der von Wildpfaden durchzogen war, die in der Regenzeit von Büffeln, Nashörnern, Elefanten und Antilopen angelegt worden waren. Nachdem ich zwei Stunden lang in dieser Richtung umhergewandert war, erblickte ich den Jipe-See, der etwa zwölf Meilen südöstlich des Waldes von Taveta liegt, an der Ostseite und am Fuße der Pari-Berge – einer hohen Hügelkette, die sich von Nordwest nach Südost erstreckt. Die Nordwesthänge dieser Berge werden von den Ughono-Leuten bewohnt, gegen die die Wa-teita gerade einen Überfall planten, als wir Matate passierten. Mir wurde berichtet, dass in diesen Bergen reichlich Eisen zu finden sei und dass die Einheimischen daraus ihre Messer, Speerspitzen und Kettenschmuck herstellen; aber da wir sie nie besuchten, obwohl wir mehrmals ganz in der Nähe waren, kann ich die Wahrheit dieser Aussage nicht verbürgen.

Gegen 10 Uhr morgens hörte ich eine Reihe von Schüssen weit weg zu meiner Rechten, woraus ich richtigerweise schloss, dass die Karawane nun am Eingang des Waldes angekommen war und den üblichen Gruß abfeuerte. Wenige Minuten später kam eine große Herde Impalas, zweifellos aufgeschreckt durch die Knalle, in etwa vierzig Yards Entfernung durch den Busch an mir vorbeigesprungen; leider war kein Bock unter ihnen. Ihnen folgte unmittelbar eine Herde Kuhantilopen, aus der ich eine stattliche Kuh erlegte. Wir machten uns dann auf den Weg zur Taveta-Spur, auf die wir nach zwei Stunden Umherwanderns stießen; die letzte Stunde führte uns am Rande des Waldes entlang durch Flächen mit hohem, grobem Gras, das mit Zwerg- und Dumpalmen durchsetzt war.

Kurz nach Erreichen der Spur betraten wir den dichten Wald auf einem sehr schmalen und gewundenen Pfad; zwanzig Minuten weiteres Gehen brachten uns zu einem starken Palisadenzaun, der aus Baumstämmen und Stämmen errichtet worden war und eine kleine Öffnung von etwa vier mal drei Fuß besaß. Einmal hindurch, stießen wir bald auf die bewohnten Teile des Waldes, da das Innere von den Einheimischen gerodet und kultiviert worden ist. Der Pfad führte durch große Bananenplantagen und kleine Parzellen mit Mais, die von winzigen Bächen mit klarem Wasser durchzogen waren. Bald trafen wir auf Kinder, die Ziegen und Rinder hüteten, und begegneten mehreren Einheimischen, die sich über unser Kommen zu freuen schienen und uns mit Händeschütteln und *Jambos* begrüßten.

Ich erreichte das Lager um 14 Uhr, gründlich erschöpft und etwas fußkrank, was nach einem Marsch von etwa achtzig Meilen in den letzten achtundvierzig Stunden nicht verwunderlich war. Ich fand H. und B. beim Mittagessen mit Herrn Jackson, einem Engländer, der die drei heißen Monate in Taveta verbracht hatte; nach den langen Reihen von Schädeln und Häuten zu urteilen, die in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet waren, hatte er sehr gute Beute gemacht. Seine Strecke bestand aus siebzehn Nashörnern, zehn

Büffeln, achtunddreißig Kuhantilopen, zwei Löwen, zahlreichen Antilopenarten sowie Warzenschweinen und Hyänen – eine beachtliche Sammlung, wenn man bedenkt, dass er bis zu diesem Zeitpunkt nur in der unmittelbaren Umgebung von Taveta gejagt hatte.

KAPITEL VIII.

Lager von Taveta – Die Wirkung des Schießens auf eine Giraffe während des Marsches – Der Wald von Taveta – Die Wa-taveta – Entlassung der Missionsmänner – Hausbau, Trinken und Tanzen – Ein Todesfall – Abreise von B. und Herrn Jackson – Fallgruben – Eine abscheuliche Zeremonie.

Taveta ist auf dem Landweg etwas über 230 Meilen von der Küste entfernt und liegt etwa 170 Meilen Luftlinie von Mombasa; unser derzeitiges Lager auf 2400 Fuß Höhe bot einen sehr ordentlichen Anblick. Der Grund gehörte Martin, der während seiner Reise durch das Masai-Land mit Herrn Thomson Gelegenheit hatte, hier einige Wochen Halt zu machen, und das Grundstück kaufte, das damals noch mit unberührtem Urwald bewachsen war. Nachdem er diesen gerodet hatte, baute er ein Haus für sich und seine Vorräte sowie Hütten für die Männer. Letztere bildeten drei Seiten eines großen Quadrats, während die vierte Seite von einem glitzernden kleinen Fluss begrenzt wurde, der reich an Fischen war. Ein Dornenzaun mit einem starken Tor umgab die Lichtung, deren Mitte ein hoher Flaggenmast zierte, an dem der Union Jack wehte, wenn das Lager besetzt war. Auf der Außenseite schützte eine Vielzahl majestätischer Bäume von großer Höhe mit ihren massiven, dicht belaubten Zweigen das Lager teilweise vor der brennenden Mittagssonne.

B. erzählte mir, er habe auf dem Marsch von Lanjora nach Taveta eine prächtige Giraffe geschossen und die Szene, die darauf folgte, spotte jeder Beschreibung. Die nächsten Träger, aufgeregt durch die Aussicht auf Fleisch, von dem sie auf dem Hinmarsch so wenig gekostet hatten, warfen ihre Lasten ab und stürzten sich wie ein Mann auf den Kadaver. Sie hatten die Haut „im Handumdrehen“ abgezogen und zerfleischten dann das Fleisch, wobei sie sich wie ein Rudel hungriger Hyänen stritten und zankten. Die Eingeweide schienen die begehrtesten Leckerbissen zu sein, und einige der Männer, die es viel zu eilig hatten, um an das Kochen zu denken, rissen das Fleisch einfach von den Knochen und stopften es sich roh in den Mund. Dieser Vorfall verzögerte die Karawane natürlich lange, und B. sagte, er sei entschlossen, in Zukunft auf dem Marsch auf nichts mehr zu schießen, es sei denn, es handele sich um ein seltenes Exemplar.

Herr Jackson bot sehr freundlich an, einen von uns auf eine Jagdtour mitzunehmen, während der Rest in einer anderen Richtung nach Wild suchen sollte; dieser Vorschlag entsprach genau unseren Plänen.

Wir erwarteten in Kürze B.s Bruder C.; er hatte England einen Monat nach uns verlassen und sollte bis Ndara von Missionsmännern begleitet werden, wo fünfzig unserer Leute ihn als Eskorte für den Rest der Strecke treffen würden. Wir mussten auch all unsere eigenen Missionsmänner zurückschicken; außerdem würden in Taveta mindestens zwanzig Einheimische für einige Zeit benötigt, um das Lager zu erweitern und ein großes Haus für uns zu bauen. Wenn man also etwa fünfundzwanzig Kranke sowie die Deserteure berücksichtigte, blieb nur eine verfügbare Truppe von vierzig Mann übrig – eine unzureichende Eskorte für eine größere Entfernung. Da C. zudem in der ersten Januarwoche erwartet wurde, wäre es hart für ihn gewesen, uns alle abwesend vorzufinden, ohne unseren genauen Aufenthaltsort zu kennen. Es wurde daher beschlossen, dass B. sofort mit Jackson aufbrechen und zehn Tage lang bei Rhombu, etwa sechzehn Meilen nördlich von Taveta, jagen sollte, während H. und ich noch einige Tage im Lager bleiben und dann in der Umgebung von Lanjora jagen wollten.

Der Wald von Taveta, etwa sieben Meilen im Quadrat groß, wird im Norden und Osten von mehr oder weniger offener Ebene und Busch begrenzt, im Westen von den unteren Ausläufern des Kilimandscharo und im Süden von den Pari- oder Ughono-Bergen und dem Jipe-See. Das Innere wurde von den Einheimischen, bekannt als Wa-taveta, auf einer Fläche von etwa zehn Quadratmeilen gerodet; der Boden dieser Lichtungen ist äußerst fruchtbar und bringt große Mengen an Bananen, Mais, Bohnen, *Mtama* (ein einheimisches Getreide wie Hirse), wilden Tomaten, Yams, Süßkartoffeln, Zuckerrohr und grobem Tabak hervor. Er ist wahrscheinlich geeignet, alles wachsen zu lassen und den Anbauern große Gewinne einzubringen. Selbst der grobe Tabak, der hier angebaut und an die Küste geschickt wird, verkauft sich dort für eine Rupie pro Pfund; zu diesem Preis erzielt er – nach Abzug der Kauf- und Transportkosten sowie des Zolls von siebenunddreißig Rupien pro Last von fünfundsiebzig Pfund – einen Gewinn von über 100 Prozent. Die Wa-taveta halten auch Herden von kleinem Rindvieh, Schafen und Ziegen, die von den Frauen und Kindern gehütet werden.

Der äußere Waldsaum wurde nicht angetastet; das undurchdringliche Labyrinth aus dschungelartigem Bewuchs bildet einen natürlichen Wall, der nur auf vier schmalen, gewundenen Pfaden durchquert werden kann, bekannt als die Lanjora-, Useri-, Kahe- und Pangani-Pfade. Diese werden, wenn ein Angriff von außen befürchtet wird, wirksam blockiert, indem man ein paar Bäume fällt und das Holz quer darüber fallen lässt, während auch die Haupttore mit Baumstämmen verbaut werden.

Hier, sicher in ihrer Waldfestung, führen die Wa-taveta ein friedliches und ereignisloses, wenn auch etwas müßiges Leben. Die Männer verrichten keine Arbeit; das wenige, was zu tun ist – wie das Aufkratzen des Bodens (alles, was vor der Aussaat nötig ist), das Einbringen der Ernte, das Hüten des Viehs und das Holzhacken –, wird von den Frauen und Kindern erledigt. Sie stehen mit den meisten benachbarten Stämmen auf freundschaftlichem Fuß, und jene, die feindselig gesinnt sind, haben durch bittere Erfahrung die Gefahren jeder versuchten Belästigung kennengelernt. Sogar die kriegerischen Masai haben ihre Angriffe nach mehreren fruchtlosen Versuchen, in dieses Bollwerk einzudringen, eingestellt; denn die Wa-taveta wissen sich zu verteidigen, wenn sie angegriffen werden, obwohl sie im Wesentlichen unkriegerisch und friedfertig sind.

Abgesehen von der Undurchdringlichkeit ihres Waldes ist ein weiterer wichtiger Grund für ihre Sicherheit, dass es im Inneren kein reguläres Dorf gibt. Selbst wenn sie überrascht würden und eine feindliche Streitmacht eindringen könnte, bevor die Pfade blockiert sind, gäbe es nichts Greifbares anzugreifen. Die Bewohner leben in Bienenkorbhütten aus Bananenblättern; jede Familie bewohnt ihre eigene *Shamba* (Anbauparzelle), auf der sich in der Regel nur zwei Hütten befinden: eine für die Eltern und jüngeren Kinder, die andere für die älteren Kinder und deren Familien. Folglich könnte ein Feind höchstens die ersten paar Leute töten, auf die er trifft; in der Zwischenzeit würde jedoch der Kriegsruf erschallen, und die gesamte männliche Bevölkerung, von denen viele mit Gewehren bewaffnet sind, hätte Zeit, sich zu sammeln und die unvorsichtigen Eindringlinge aus sicheren Hinterhalten niederzuschießen. Die tapferen Masai, die gewohnt sind, nur im offenen Gelände zu kämpfen und sich ganz auf ihre langen Speere, Kurzschwerter und Schilde zu verlassen, wären in einem umschlossenen und für sie fremden Gelände, von dem die Verteidiger jeden Zoll genau kennen, sehr bald erledigt.

So kommt es, dass Taveta ein stilles und friedliches Arkadien inmitten zahlreicher Stämme heulender Wilder bleibt, die sich ständig bekämpfen und berauben. Taveta ist zudem der zentrale Knotenpunkt aller Handelsrouten, die weit ins Innere führen; die großen Karawanen der Elfenbein- und Sklavenhändler nutzen es als Rastplatz, um sich zu erholen

und Vorräte anzulegen, bevor sie ihre mühsamen und gefährlichen Reisen durch das Masai-Land antreten.

Die Wa-taveta sind ein intelligenter aussehender Stamm und in ihren Gewohnheiten weitaus sauberer als alle anderen Stämme, denen man auf dem Weg von der Küste her begegnet. Ihre Gesichtszüge sind vergleichsweise regelmäßig und ihr Ausdruck weniger abstoßend; sie haben jedoch dieselbe Gewohnheit, sich mit rotem Ton und Fett einzusalben, wie alle anderen hiesigen Wilden. Die Männer rasieren sich nicht die Köpfe, sondern schneiden ihr Haar ganz kurz. Alle tragen Eisen- und Kupferschmuck sowie Ketten um Hals, Knöchel, Handgelenke und Oberarme, zusätzlich zu Perlen und in einigen Fällen Straußenfedern. Sie legen großen Wert auf das Dehnen der Ohren; die bevorzugte Art von Ohrring ist eine etwa anderthalb Zoll lange Zinnröhre, die um das Ohrläppchen gewickelt wird und an der kleine Perlenschnüre und fein gearbeitete Eisenketten hängen. Der obere Teil der Ohren wird oft durchstochen, und dünne, etwa acht Zoll lange Stäbe werden so in die Öffnung gesteckt, dass sie schräg nach hinten ragen; dies verleiht ihnen ein entschieden mephistophelisches Aussehen. Gewöhnlich tragen sie Schnupftabaksdosen von verschiedenem Design und kunstvoller Verarbeitung bei sich, die an einer kleinen Kette von einer ihrer Halsketten hängen; die am höchsten geschätzten unter ihnen sind aus der Spitze eines Nashornhorns gefertigt und kunstvoll mit Perlen und kleinen Eisen- und Kupferketten verziert. Ein Stück Stoff, das über einer Schulter verknotet ist und bis zu den Knien herabhängt, bildet ihre einzige Kleidung. Speere von etwa sechs Fuß Länge mit einer zwölf Zoll langen Eisenspitze, kurze spatelförmige Schwerter in Lederscheiden, Keulen aus hartem Holz oder Nashornhorn, kleine Schilde, Pfeil und Bogen sowie Vorderladergewehre stellen ihre Waffen dar.

Die Frauen sind insgesamt gefälliger als die der anderen Stämme, denen wir begegneten, und haben bessere Figuren. Die Mehrheit ist tiefschwarz, aber uns fielen einige mit einem Teint in der Farbe von *Café-au-lait* auf. Wäre da nicht die Gewohnheit, sich die Köpfe zu rasieren, sich mit Perlen und Eisenschmuck zu überladen und ihre Ohren durch Dehnen auf unnatürliche Längen zu verunstalten, wären einige fast hübsch zu nennen. Sie binden Reihen von Perlen fest um den Kopf und hängen zahlreiche Windungen der roten und blauen Sorte um ihren Hals, zusätzlich zu mehreren Eisen- und Kupferreifen und vielleicht ein oder zwei Schnüren aus duftenden Grassamen. Darüber hinaus beladen sie sich mit langen Schnüren aus roten und weißen Perlen, die wie Koppelriemen über den Brüsten angeordnet sind, sowie mit weiteren, die Taille, Handgelenke, Arme, Knie und Knöchel umschließen. Letztere sind oft wunderschön auf Lederstreifen in vielen verschiedenen Mustern gearbeitet. Jede Dame besitzt einen baumwollenen Unterrock, und jene, die verheiratet sind, tragen als besonderes Kennzeichen Windungen aus Messingdraht als Ohrringe, die wie Feuerräder aussehen, an denen – sofern die Ohren der Belastung standhalten – Perlen- und Kettenornamente hängen. Die Jungfrauen begnügen sich mit einfachen Perlen.

Je mehr dieser Perlen eine Frau an ihrer Person zur Schau stellen kann, desto besser gekleidet ist sie nach ihrer eigenen Meinung und der ihrer Freundinnen; ihr Wohlstand wird an der Anzahl der Perlen gemessen, die sie trägt. Tatsächlich können Stoff und Perlen hier als die Landeswährung angesehen werden, wohingegen die Stämme der Caga und Masai Eisen- und Kupferdraht bevorzugen. Schwangere Frauen tragen zusätzlich zum übrigen Schmuck Rasseln an ihren Knöcheln, die vor ihrem Kommen warnen sollen, um die Gefahr zu vermeiden, dass sie erschreckt werden, wenn jemand plötzlich um eine Ecke kommt. Sie nehmen auch die Dienste älterer Damen als Anstandsdamen in Anspruch. Die Kinder laufen meist nackt umher, obwohl einige mit einem Stück Stoff um den Hals oder einer kleinen Schnur blauer Perlen geschmückt sind.

Die Sitten und Gebräuche dieser Leute sind sehr primitiv. Ohne einen regulären Häuptling werden sie von einer gewissen Anzahl von Ältesten regiert, deren Aufgabe es ist, für Ordnung zu sorgen und Übeltäter zu bestrafen, den Tribut (*Hongo*) von den durch ihr Gebiet ziehenden Karawanen zu fordern und entgegenzunehmen und dafür zu sorgen, dass der Rest – nachdem sie den Löwenanteil für sich behalten haben – gerecht unter den anderen verteilt wird.

Die Zeremonie des *Hongo* ist ein durchaus imposantes Schauspiel. Zuerst wird der neu eingetroffenen Karawane ein Ochse von etwa hundert oder mehr Ältesten und einigen Kriegern präsentiert, die im langsamen Tempo vorrücken, alle paar Meter haltmachen und eine Art feierlichen Gesang anstimmen. Wenn sie sich dem Lager nähern, bilden sie eine geschlossene ovale Phalanx und rücken mit erhobenen Schilden und erhobenen Speeren in das Gehege vor, wobei sie immer noch singen und von Spähern angeführt werden, die wild um sie herumtanzen. Nachdem dieser Teil der Vorstellung beendet ist, hält die Phalanx an, die Speere werden aufrecht in den Boden gesteckt, und die Einheimischen setzen sich ruhig um den Karawanenführer, um zum Hauptgeschäft überzugehen: der Festlegung, wie viel *Hongo* gezahlt werden soll. Dies nimmt eine lange Zeit in Anspruch, da die Ältesten anfangs ausnahmslos mehr verlangen, als sie zu erhalten hoffen oder die Karawane zu geben beabsichtigt.

Bei uns feilschten sie um so überzogene Bedingungen, dass Martin ihnen erklärte, er würde einen „Suaheli-Hongo" zusammenstellen, wie ihn die Suaheli-Karawanen geben, falls sie unseren Bedingungen nicht zustimmten – was bedeutete, jedem Mann eine bestimmte Menge zuzuteilen, deren Gesamtsumme bei weitem nicht das erreicht hätte, was wir ihnen anboten. Angesichts dieser Drohung mäßigten sie ihre Forderungen und nahmen eine gemischte Ladung *Americani* (Baumwollstoff), farbigen Stoff und etwas Eisendraht an. Nachdem die Frage des *Hongo* zufriedenstellend geklärt war, zerstreute sich die Menge ruhig, und jeder ging seiner Wege.

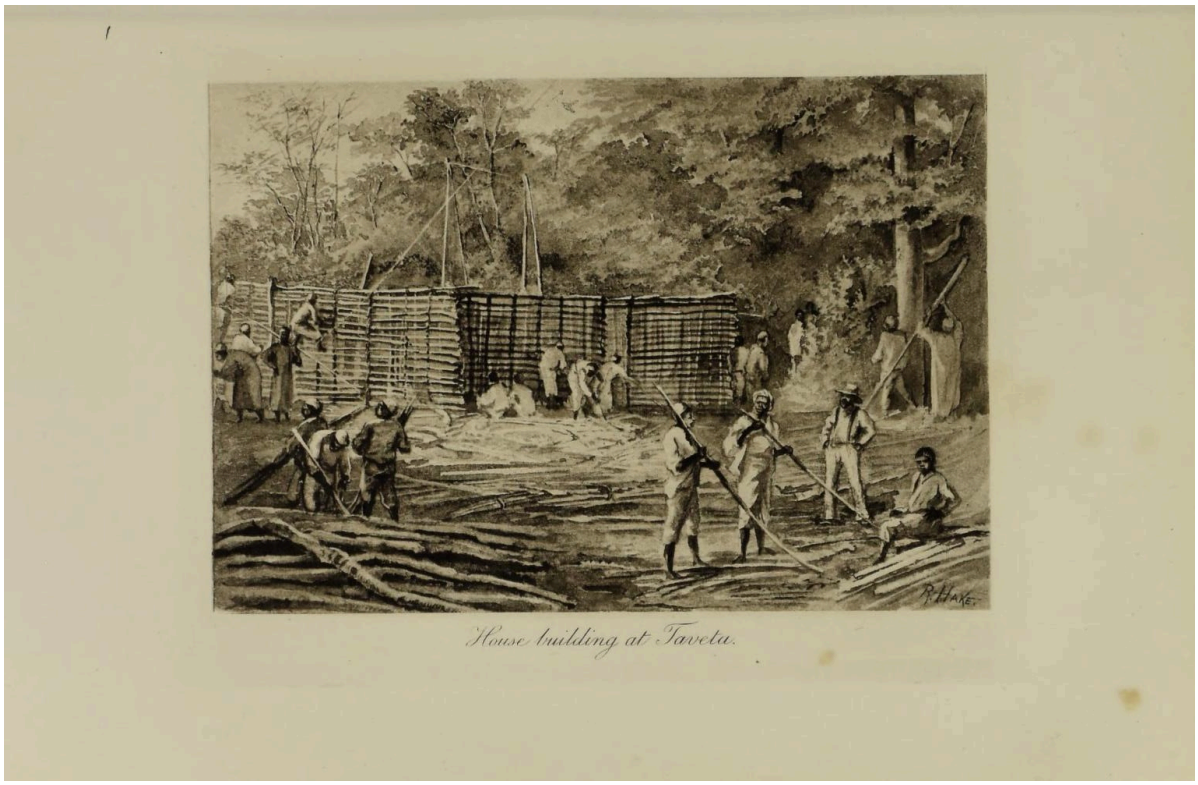
Die Religion der Wa-taveta ist alles andere als komplex; sie verehren schlicht die Geister ihrer Vorfahren und huldigen in geringem Maße der Sonne und dem Mond. Gemeinsam mit allen anderen Stämmen herrscht der kuriose Brauch der Blutsbrüderschaft vor, eine Zeremonie, die auf folgende Weise vollzogen wird:

Nachdem eine Ziege oder ein Schaf geschlachtet und gekocht wurde, machen die beiden Männer, die Brüder werden wollen, einen kleinen Schnitt in den Unterarm oberhalb des Handgelenks, gerade tief genug, um Blut fließen zu lassen; jeder beschmiert dann ein Stück des gekochten Fleisches mit dem Blut des anderen, und nachdem er es verschluckt hat, leckt er jegliches Blut auf, das danach noch auf dem Arm seines Bruders verblieben ist, welcher nun sein geschworener Freund auf Lebenszeit ist. Auf dieselbe Weise werden Freundschafts- und Bündnisverträge zwischen den verschiedenen Stämmen besiegelt. Martin ist ein Blutsbruder der Wa-taveta, des Moci-Häuptlings Mandara, des Kiboso-Häuptlings Sina und vieler anderer Berühmtheiten. Ich wurde Zeuge, wie die Zeremonie zwischen ihm und einem Vertreter des Volkes von Ughono auf eine eher ungewöhnliche Weise vollzogen wurde, denn Martin warb Cabeche, unseren schwarzen Anführer, als Stellvertreter an, um das Fleisch zu essen und das Blut vom Arm seines Ughono-Bruders zu lecken.

Die Wa-taveta glauben an Magie und Vorzeichen, aber nicht in demselben Ausmaß wie die meisten anderen Stämme. Sie scheinen kaum Laster zu haben und sind außergewöhnlich ehrlich. Wir haben während der gesamten Zeit in ihrem Gebiet nicht einen einzigen Gegenstand verloren, obwohl das Lager ständig voller Besucher war, die jede Gelegenheit gehabt hätten, herumliegende Kleinigkeiten zu stehlen. Im Großen und Ganzen erschienen sie mir als ein höchst harmloses Volk, einfältig, kindlich und darauf bedacht,

uns allen mit Freundlichkeit zu begegnen, insbesondere Martin, der eine ausgesprochen beliebte Persönlichkeit war. Tatsächlich artete ihre Freundlichkeit zeitweise in eine Plage aus, denn wenn sie nichts Besseres zu tun hatten, verbrachten Scharen von ihnen den ganzen Tag in unserem Lager, wann immer wir dort waren; und ob wir „zu Hause“ waren oder nicht, sie bestanden darauf, unsere Zelte oder Häuser zu betreten und zu jeder Tageszeit Geschenke wie Milch, Honig und Fisch zu bringen, für die wir natürlich eine angemessene Gegenleistung in Form von Perlen oder Stoff erbringen mussten.

Die ersten Tage nach unserer Ankunft waren vollauf ausgefüllt. Zuerst mussten wir den Appell abhalten und die Entlassung der Missionsmänner und anderer, die arbeitsunfähig waren, regeln. Es stellte sich heraus, dass unsere ursprüngliche Stärke um vierzig Deserteure geschrumpft war, davon vierzehn Sansibariten und der Rest Missionsmänner, die uns neben ihrer eigenen wertlosen Anwesenheit auch um sieben wertvolle Gewehre erleichtert hatten. Dann galt es, unser Haus zu bauen und einen Garten an—



Leider waren fast alle Kartoffeln auf dem Herweg verloren gegangen und die meisten Zwiebeln waren verrotet. H. übernahm die Leitung dieser Abteilung und erwies sich als ein höchst fähiger und fleißiger Gärtner. Ich verlegte mich darauf, einige der Kranken zu kurieren und mich als Schuster zu versuchen, denn unsere Stiefel waren inzwischen in einem sehr schlechten Zustand, und wir hatten jede Hoffnung aufgegeben, die verlorenen zurückzuerhalten. Reisende sollten sich unsere Erfahrung zur Warnung dienen lassen und daran denken, dass es eine schlechte Sache sein kann, alle seine Stiefel in einen Korb zu legen!

Ich kaufte das halbgar zugerichtete Fell eines Schafes und kam glänzend voran; ich hatte bereits ein Paar lederne Socken fertiggestellt, die recht gut passten, als zu unserer freudigen Überraschung unser Askari Chandi und die drei Männer, die wir auf der Suche nach dem Ausreißer ausgesandt hatten, mit den vermissten Stiefeln und Rupien eintrafen. Sie waren dem Deserteur bis nach Mombasa gefolgt, bevor sie ihn einholten, und hatten zudem vier weitere Deserteure gefasst, denen sie zwei Gewehre und elf Rupien abnahmen. Diese Schufte wurden dem Gouverneur von Mombasa übergeben, der sie ordentlich auspeitschen ließ und dann denjenigen, der unsere Stiefel bei sich gehabt hatte,

unter der Bewachung zweier Soldaten zurückschickte, damit er die genaue Stelle zeige, an der er seine Last weggeworfen hatte.

Einer unserer Männer kam kurz nach unserer Ankunft in Taveta zu schwerem Schaden, denn der arme Kerl fiel in eine Grube mit brennendem Unrat und verbrannte sich fast die gesamte Haut an beiden Beinen; er ertrug den Schmerz, der entsetzlich gewesen sein muss, mit außergewöhnlicher Standhaftigkeit, und obwohl wir seine Verletzungen mit Vaseline und Watte versorgten, verging eine lange Zeit, bis er wieder umhergehen konnte. Bisher hatten wir besonderes Glück gehabt und waren von Unfällen verschont geblieben; Jackson war auf seinem Herweg weniger begünstigt, da einer seiner Männer von einem Löwen gepackt und am Kopf schrecklich zugerichtet wurde.

Während wir unsere Angelegenheiten ordneten, gingen wir abwechselnd zur Jagd für die Küche aus und erlegten meist einige Perlhühner, Zwergtrappen, Rebhühner und Gelbkehl-Frankoline. Unsere Männer waren zu dieser Zeit in bester Stimmung, denn Taveta ist für die Suaheli so etwas wie das fröhliche Babylon dieser Gegend, und viele befanden sich infolge von *Pombe*, einem beliebten einheimischen Gebräu, in einem Zustand fortwährender Trunkenheit. Diese Mischung wird aus Bananen und *Mtama* hergestellt, die zusammen gekocht werden und einige Tage gären; mir schien sie den doppelten Nachteil zu haben, sowohl im Geschmack unangenehm als auch in der Wirkung berauschend zu sein.

Die Nächte wurden gelegentlich durch einen der für die Sansibariten typischen Tänze belebt. Die Ausführenden bewegen sich im Gänsemarsch mit einem Schritt, der etwa dem unserer Polka ähnelt, und begleiten die Bewegung mit einem improvisierten Gesang. Sie sind fantastisch herausgeputzt; einige erscheinen in einem Kopfschmuck aus ganzen Häuten und Federn eines Hahns, andere tragen auffällige rote Gewänder; sehr viele hatten an ihren Knöcheln merkwürdige Rasselbüchsen aus geflochtenem Gras befestigt, die Erbsen enthielten, und stampften auf den Boden, um den Takt anzugeben, wann immer die Melodie wechselte.

Vor einigen Jahren versuchte der Sultan von Sansibar, diesen Tanz zu unterdrücken, da die Akteure in den improvisierten Gesängen die Gewohnheit hatten, ihre Herren und die Regierung zu schmähen und ihre Beschwerden im Allgemeinen kundzutun; er musste den Versuch jedoch aufgeben, da das vorübergehende Verbot beinahe einen schweren Aufstand verursacht hätte. Martin erzählte mir, dass mehrere Europäer ernsthaften Ärger mit ihren Karawanen bekommen hatten, weil sie diesen Tanz verboten, der schließlich nur ein Sicherheitsventil und eine vergleichsweise harmlose Form der Belustigung darstellt, selbst wenn er Epitheta wie „geizige Bestien, Kühe, Schweine und Hunde“ gegenüber den Karawanenleitern enthält. Diese Tänze dauerten lange und wurden in einer Reihe vor unserem Zelt, in einem großen Kreis oder in Schlangenlinien um den Platz herum ausgeführt; nach und nach wurde die Kette immer kürzer, da jene, die erschöpft waren, sich zurückzogen, bis nur noch ein Mann übrig blieb.

Ich war eines Tages entsetzt, in einer kleinen Hütte einen unglücklichen Mann aus Rabai namens Belail zu entdecken, der sehr krank und völlig vernachlässigt war; er war von den entlassenen Missionsmännern im Stich gelassen worden, und keiner der anderen schien sich darum zu scheren, was aus ihm wurde – zwei Tage lang hatte ihn niemand auch nur besucht. Ich fand ihn in einem schmutzigen Zustand vor, völlig besinnungslos und stöhnend, als hätte er große Schmerzen, konnte jedoch nicht herausfinden, was ihm fehlte, da er nicht sprechen konnte. Dennoch flößte ich ihm sofort Fleischextrakt und Branntwein ein, und am folgenden Tag, nachdem er etwas Ammoniak erhalten hatte, erwachte er aus seiner Benommenheit und verlangte nach Essen und Wasser; als diese gebracht wurden, aß und trank er so viel, wie ich ihn nur wagen ließ. Er musste in unserer

Gegenwart gefüttert werden; andernfalls, so erklärte Martin, würde der Mann, der zu seiner Pflege abgestellt war, den Reis selbst essen! Der arme Kerl erholte sich für einige Tage, doch dann, obwohl sich seine körperliche Gesundheit weiter besserte, verfiel er dem Wahnsinn, heulte Tag und Nacht wie eine Hyäne und vegetierte in diesem Zustand fast einen Monat lang dahin, bevor er starb.

Jackson schien auf bestem Fuße mit den Einheimischen zu stehen; er sammelte Insekten, und jede Minute des Tages kamen kleine Jungen zu seiner Hütte mit allerlei Exemplaren, und er schickte sie hin und wieder hochbeglückt mit einer Perlenschnur oder einer alten leeren Patronenhülse weg, um sie für ihre Mühe zu belohnen. Er sagte mir, er könne nicht verstehen, was Herr Johnston meinte, als dieser feststellte, dass die Vielfalt der Insekten in dieser Gegend sehr dürftig sei, da er in drei Monaten eine sehr schöne Sammlung merkwürdiger und schöner Käfer und Schmetterlinge angelegt hatte. Wir stellten später fest, dass unsere Ansichten in vielen Punkten bezüglich des Landes und der Leute erheblich von jenen abwichen, die Herr Johnston in seinem Buch über die Kilimandscharo-Expedition geäußert hat.

Der Lumi, ein kleiner Fluss, der an unserem Lager vorbeifließt, entspringt an den Nordwesthängen des Berges und fließt durch den Wald von Taveta in das Nordende des Jipe-Sees. Es ist ein schmaler Strom, der an seiner breitesten Stelle nur etwa dreißig Fuß misst, aber die Ufer sind steil, an den meisten Stellen zehn Fuß hoch, und das Wasser ist ziemlich tief. Ich versuchte mich ohne großen Erfolg im Angeln, da mein Zeug zu dick war. Die Einheimischen waren große Experten und hielten uns mittels einer Rute aus einem dünnen Palmzweig und einer feinen, aus Palmfasern gewebten Schnur stets gut mit frischem Fisch für das Frühstück versorgt; ihr Durchschnittsgewicht betrug zwei bis drei Pfund, und obwohl sie voller Gräten waren, waren sie keineswegs schlecht zu essen.

Nach zwei Tagen Rast brachen B. und Jackson nach Rhombu auf; B., der darauf brannte, unterwegs etwas zu schießen, machte sich sehr früh auf den Weg. Ich begleitete Jackson später ein Stück des Weges und trat nach einem zwanzigminütigen Gang über den Useri-Pfad auf der Nordwestseite aus dem Wald hervor. Wir gingen dann etwa zwei Meilen durch offenes Gelände in Richtung des wunderbaren unterirdischen Sees Chala, den ich später noch zu beschreiben Gelegenheit haben werde; hier trennten wir uns. Jackson ging nach Norden nach Rhombu, während ich mich nach links wandte, die untersten Ausläufer des Kilimandscharo bestieg und eine weite Strecke wanderte, ohne etwas außer einigen Zebras und Kuhantilopen zu sehen. Zu dieser Jahreszeit ist alles so ausgetrocknet, dass es wenig Sinn ergibt, nach Wild zu suchen, außer im Tiefland oder in der Nähe von Bächen. Während ich in dieser Richtung vorankam, stieß mir etwas zu, das ein recht ernstes Missgeschick hätte werden können, sich aber, wie es sich herausstellte, wohl eher nach einer Komödie als nach einer Tragödie anließ. Ich schritt gerade zügig durch einen Pass zwischen zwei kleinen Hügeln, wo das Gras trocken und glatt und der Pfad anscheinend vom Wild gut ausgetreten war. Plötzlich gab der Boden unter mir nach, und ich fand mich nur noch von meinen Armen gestützt, während meine Beine im Leeren baumelten und vergeblich versuchten, etwas Festeres zu erreichen. Cabeche und die anderen Gewehrträger eilten mir zu Hilfe und befreiten mich bald aus meiner ebenso wenig würdehaften wie ungemütlichen Lage und erklärten mir – was ich fast ohne Erklärung begriffen hatte –, dass ich in eine Fallgrube gestürzt war. Eine genaue Untersuchung dieses Schauplatzes meiner Erniedrigung enthüllte eine trichterförmige Falle von etwa zwölf Fuß Tiefe, die oben drei Fuß breit war, am Boden hingegen nur einen Fuß: Diese war glücklicherweise, anders als viele andere, frei von Spitzen und Pfählen, aber die Art und Weise, wie die Öffnung durch das glatte und festgetretene Gras getarnt war, gereichte dem Künstler, der sie geplant und angelegt hatte, zur Ehre; ich stelle mir vor, dass sie durchaus geeignet ist, ein Tier mit vier Beinen ebenso zu täuschen wie eines mit nur zweien.

Im Laufe des Nachmittags stieß ich auf Zebras, Kuhantilopen und Elenantilopen in einem Gelände, das für eine Pirsch völlig ungeeignet war, da es frei von Unterholz und lediglich mit hohen Dornenbäumen im Abstand von etwa fünfzehn Fuß bestanden war, was sehr einem gewöhnlichen englischen Obstgarten ähnelte. Ich kam nach einem sehr mühsamen Kriechen zu einem Schuss und glaubte getroffen zu haben, da das Tier einen gewaltigen Satz machte; es verließ jedoch nie die Herde, sodass ich hoffe, mich geirrt zu haben. Näher an der Unterkunft schoss ich auf eine Kuhantilope, traf sie jedoch zu tief, sodass sie mich auf einen langen Tanz führte, bevor es mir gelang, sie zu erlegen.

Es wurde nun dunkel, und wir waren fast fünf Meilen von der Unterkunft entfernt. Ich dachte, wenn ich auf den Caga-Pfad gelangte, der ganz in der Nähe war, könne ich die Männer getrost das Zerlegen der Antilope überlassen und fände leicht meinen Weg zurück; aber der Caga-Pfad durch den Wald ist viel länger als die anderen und bei weitem nicht so deutlich ausgeprägt. Das Ergebnis war, dass ich, nachdem ich außerhalb des Waldes in mehrere Warzenschweinlöcher gefallen war, schließlich innerhalb des Waldes vom Pfad abkam und mich höchst wirkungsvoll im dichten Dschungel verfangen fand. Dort wartete ich, nachdem ich all meine Streichhölzer in fruchtlosen Versuchen, den Pfad zu finden, verbraucht und drei Schüsse abgegeben hatte, um etwaige Einheimische in der Nähe anzulocken, bis meine Männer nachkamen; ich beschäftigte mich damit, jede Minute aus voller Kehle zu schreien, damit sie nicht unwissend an mir vorbeigingen. Nachdem ich diese Übung etwa eine Stunde lang betrieben hatte, war ich sehr erleichtert, Cabeches Antwort zu hören, und konnte mich bald mit seiner Hilfe zum Pfad zurückkämpfen, von dem ich gut zweihundert Yards abgeirrt war. Selbst dann waren unsere Nöte nicht vorbei, denn die Männer bei mir, die den Pfad gut kannten, hatten wegen der intensiven Dunkelheit große Mühe, auf ihm zu bleiben; hinzu kam, dass wir mehrere Bäche mittels Brücken aus gefällten Bäumen überqueren mussten, sodass unser Vorankommen sehr langsam war und wir erst um 22 Uhr ins Lager zurückkehrten. Hier fand ich alle bereits im Bett vor, da sie dachten, ich beabsichtigte, die Nacht in Jacksons und B.s erstem Lager zu verbringen. Nach einer kleinen Verzögerung bekam ich etwas zu essen, was ich dringend nötig hatte, da ich seit 7 Uhr morgens nichts als eine *Chupattee* (flacher Mehlpfannkuchen) zu mir genommen hatte. Martin informierte mich, dass heute ein großer Masai-Kriegstrupp gesehen worden war, der Lanjora passierte. Es war ein Glück, dass sie nicht drei Tage früher vorbeigekommen waren, da sie uns dann angetroffen hätten.

Die Wa-taveta veranstalteten heute Nacht ein ordentliches Geheul und Gejohle, da eine Abordnung eines befreundeten Stammes aus dem benachbarten Wald von Kahe im Laufe des Tages eingetroffen war, um einen erfolgreichen Kampf gegen die Leute aus Caga zu verkünden, die das in ihrem Gebiet in großen Mengen vorhandene Salz gestohlen hatten. H. war am frühen Abend Zeuge ihres Empfangs gewesen und beschrieb, wie ein Ochse inmitten der Menge geführt wurde, gefolgt von einem Ältesten aus Taveta, der einen Mund voll Milch nahm und darüber spuckte; der Häuptling der Leute aus Kahe tat dann dasselbe, woraufhin ein anderer Mann aus Taveta das Tier durch einen Schnitt etwa sechs Zoll hinter dem Kopf halb tötete und ihm den Hals aufschlitzte; dann, nachdem sie die Hauptschlagadern abgebunden hatten, gingen die Ältesten und die Leute aus Kahe dazu über, das Blut zu saugen, während das arme Tier noch am Leben war. Er war von diesem Anblick so angewidert, dass er wegging und den Abschluss der Zeremonie nicht mehr miterlebte.

Der folgende Tag war höchst ereignisreich und glücklich. Früh am Morgen brachte ein Einheimischer mein Fernglas, das ich in der Nacht zuvor im Dschungel verloren hatte, und später trafen Chandi und die anderen Männer mit den wiedergefundenen Stiefeln ein. Letztere berichteten, sie seien auf dem Weg vielen Masai begegnet, hätten sich ihnen jedoch aus dem Weg gehalten. Am Nachmittag kam ein Mann, um zu berichten, dass B.

ein Nashorn getötet habe, welches ein sehr zähes Tier gewesen sein muss, da es zwanzig Schüsse benötigte, bevor es aufgab.

H. und ich blieben danach nur noch zwei Tage in Taveta. Da unser Haus gute Fortschritte machte und alles in Form kam, beschlossen wir, mit dreißig Mann für einige Tage am großen Lanjora zu lagern und dann Taveta erneut zu besuchen, bevor wir Mandara unsere Aufwartung machten, dem Häuptling von Moci, einem Chaga-Stamm, der die Südhänge des Kilimandscharo bewohnt – von dessen Bedeutung wir uns durch Herrn Johnstons Buch eine höchst übertriebene Vorstellung gemacht hatten, die uns glauben ließ, es sei unerlässlich, ihn aufzusuchen und zu besänftigen, bevor man an das eigentliche Geschäft der Jagd ginge.

KAPITEL IX.

Jagd bei Lanjora – Rückkehr nach Taveta – Aufbruch in Mandaras Land – H.s erster Büffel – Ankunft in Moci.

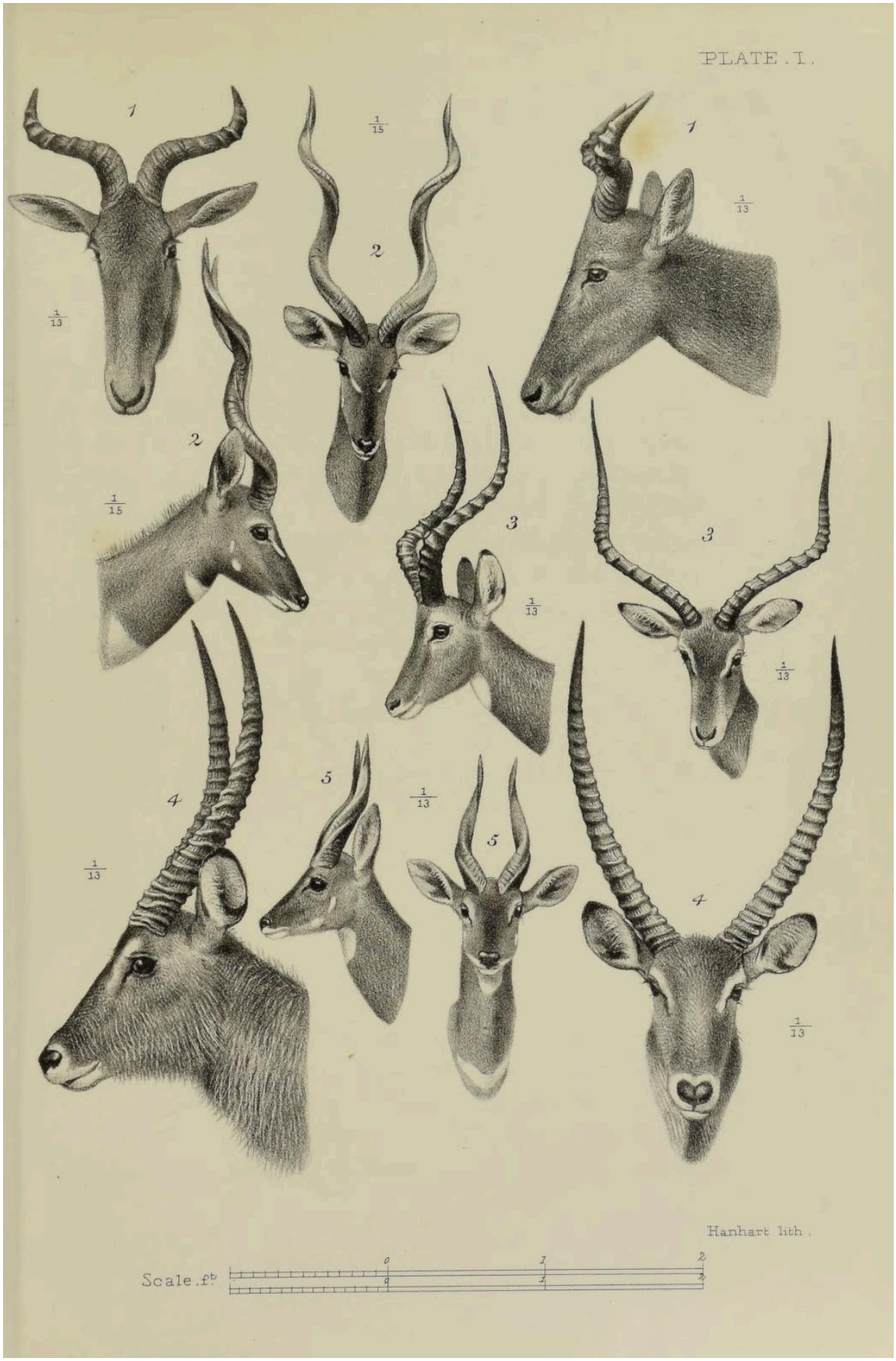
Am Morgen des Tages, an dem wir nach Lanjora aufbrechen wollten, kam ein Einheimischer ins Lager und berichtete von einem Büffel auf seiner *Shamba* (Feld), und ich war dumm genug, ihm zu glauben und mich auf eine sinnlose Jagd einzulassen. Er führte mich direkt zum südlichen Ende des Waldes, etwa zwei Stunden Fußmarsch entfernt, und als wir dort ankamen, war der Büffel natürlich verschwunden, und alles, was ich sah, war eine Anzahl von Affen, Perlhühnern und Rebhühnern. Wenn ein Einheimischer sagt, ein Ort sei nah (*karibu*), kann man sicher sein, dass er eine Entfernung von mindestens einer bis vier Meilen meint. Ihr Lieblingsausdruck ist immer *karibu kidogo* (ein bisschen nah), was jede Entfernung zwischen drei und zehn Meilen bedeutet. Sie scheinen eine Abneigung gegen das Wort *mbali* (fern) zu haben, es sei denn, sie beziehen sich auf eine Distanz von über fünf Reisestunden.

Am Nachmittag brachen wir nach Lanjora auf. Unterwegs gab ich einen Schuss auf einen prächtigen Straußenhahn in etwa zweihundert Yards Entfernung ab; er fiel um, als ich feuerte, stand jedoch fast sofort wieder auf und rannte wie der Wind davon. Danach sah ich zahlreiche Grant-Gazellen und Kuhantilopen und schickte mich an, sie anzupirschen, doch währenddessen kam eine Herde von acht stattlichen Giraffen in meine Richtung gezogen. Da wir Fleisch brauchten, hielt ich es für das Beste zu warten. Es war ein sehr schöner Anblick, diese anmutigen Tiere mit majestätischem Schritt sanft über den Boden gleiten zu sehen, wobei sie hie und da innehielten, um die Leckerbissen von den Spitzen der höchsten Büsche zu pflücken. Kein Geschöpf ist anmutiger als die Giraffe in ihrem langsamen Gang, doch sobald sie in Galopp verfällt, wird ihre Bewegung höchst ungelenk. Diese Herde war bis auf etwa 150 Yards an mich herangekommen, als ich ein Stück rechts von mir einen Gewehrschuss hörte, der wohl von H. stammte. Da die Giraffen durch den Knall aufgeschreckt schienen, wagte ich nicht länger zu warten und feuerte mit meinem .450 Express auf das Buggelenk des nächsten Tieres. Ich hörte den Aufschlag der Kugel, aber sie kann die Schulter nicht gebrochen haben, denn obwohl das verwundete Tier hinter den anderen zurückblieb, gelang es mir nicht, es einzuholen. Wahrscheinlich zielt man am besten hoch oben auf die Stelle, an der der Hals in den Körper übergeht, denn überall sonst benötigen sie nach meiner Erfahrung eine Menge Schüsse.

Da es nun spät wurde, suchte ich unser Lager auf, das ich bereits am großen Lanjora aufgeschlagen vorfand, eine halbe Meile abseits des Hauptpfades und praktisch sicher vor den Masai, die nur hierher kommen, falls der Wasservorrat des kleinen Lanjora versiegt ist. Eine hervorragende Quelle mit reinem Wasser entspringt hier aus den Felsen und bildet weiter unten eine Folge großer Tümpel, zu denen, nach den zahlreichen Spuren zu urteilen, viele Tiere zum Trinken kommen. Unser Lager lag in einer kleinen Senke, beschattet von großen Mimosen, und bot mit seinem Dornenzaun, der nachts die wilden Tiere oder tagsüber die Masai fernhalten sollte, falls sie auftauchen würden, einen sehr behaglichen Anblick. Lanjora ist an drei Seiten von mehr oder weniger offener Ebene und an der Südseite zum Jipe-See hin von dichtem Busch umgeben. Unsere erste Nachtruhe wurde durch ein neugieriges Nashorn gestört, das seine hässliche Nase über den Zaun steckte und einen Mann so erschreckte, dass er sein Gewehr abfeuerte. Wir wurden zudem etwas durch Löwen beunruhigt, die bis zum Morgengrauen um das Lager herum knurrten.

Während der drei Tage in Lanjora unternahmen wir täglich jeder einen Jagdausflug in verschiedene Richtungen; wir brachen um 6 Uhr morgens auf, begleitet von fünf oder sechs Männern, um unsere Gewehre zu tragen und das erlegte Fleisch heimzubringen, und kehrten zwischen 12 und 13 Uhr ins Lager zurück, um der übermäßigen Hitze der Mittagssonne zu entgehen. Wir hatten recht gute Jagd und sahen Wild im Überfluss: Zebras, Kuhantilopen, Grant-Gazellen, Impalas, Spießböcke, Strauße, Giraffen und Steinböcke, fanden jedoch alle überaus scheu und schwierig anzugehen. Die Kuhantilopen und Zebras waren eine große Plage, da sie bei Störung wild in alle Richtungen galoppierten und alles andere Wild aufscheuchten.

Der Boden in dieser Gegend ist sehr leicht und von leuchtend roter Farbe; er ist übersät mit Ameisenhaufen, die in einigen Fällen eine Höhe von acht bis zehn Fuß über der Erdoberfläche erreichen und mehrere Yards Umfang haben. Diese Ameisenhaufen, deren Spitzen mit unzähligen Löchern von einigen Zoll Durchmesser versehen sind, nehmen höchst groteske Formen an; in einigen—



TAFEL I.

Nr. 1. Männliche Kuhantilope (*Alcelaphus cokii*); Länge der Hörner von der Basis bis zur Spitze 11 ¼ Zoll, Breite zwischen den Spitzen 17 ¾ Zoll.

Nr. 2. Männlicher Kleiner Kudu (*Strepsiceros kudu*); Länge der Hörner von der Basis bis zur Spitze in gerader Linie 17 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 14 Zoll. Geschossen im dichten Busch bei Lanjora.

Nr. 3. Männliche Impala (*Melampus pallah*), geschossen bei Useri; Länge der Hörner in gerader Linie von der Basis bis zur Spitze 20 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 18 Zoll.

Nr. 4. Männlicher Wasserbock (*Kobus sing sing*), geschossen nahe dem Wald von Taveta; Länge der Hörner entlang der Krümmung 28 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 18 Zoll.

Nr. 5. Männlicher Buschbock (*Tragelaphus sylvaticus*), geschossen am Fluss Weriweri; Länge der Hörner entlang der Krümmung 11 ½ Zoll, Breite zwischen den Spitzen 4 Zoll.

In manchen Fällen enden sie in langen Schächten von fünfzehn bis zwanzig Fuß Höhe und sehen exakt wie kleine Fabrikschlote aus. Aus einer Meile Entfernung können sie einen leicht in die Irre führen, da man sie für eine Herde Tiere halten könnte; ich kann jedoch nicht behaupten, dass wir jemals kurzsichtig genug waren, sie aus der Nähe mit Kuhantilopen zu verwechseln, wie Herr Johnston es von sich sagt, denn sie sind fast immer mindestens viermal so groß.

Am ersten Tag schoss H. eine Kuhantilope und einen Steinbock (Suaheli *Isha*), und ich erlegte eine Kuhantilope sowie ein schönes Exemplar einer Grant-Gazelle (Suaheli *Swala*). Letztere, eine hübsche kleine Antilope, etwas kleiner als ein Damhirsch, ist von hellbrauner Farbe und besitzt wunderschöne, geringelte Hörner von zwei bis zweieinhalb Fuß Länge, die sich erst anmutig nach hinten, dann nach außen und an den Spitzen schließlich nach vorne biegen; die Weibchen sind kleiner, heller gefärbt und haben dünne, fast gerade Hörner von vierzehn bis siebzehn Zoll Länge. Ich sah auch einige Spießböcke (*Oryx beisa*), aber sie preschten in vollem Tempo davon, noch bevor ich auf achthundert Yards an sie herangekommen war. Unser Nachmittag war damit ausgefüllt, die Köpfe der Grant-Gazelle, der Kuhantilope und des Steinbocks abzuhäuten und eine Plattform in einem Baum nahe dem größten Wassertümpel zu errichten. Ich brannte darauf, einen Schuss auf einen Löwen zu wagen, indem ich nachts Wache hielt, da sie nach ihren zahlreichen Spuren zu urteilen offensichtlich gewohnt waren, hierher zum Trinken zu kommen.

Wir schickten alles Fleisch, das wir nicht selbst benötigten, nach Taveta zurück; denn Martin kaufte zu dieser Zeit einen großen Vorrat an Getreide für die Männer auf, und da die Einheimischen ihr Getreide bereitwillig gegen unser Fleisch eintauschten, konnten wir umso mehr Vorräte an Stoff usw. einsparen, je mehr wir nach Taveta schickten. Was unsere eigene Verpflegung betraf, so erging es uns mit dem Wildbret der kleinen Gazellen, Perlhühnern (der gehörnten Art), Gelbkehl-Frankolinen und Sandflughühnern nicht schlecht; letztere unterscheiden sich von denen, die ich am Nil geschossen habe, dadurch, dass sie größer sind und ein dunkleres Gefieder haben.

Am nächsten Tag erlegte H. ein ordentliches Männchen und Weibchen der Grant-Gazelle sowie eine weitere Kuhantilope. Ich begab mich in den Busch an der Südseite unseres Lagers in der Hoffnung, auf Büffel zu stoßen, doch obwohl ich einige frische Fährten sah, bekam ich keines der Tiere zu Gesicht. Ich hatte jedoch das Glück, ein wunderschönes Exemplar des Kleinen Kudus (*Strepsiceros imberbis*) mit guten, symmetrischen Hörnern zu erbeuten; ein glücklicher Schuss traf ihn, kurz bevor er hinter einen Busch galoppierte, wobei die Kugel den Hals durchschlug. Diese Antilopen sind fast so groß wie gewöhnliches Rotwild, von grauer Farbe, mit acht oder neun dünnen weißen Streifen, die an den Flanken herablaufen. Sie sind in diesem Teil Afrikas nicht sehr zahlreich; wir sahen nicht mehr als sechs oder acht und schossen während unserer

gesamten Reise nur zwei. Jackson erzählte mir, dass sie an der Küste nahe den Ufern der Flüsse Wami und Tana reichlich vorhanden seien, aber stets dichten Busch bevorzugten.

Gegen Mitternacht, da der Mond hell schien, bezog ich meinen Posten auf dem Baum, wo die Plattform vorbereitet worden war, und saß dort den Rest der Nacht Wache. Doch obwohl ich häufig das Heulen von Hyänen und Schakalen und das tiefe Knurren von Löwen ganz in der Nähe hörte, kam kein Tier zum Trinken. Ich vermutete, dass sie Witterung von mir aufgenommen hatten und zu den Tümpeln weiter unten weitergezogen waren; so stieg ich bei Tagesanbruch steif und enttäuscht aus meiner verkrampften Position herab.

In Taveta hatten wir einen Suaheli-Elefantenjäger namens Kageye engagiert, der vorgab, ein Experte im Fährtenlesen zu sein. Er war eine seltsam anmutende Gestalt von schmutzig-schokoladenbrauner Farbe, mit kahlgeschorenem Kopf und einer Kopfhaut, die über dem ganzen Schädel runzelig war. Er stellte sich als kompletter Betrug in Sachen Fährtenlesen heraus, erwies sich jedoch als nützlich als Dolmetscher, da er einer der wenigen bei uns war, die die Sprache der Masai und andere Dialekte sprachen, die selbst Martin nicht verstand. Ich nahm ihn nach dem Frühstück mit zur Jagd, da ich beabsichtigte, zu einem Buschgebiet in etwa sechs Meilen Entfernung an der Nordseite der Ebene nahe unserem Lager vorzudringen. Auf dem Weg schoss ich ohne Erfolg auf ein Zebra und stieß später im Busch auf eine kleine Herde Büffel in etwa vierzig Yards Entfernung. Doch während ich um sie herumkroch, um einen guten Bullen zu erspähen, bekamen sie Wind von mir und preschten plötzlich davon, ohne mir die Chance auf einen Schuss zu geben. Auf dem Rückweg sah ich erneut Oryx-Antilopen und versuchte sie anzupirschen, doch bevor ich auf fünfhundert Yards heran war, wurden sie unruhig und galoppierten nach zwei oder drei Sprüngen und ein paar trotzigen Tritten mit den Hinterläufen in die Luft direkt aus meinem Sichtfeld. Ich sah auch eine sehr stattliche Grant-Gazelle in weiter Ferne, ließ sie jedoch in Ruhe, da ich zu diesem Zeitpunkt ziemlich erschöpft war. Ich war sehr froh, um 17 Uhr nach einem elfstündigen Marsch, der auf eine mitternächtliche Wache folgte, ins Lager zurückzukehren – besonders da alles, was ich für meine harte Arbeit vorzuweisen hatte, zwei kleine Gazellen waren: eine davon kleiner als ein Hase, zur Gattung der *Kirkii* (Kirks Dikdik) gehörend, und die andere ein weiblicher Steinbock. Bei meiner Rückkehr stellte ich fest, dass es H. nicht viel besser ergangen war, da seine Beute lediglich aus zwei Kuhantilopen bestand.

Am folgenden Tag kehrten wir nach Taveta zurück. Unterwegs sah ich einen sehr stattlichen Giraffenbullen und versuchte ihn zu bekommen, kam jedoch nicht in Reichweite, da er nie aufhörte auszuschreiten, und schließlich verlor ich ihn ganz aus den Augen. Es ist aussichtslos zu erwarten, sich diesen Tieren zu Fuß zu nähern, wenn sie in Bewegung sind; denn obwohl es scheint, als reisten sie sehr langsam, legen sie bei jedem Schritt eine gewaltige Strecke zurück. Ich stieß nahe dem Wald auf zwei gute Warzenschweine und gab einen Schuss auf eines ab, verfehlte jedoch schändlich.

Bei der Rückkehr nach Taveta fanden wir unser fast fertiges Haus vor, das einen geradezu palastartigen Anblick bot. Es bestand aus drei großen Räumen und einem großen Innenhof, der als Trockenplatz für Köpfe und Häute des Wildes gedacht war. Das Dach war strohgedeckt, und die Zwischenräume des Fachwerks waren mit Gras und Maisstängeln ausgefüllt, während die Wände mit rotem Baumwollstoff (*Americani*) ausgeschlagen waren, der den Staub abhielt und gleichzeitig reichlich Luft hereinließ. In jener Nacht speisten und schliefen wir zum ersten Mal in unserem Hauptquartier und ernteten einige der ersten Früchte unseres Gartens in Form von Senf und Kresse, die in erstaunlich kurzer Zeit aufgegangen waren; auch die Rüben, Kartoffeln, Radieschen, Erbsen und Bohnen begannen sich zu zeigen, aber von Kopfsalat, Zwiebeln oder Sellerie war noch nichts zu sehen.

Der Abend wurde dadurch belebt, dass einer unserer Kochjungen, Kitembo, mit Kiboko aneinandergeriet, dem vielleicht stärksten aller Männer; das Ergebnis war, dass der junge Kitembo fast erwürgt wurde, bevor man sie trennte. Kämpfe unter den Männern kamen häufig vor, schienen jedoch nie zu großem Schaden für eine der Parteien zu führen. Da sie keine Vorstellung davon hatten, ihre volle Kraft einzusetzen oder wie man wissenschaftlich zuschlägt, schien das Hauptziel der Kämpfenden immer darin zu bestehen, einander zu würgen. Kitembo war einer von Stanleys Männern am Kongo gewesen, und da er ein lärmender, streitsüchtiger und sehr fauler Kerl war, beschlossen wir, ihn an die Küste zurückzuschicken, da er bisher nur eine Last gewesen war.

Am nächsten Tag verließen wir Taveta in Richtung Moci, um Mandara einen Besuch abzustatten; wir reisten auf dem Caga-Pfad, dem schlechtesten und am schwersten zu findenden aller Wege, die aus dem Wald führen. Ich konnte nun leicht verstehen, wie ich mich beim letzten Mal in der Dunkelheit verirrt hatte. Mehrere tückische Flüsse müssen mittels primitivster Brücken überquert werden, die aus über den Strom gelegten Baumstämmen bestehen, mit Handläufen aus zerbrechlichen Palmzweigen. Die Geschichte über diese Brücken besagt, dass sich „einmal vor langer Zeit“ die Ältesten von Taveta den Kopf über eine Möglichkeit zur Überquerung der Ströme zerbrachen, ohne zu einem Ergebnis zu kommen, bis einer, der pfiffiger als der Rest war, anbot, das Problem gegen die Gabe von zwei Ochsen zu lösen. Nachdem seiner Bitte entsprochen worden war, erledigte er die Schwierigkeit zur Zufriedenheit aller, indem er einige ansehnliche Bäume fällte, sodass sie über die Flüsse fielen, und dann Handläufe aus Palmzweigen daneben befestigte, um den Leuten beim Überqueren Halt zu geben.

In etwa einer Stunde traten wir aus dem Wald heraus. Ein Marsch von etwa fünfzehn Meilen in nordwestlicher Richtung führte uns erst über eine leicht ansteigende Ebene und danach die unteren Hänge des Kilimandscharo hinauf, die vielfach von Wasserläufen durchschnitten werden, die ihren Inhalt während der Regenzeit in den Fluss Lumi ergießen. Einer von diesen enthielt noch etwas Wasser, das etwa eine halbe Meile unterhalb des Pfades in einer unterirdischen Passage aus dem Blickfeld verschwindet; wir konnten nicht feststellen, wo es wieder zum Vorschein kam. Es muss in sehr weiter Entfernung gewesen sein, denn obwohl ich später die gesamte Ebene darunter bejagte, stieß ich nie auf Anzeichen davon.

Im ersten Teil des Marsches sahen wir Zebras, Kuhantilopen und zahlreiche Jagdvögel; später trafen wir einige von Mandaras Männern, die auf dem Weg zu Martin waren und einen Brief für ihn bei sich trugen, den ihr Häuptling diktiert und Herr Fitch, ein in Moci ansässiger Missionar, geschrieben hatte. In diesem Brief hieß es, Mandara habe gehört, dass wir Sina besuchten wollten, den Häuptling von Kiboso und seinen Erzfeind, und er sei sehr gekränkt, dass ein alter Freund wie Martin nicht zuerst zu ihm gekommen sei. Diese Boten schlossen sich unserer Karawane an, als sie hörten, dass wir tatsächlich auf dem Weg zu Mandara waren.

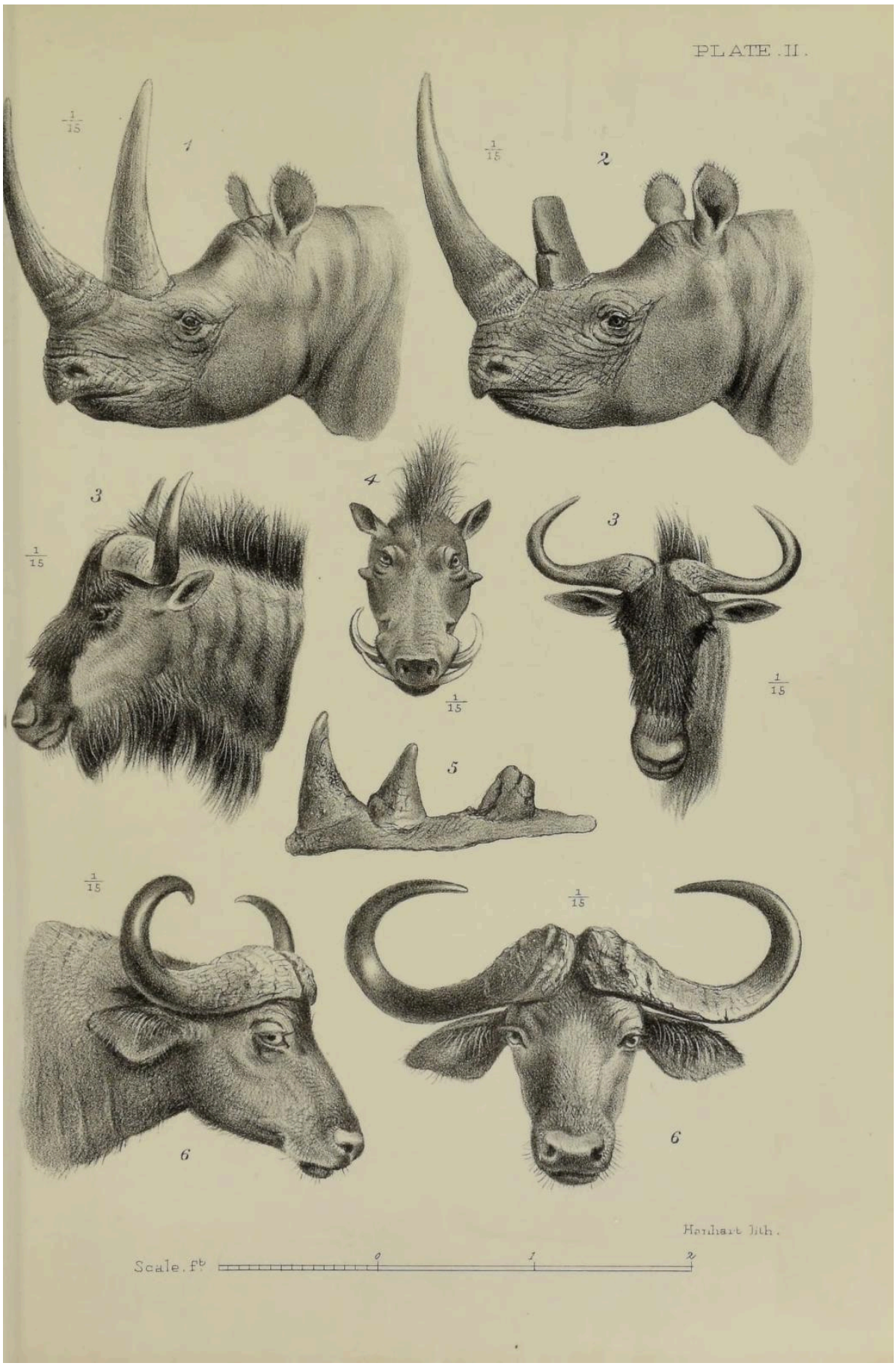
Wir hielten für die Nacht in einer kleinen Senke nahe einem kleinen Gebirgsbach namens Mto-abarri, und das Lager, das von prächtigen Bäumen gut beschattet wurde, wurde im trockenen Teil des Bachbettes aufgeschlagen. Martin informierte mich, dass in der Regenzeit oft plötzlich und unerwartet Sturzbäche herabstürzten und alles mit sich rissen und dass er einmal zwei Esel beim Überqueren eben dieses Flusses verloren habe. Zu jener Jahreszeit war jedoch kein plötzlicher Sturzbach zu befürchten, und der Ort bildete einen herrlichen Lagerplatz.

H. ging am Abend aus, um nach Büffeln zu suchen, und hatte das Glück, ganz in der Nähe des Lagers auf eine Herde von vielen Hunderten zu stoßen; nach mehreren Schüssen gelang es ihm, einen prächtigen Bullen mit weit ausladenden Hörnern zu

erlegen, und es bedurfte vier Männer, um den Kopf zurück ins Lager zu tragen. Die Köpfe dieser afrikanischen Büffel sind prachtvoll; der größte, den wir auf unserer Reise erbeuteten, mass an der breitesten Stelle vierundvierzig Zoll zwischen den Hörnern. Bei einem ausgewachsenen Bullen treffen diese Hörner fast über der Stirn in einem rauen und massiven Stirnschild von etwa fünfzehn Zoll Breite zusammen und ziehen sich mit anmutigem Schwung nach außen, um allmählich zu scharfen Spitzen zuzulaufen, die sich nach innen und leicht nach vorne biegen. Die jungen Bullen haben unvollständige Stirnschilde, deren Mitte weich und manchmal auf einer Strecke von drei bis fünf Zoll mit Haaren anstatt mit Horn bedeckt ist. Ein ausgewachsener Bulle ist etwa doppelt so schwer wie ein englischer Hausochse, und das Fell hat gewöhnlich eine stumpfgraue Farbe, was auf Haarverlust zurückzuführen ist. Die jungen Bullen haben glatte Felle aus schwarzem und glänzendem Haar. Von allen Tieren, die wir auf unserer Reise jagten, ist der Büffel wahrscheinlich das listigste und am gefährlichsten anzugreifende; sie werden sehr wütend, wenn sie verwundet sind, und ziehen sich gewöhnlich in den dichten Busch zurück, wo sie auf ihren Feind lauern. Beim Nachsetzen ist größte Vorsicht geboten, da es aufgrund der Dichte des Busches für den Jäger fast unmöglich ist, den plötzlichen Angriff zu vermeiden, der fast sicher erfolgt, wenn der Büffel ihn zuerst erblickt; er wird keine Zeit finden, einen Schuss abzugeben. In der offenen Ebene reduziert sich die Gefahr auf ein Minimum, da ein zuverlässiges Acht-Kaliber-Gewehr jeden Büffelangriff stoppt. Ich werde in dieser Meinung durch Herrn Selous in seinem höchst interessanten und lehrreichen Bericht „A Hunter's Wanderings in Africa" unterstützt, ebenso wie durch Herrn Thomson, der in seinem ebenso fesselnden Buch „Through Masai Land" beschreibt, wie er von einer dieser Bestien auf die Hörner genommen und fast getötet wurde. Ich erinnere mich an einen Suaheli-Träger, der den Angriff eines Büffels überlebt hatte, aber sein Gesicht war so zertrümmert, dass man kaum erkennen konnte, wo sein Mund begann oder endete, und seine Nase und Augen waren in hoffnungsloser Verwirrung miteinander vermischt.

H. sagte, die Männer bei ihm hätten vor Aufregung völlig den Kopf verloren, als er seinen ersten Büffel niederstreckte, und hätten mit ihren Karabinern in den Boden und in die Hintervierteil des Tieres gefeuert, bis sie es am ganzen Körper gespickt hatten.

Wir brachen am nächsten Morgen früh auf und erreichten Mandaras Herrschaftsgebiet in etwa fünf Stunden nach einem bergauf führenden Marsch von etwa fünfzehn Meilen. Unterwegs boten sich uns prachtvolle Ausblicke auf den Wald von Kahe und die umliegende Ebene und den Busch, der sich meilenweit nach Süden erstreckte, im Osten begrenzt durch die Pari-Berge und im Westen durch eine hohe Kette namens Soghonoi, die von den Wa-Arusha bewohnt wird. Dahinter erblickten wir zum ersten Mal die hohe und spitze Kuppe des Meru, eines—



TAFEL II.

Nr. 1. Nashornkuh (*Rhinoceros bicornis*), geschossen bei Useri; Länge der Hörner: vorderes 23 Zoll, hinteres 22 Zoll.

Nr. 2. Nashornbulle (*Rhinoceros bicornis*), geschossen zwischen dem Rhombu-Lager und Useri; Länge der Hörner: vorderes 27 Zoll, hinteres 12 Zoll.

Nr. 3. Streifengnubulle (*Connochaetes gnu*), geschossen nahe dem Rhombu-Lager; Maß der Hörner zwischen den Spitzen 16 Zoll, innerhalb der Krümmung an der breitesten Stelle 28 Zoll.

Nr. 4. Warzenschwein (*Phacochoerus aethiopicus*), geschossen nahe dem Mto-Abarri.

Nr. 5. Hörner des dreihörnigen Nashorns auf einem Hautstreifen; Länge der Hörner: vorderes 10, mittleres 6, hinteres 3 Zoll.

Nr. 6. Büffelbulle (*Bubalus caffer*), geschossen nahe dem Fluss Weriweri; Maß der Hörner zwischen den Spitzen 21 Zoll, innerhalb der Krümmung an der breitesten Stelle 36 Zoll, Tiefe des Stirnschilds 14 Zoll.

Man hoffte, Meru später einen Besuch abzustatten. Wir stießen auf Zebras und Kuhantilopen, die anscheinend sehr zahm waren, sowie auf Wasserböcke. Ich hätte einen der Letzteren nahe einem Bach, den wir überquerten, schießen können, aber einige der Männer sagten, sie hätten ein Stück weiter unten am Hügel eine Herde Büffel gesehen; daher zog ich es vor, ihnen nachzugehen, ohne zu riskieren, sie durch einen Gewehrschuss aufzuscheuchen. Ich hätte meinen Wasserbock jedoch genauso gut „in der Hand" behalten können, denn obwohl ich fast bis zum Fuß des Hügels ging, hatten sich alle Büffel in den Busch zurückgezogen, und ich erhaschte nicht einmal einen Blick auf sie.

Bei meiner Rückkehr zur Karawane fand ich Martin in großer Sorge vor, da ich mit nur einem Mann losgezogen war; er hatte eine große Gruppe von Einheimischen in der Ebene darunter gesehen und befürchtete, es könne sich um einen Kriegstrupp der Masai handeln, die diese Route gewöhnlich auf ihrem Weg zur Küste benutzen. Die letzten zwei Stunden führten uns einen steilen Aufstieg durch dichten Busch hinauf, bis wir schließlich am Eingang zu Mandaras Herrschaftsbereich ankamen – einem groben Tor, ähnlich dem am Eingang zu Taveta. Hier feuerten unsere Männer den üblichen Gruß ab, der von den Einheimischen im Inneren beantwortet wurde.

Nachdem wir durch das schmale Tor gekrochen waren, mussten wir eine sehr steile Schlucht überqueren, die an einem schmalen Bach endete, und beim Aufstieg auf der gegenüberliegenden Seite erreichten wir bald einen Lagerplatz, der für Fremde reserviert war. Leider fanden wir das Haus, das Martin hier bei einem früheren Besuch gebaut hatte, von einigen Suaheli-Sklavenhändlern besetzt und in einem schmutzigen Zustand vor, sodass wir uns mit unseren Zelten begnügen mussten. Natürlich versammelten sich die Einheimischen bei unserer Ankunft in großer Zahl und überbrachten eine Nachricht von Mandara, in der es hieß, er befinde sich ein Stück weiter oben am Berg, werde aber später am Tag herabkommen, um uns in einem Schuppen direkt unter unserem Lager zu empfangen, wo er gewöhnlich seine Besucher zur Audienz empfing.

Mandara lebte früher an der Stelle, an der dieser Schuppen steht (etwa 4.000 Fuß über dem Meeresspiegel); aber seit ihn die Wa-kiboso etwa sechs Monate zuvor angegriffen hatten, wobei er nur knapp mit dem Leben davonkam, zog er es aus Sicherheitsgründen vor, weitere tausend Fuß höher zu leben. Dort bewohnte er ein Haus aus verzinktem Eisen, das er von den Missionaren erhalten hatte. Wir machten es uns so bequem wie möglich und erwarteten mit einigem Interesse die Ankunft des klügsten und aufgeklärtesten wilden Häuptlings, des prahlerischen Tyrannen all dieser Gegenden.

KAPITEL X.

Herr Fitch, der Missionar – Unser Empfang bei Mandara – Seine Gewohnheiten und Diplomatie – Seine Verbündeten und Krieger.

Bevor Mandara eintraf, stattete uns Herr Fitch, der Missionar, ein sehr angenehmer Mann, einen Besuch ab. Er lebte seit zwei Jahren hier und hatte gerade ein kleines Haus weiter oben fertiggestellt, nahe der Stelle, an der Herr Johnston sein Lager aufgeschlagen hatte, als dieser einige Monate mit der Erforschung des Berges verbrachte, und ganz in der Nähe von Mandaras Eisenbehausung. Der Missionar schien Mandara gegenüber eher ehrfürchtig zu sein, und das wohl nicht ohne Grund; denn Mandara schien ihn zeitweise ziemlich drangsaliert und geplagt zu haben. Herr Fitch erzählte uns, wie Mandara ihm, wenn er schlechter Laune war, die Vorräte gestrichen und ihn regelrecht „boykottiert" hatte, indem er dem Volk verbot, ihm Lebensmittel zu verkaufen oder ihm beim Bau seines Hauses zu helfen. Die schlimmsten Momente des Häuptlings traten ein, wenn das *Pombe* knapp wurde, und da das Vorjahr für Bananen und *Mtama* – woraus sein Lieblingsgetränk hergestellt wird – sehr schlecht gewesen war, hatte er sich in der Folge als besonders unangenehm erwiesen. In diesem Jahr gab es jedoch reichlich *Pombe*, und er war in bester Stimmung und viel freundlicher. Herr Fitch erklärte, es sei nicht üblich, dass Mandara Besucher später als zwei Uhr empfange, da er nach dieser Stunde gewöhnlich zu betrunken sei, um Geschäfte zu führen; ich nehme also an, dass wir besonders geehrt wurden, indem er zu diesem Anlass nüchtern genug blieb, um uns zu empfangen.

Gegen zwei Uhr kam der große Mann herab und ließ ausrichten, dass er gnädigerweise bereit sei, uns eine Unterredung zu gewähren. Wir begaben uns sogleich zu seinem Audienzzimmer, begleitet von Herrn Fitch, Martin und einigen unserer Anführer. In einem großen Schuppen, ausgestattet mit einem wackeligen Tisch und zwei noch wackeligeren Stühlen, fanden wir Mandara vor einer Flasche seines geliebten *Pombe* sitzend. Er empfing uns in würdevoller Manier und war sehr liebenswürdig, schien aber sehr darüber erregt, dass Martin seinem Feind Sina einen Besuch abgestattet hatte – bei jener Gelegenheit, als er mit General Mathews heraufgekommen war, um die Flagge des Sultans zu hissen und damit den Deutschen zuvorzukommen, die beabsichtigten, Territorien in der Nachbarschaft des Kilimandscharo zu annektieren. Er war über diesen Besuch übermäßig zornig gewesen und hatte Martin sogar gedroht, ihm die Kehle durchzuschneiden, da er es für völlig falsch hielt, dass er nach der Schließung einer Blutsbrüderschaft freundschaftliche Verhandlungen mit einem Feind aufnahm.

Dieses Thema bildete den gesamten Gesprächsstoff während unserer langen Unterredung, bei der Martin erklärte, dass es nicht seine Schuld gewesen sei, da er verpflichtet war, dorthin zu gehen, wohin seine Arbeitgeber ihn führten. Nach einer langen Auseinandersetzung schien ihm verziehen worden zu sein. Ich war überrascht, dass unser Gastgeber so wenig Neugier uns gegenüber zeigte und keinerlei Bezug auf die alles entscheidende Frage des *Hongo* (Tributs) nahm.

Mandara ist ein sehr prachtvolles Exemplar eines schwarzen Wilden, groß und wohlproportioniert, wenn auch etwas zur Fettleibigkeit neigend. Er ist etwa sechs Fuß groß, und sein breites, nicht bösartiges Antlitz zeigt Anzeichen von großer Intelligenz, obwohl seine Schönheit durch den Verlust eines Auges etwas beeinträchtigt ist; aber die Schärfe und List des anderen erweckten in mir den Eindruck, dass er die meisten Dinge so gut durchschauen konnte wie jeder andere Eingeborene mit zwei Augen. Er war einfach in ein loses Gewand aus leicht rot gefärbtem Baumwollstoff gekleidet und trug nur wenige Ornamente in Form von Halsketten und Ohrringen; aber er war mit einer alten Jagdmütze gekrönt, die etwa drei Nummern zu klein war – was auf uns zwar

komisch wirkte, für seine Untertanen aber zweifellos ein passendes Emblem der königlichen Würde darstellte. Nachdem er sich mit Martin wieder versöhnt hatte, wurde er recht heiter, lachte, plauderte und spuckte aus, was von gründlicher guter Laune zeugte. Man erzählte mir, dass er Besucher kaum beachtete, wenn er in einer seiner „Stimmungen" war, sondern stattdessen eine lebhafte Unterhaltung mit seinem persönlichen Gefolge führte. Nach einer einstündigen Unterredung verabschiedeten wir uns und brachen mit dem Versprechen seines Gegenbesuchs am nächsten Tag auf. Im Laufe des Nachmittags schickte er uns eine weiße Ziege als Geschenk, und Martin ging hinüber, um unseren persönlichen Dank auszurichten, stellte jedoch fest, dass er bereits unter der vollen Wirkung seines geliebten *Pombe* stand.

Herr Fitch kehrte mit uns in unser Lager zurück, und ich führte ein langes Gespräch mit ihm, in dessen Verlauf ich viele interessante Fakten über die Menschen von Moci und ihren Häuptling erfuhr. Mandara hält große Stücke auf seine Bedeutung und ist gegenüber seinem eigenen Volk etwas tyrannisch, zusätzlich dazu, dass er ein regelrechter Tyrann für den gesamten Berghang ist. Er wird von seinen Untertanen sehr respektiert und gefürchtet, die ihn „König" nennen und den göttlichen Ursprung dieses Titels so weit anerkennen, dass sie glauben, „der König könne kein Unrecht tun". Er verhält sich ihnen gegenüber offenbar großzügig und herrscht für einen Wilden mit Gerechtigkeit. Das Geheimnis seiner Macht liegt weniger in der Anzahl seiner eigenen Krieger als vielmehr in der seiner Verbündeten; denn obwohl er uns sagte, er besitze tausend Krieger, glaube ich, dass in Wirklichkeit fünfhundert der Zahl näher kämen, die er für den aktiven Dienst verfügbar machen könnte.

Es gibt mehrere benachbarte Stämme, die zahlenmäßig weit größer und mächtiger sind und von denen jeder ihn leicht auslöschen könnte, wenn es nur eine Frage von Stamm gegen Stamm wäre. Aber Mandara ist klug genug, dies zu erkennen; als erstklassiger Diplomat setzt er all sein Geschick und seine List ein, um mit bestimmten Nachbarn auf freundschaftlichem Fuß zu bleiben, die durch besondere Bündnisbedingungen verpflichtet sind, ihm bei feindlichen Angriffen und bei den zahlreichen Expeditionen, die er gegen seine Feinde organisiert, beizustehen. Er intrigiert zudem mit dem Ziel, Fehden unter all jenen zu schüren, die nicht mit ihm verbündet sind, um so einen Zusammenschluss *en masse* gegen ihn zu verhindern; ferner trägt er Sorge dafür, dass seine eigenen Verbündeten untereinander nicht auf allzu freundschaftlichem Fuß stehen, damit deren „zu gutes Einvernehmen" nicht zu seinem Nachteil gereicht. Seine wichtigsten Unterstützer während unserer Zeit waren die Wa-Arusha, ein mächtiger und skrupelloser Stamm, der als ein degenerierter Zweig der Masai gilt und das Land südlich der Soghonoi-Gebirgskette sowie rund um den Berg Meru bewohnt. Er hatte zudem die Wa-macame gewonnen, ein starkes Volk, das die Südwest-Hänge des Kilimandscharo besiedelt, sowie die Wa-maramu unter Häuptling Miriale, seine unmittelbaren Nachbarn auf der Ostseite. Darüber hinaus waren die meisten kleinen Stämme als Söldner verpflichtet worden, unter der Androhung, bei Gehorsamsverweigerung einige der mächtigeren Verbündeten auf sie zu hetzen.

So hatte es Mandara durch seine Intrigen, seine überlegene Intelligenz und sein prahlerisches Auftreten geschafft, das Land gegeneinander aufzuhetzen, und war in erheblichem Maße der faktische Herrscher des gesamten Berghangs – ein bemerkenswertes Beispiel im wilden Leben für den Triumph des Geistes über rohe Gewalt. Sein großer Feind und Rivale ist Sina, Häuptling der Wa-kiboso, eines Stammes an der Westgrenze seines Reiches, der zahlenmäßig wahrscheinlich der mächtigste von allen ist. Sina hält eine fast uneinnehmbare Position und ist ein Dorn im Auge Mandaras, der in ständiger Angst vor seinen Angriffen lebt. Nur wenige Monate vor unserem Besuch wurde er eines Morgens von einem Kiboso-Raubzug überrascht und erlitt schwere Verluste; sein Haus wurde niedergebrannt, all seine Schätze geplündert, und er konnte nur

seine eigene Haut retten, indem er in den Busch floh. Doch als seine Männer sich gesammelt hatten, passten sie den siegreichen Wa-kiboso auf deren Heimweg ab und rächten sich, indem sie eine beträchtliche Anzahl töteten. Seit diesem Besitzverlust schläft Mandara weiter oben am Berg und hat zu seinem Schutz die Eisenhütte gebaut; außerdem beschäftigt er eine starke Leibwache und postiert Späher in alle Richtungen, um rechtzeitig vor Angriffen gewarnt zu werden. Mit der Unterstützung der Wa-macame auf der anderen Seite von Kiboso und der Wa-Arusha unterhalb ist er nun in der Lage, Sina einigermaßen in Schach zu halten und seine Stellung zu behaupten.

Mandara hat viele Frauen im Alter von vierzehn Jahren aufwärts; wenn er einiger von ihnen überdrüssig wird, gibt er sie zur Ehe an seine Anführer weiter. Ich fragte Herrn Fitch, ob die Anführer dieses Zeichen königlicher Gunst guthießen, und er erklärte, sie seien vollkommen zufrieden, da das Geschenk einer Frau stets mit dem zusätzlichen Geschenk von ein oder zwei Kühen einherginge. Seine Methode, einen fehlbaren Untertanen zu bestrafen, ist etwas willkürlich, wenn auch sehr einfach. Bei jeder noch so geringfügigen Provokation befiehlt er einigen seiner Leute, das Vieh und die Plantage des Übertreters zu beschlagnahmen und alles unter sich aufzuteilen; dies tun die gierigen Einfaltspinsel bereitwillig, ohne zu bedenken, wie bald sie selbst an der Reihe sein könnten, in gleicher Weise behandelt zu werden.

Es leben ständig eine gewisse Anzahl eingebürgerter Angehöriger anderer Stämme in Moci; denn wann immer ein junger und kräftiger Mann sich dort niederlassen will, muss er Mandara lediglich ein Geschenk in Form von *Pombe* bringen und die Bitte vorbringen, einer seiner Untertanen zu werden. Daraufhin erhält er den Befehl, die Plantage irgendeines alten Mannes zu beschlagnahmen, der durch „königliches Patent“ angewiesen wird, das Feld zu räumen und Platz für den jüngeren und nützlicheren Krieger zu machen. Diese netten kleinen Eigenheiten Mandaras führen dazu, dass er sehr gefürchtet ist; und es war amüsant zu sehen, wie die Menge der Eingeborenen, die sonst unser Lager füllte, wie Schnee in der Sonne schmolz, sobald berichtet wurde, er sei auf dem Weg zu einem Besuch bei uns. Wann immer sein Viehbestand aufgefüllt werden musste, unternahmen er und seine Verbündeten einen Raubzug gegen irgendeinen unglücklichen Stamm, der zu schwach war, um Widerstand zu leisten. Das arme Volk von Ughono (Ugweno?), das in den Pari-Bergen lebt, ist in der Regel das Opfer; diese unglücklichen Eingeborenen scheinen, wie ich bereits sagte, eigens zu dem Zweck geschaffen worden zu sein, ihre mächtigeren Nachbarn zu bereichern.

Natürlich hat Mandara seine jetzige Position nicht erreicht, ohne entsprechend eingebildet zu werden; er hält sich für den größten Mann der Welt und hatte die Unverschämtheit oder Naivität, Herrn Fitch zu fragen, „ob er wirklich glaube, dass die deutsche Nation ihn vertreiben könne, falls sie es darauf anlegte!“

Die Eingeborenen haben im Allgemeinen einen helleren Teint als die meisten Wa-taveta; ihre Farbe variiert von dunklem bis zu sehr hellem Braun, und sie sind zudem von kräftigerer Statur. Kleidung und Schmuck sind sehr ähnlich; ein wichtiger Unterschied besteht darin, dass die unverheirateten Mädchen statt eines Unterrocks eine kleine Quaste aus Perlen tragen, etwa in der Größe eines gefalteten Taschentuchs. Einige der Männer haben gute Gesichtszüge, und viele der Frauen sind wohlgeformt und fast hübsch anzusehen. Alle wirkten einfältig, wenn auch neugierig, waren nie lästig und bedrängten uns weder um Geschenke noch versuchten sie zu stehlen. Sie verhielten sich so, als seien sie uns gegenüber durchweg wohlgesinnt; aber ich vermute, ich hätte eine andere Geschichte zu erzählen gehabt, hätte Mandara uns nicht so herzlich empfangen.

Die Männer meiden, anders als die Wa-taveta, die primitivste Form der Bekleidung; das kleine Stück Stoff, das über der Schulter hängt, wird zur Zierde und nicht zur Bedeckung

getragen. An ihren Knöcheln machen kleine Rasseln – bestehend aus dünnen Lederstreifen, an denen kunstvoll gefertigte hohle Eisenstücke befestigt sind – ein klingelndes Geräusch, wenn sich der Träger bewegt; diese sind *de rigueur*, und jeder, der nach Einbruch der Dunkelheit ohne sie angetroffen wird, wird als Dieb behandelt. Die Waffen waren denen überlegen, die wir bisher gesehen hatten, und eine große Anzahl trug zusätzlich zu ihren großen Speeren Vorderlader. Mandara schenkt jedem seiner Anführer einen langen Speer, ein genaues Abbild dessen, den die Masai benutzen; die Klingen dieser furchterregenden Waffen sind breit und flach und variieren in der Länge von achtzehn Zoll bis zu zweieinhalb Fuß. Die Schäfte bestehen aus etwa einem Fuß Hartholz und drei bis vier Fuß massivem Eisen, das am unteren Ende spitz zuläuft. Alle Chaga-Stämme sind die Schmiede des Landes, die bedeutendsten jedoch sind die Wa-moci, und Mandara genießt persönlich den Ruf, ein geschickter Waffenschmied zu sein. Aus diesem Grund steht er auf freundschaftlichem Fuß mit den Masai, die ihn häufig besuchen, um Speere und Honig im Austausch gegen Vieh zu erhalten.

Die eisernen Köpfe und Schäfte der Speere werden alle aus Handelsdraht gefertigt, der mit einheimischem Geschick wunderbar bearbeitet und verschweißt wird. Aus demselben Material stellen sie durch ein recht mühsames, aber ausgeklügeltes Verfahren auch feine Ketten als Schmuck her. Ein Mann muss den dicken Draht in feine Fäden ziehen, indem er ihn in glühendem Zustand durch eine Reihe kleiner Löcher in einer Eisenplatte führt, wobei der Draht jedes Mal durch ein kleineres Loch als zuvor gepresst wird, bis er in Längen der erforderlichen Stärke ausgezogen ist und in diesem Zustand um einen sehr dünnen Eisenstab gewickelt wird. Ein anderer schneidet dann jede Windung durch und bildet so eine Anzahl feiner und kleiner Ringe, die ein dritter verschweißt und zu Gliedern der erforderlichen Form hämmert. Das Ergebnis ist eine wirklich fein gearbeitete Kette, die später für Ohrringe oder Halsketten oder zur Verzierung von Schnupftabakdosen verwendet wird. Wir baten Mandara, uns einige Speere anzufertigen, und er versprach, dies zu tun, falls wir ihm genug Draht dafür schickten; aber er erfüllte sein Versprechen nie. Die Krieger sind ferner mit großen ovalen Schilden aus Büffelhaut, Kurzschwertern, Messern und „Knob-kerries“ (Keulen) aus Hartholz oder Nashornhorn ausgerüstet.

Hier war es den Frauen im Gegensatz zu anderen Orten nicht erlaubt, im Lager herumzulungern, besonders wenn Mandara oder seine Anführer in der Nähe waren. Selbst wenn sie uns Bananen usw. brachten, blieben sie nur so lange, um ihre Lasten abzulegen, und gingen dann so schnell sie konnten wieder weg. Ich bemerkte bei unserer Ankunft eine Menge Frauen, die uns mit offensichtlicher Neugier beobachteten, aber sie zogen sich überstürzt zurück, als wir näher kamen. Ich erfuhr später, dass dies zumeist Frauen von Mandara waren, der einige von ihnen schwer schlug, als man ihm von ihrer Neugier erzählte und er fragte, „warum sie die weißen Männer ansehen wollten“.

KAPITEL XI.

Religiöse und eheliche Zeremonien der Wa-moci – Bräuche und Aberglaube – Physische Merkmale des Landes – Mandaras Geschenke – Fotografische Bemühungen – Mandaras Gegenbesuch – Die Löwenfalle – Reflexionen.

Die Wa-moci beten, wie die Wa-taveta, die Sonne und den Mond an und glauben an die Geister ihrer Eltern, deren Körper sie unmittelbar nach dem Tod bestatten, später jedoch wieder ausgraben und die Knochen unter den Bananenbäumen verstreuen. Wenn sie krank sind, beten sie zu diesen Ahnengeistern und flehen sie an, ihnen Gesundheit und Kraft zurückzugeben. Verbrechen sind bei diesem Stamm sehr selten, und ein Mörder sucht gewöhnlich Zuflucht bei einem feindlichen Nachbarn, um der Todesstrafe oder

einer schweren Buße in Form von Kühen zu entgehen. Ein überführter Dieb wird entweder zum Tode verurteilt oder ihm wird die rechte Hand abgehauen.

Die Einleitung zu dem, was wir als den heiligen Stand der Ehe betrachten, ist bei den Wa-moci voll von theatralischen Absurditäten und Wildheit. Wenn der junge Mann der Dame seines Herzens einige Monate lang schöne Augen gemacht hat, sichert er sich die Dienste von vier Freunden, die damit beauftragt werden, „sie zu fangen". Die Dame wird gewiss einen ordentlichen Schein an Widerstand leisten, denn dies ist ihre Hauptrolle im theatralischen Programm; aber schließlich wird sie im Triumph weggetragen, wobei jeder Fänger ein Bein oder einen Arm festhält. Dies stellt den ersten Akt der Komödie dar. Während des zweiten Aktes wird sie mit Fett eingerieben und vierundzwanzig Stunden lang ohne Nahrung in einer leeren Hütte eingesperrt, während der angehende Bräutigam mit den Eltern in ein lebhaftes Feilschen tritt, bis ihr genauer Wert in Vieh ausgehandelt ist. Sobald die Tiere übergeben sind, ist die Ehe rechtlich besiegelt; und der dritte Akt führt die Belohnung der vier getreuen Entführer ein, die in ihrem Charakter zu barbarisch und unsittlich ist, um eine detaillierte Beschreibung zuzulassen. Bei allen Stämmen in diesem Teil des Landes weichen die ersten drei Akte einer Hochzeitszeremonie nur geringfügig von den soeben beschriebenen ab; da Paare jedoch erst nach Ablauf von vier Monaten fest vereint sind (denn jederzeit innerhalb dieses Zeitraums kann der Ehemann, falls er von seinem Handel enttäuscht ist, die Braut ihren betrübten Eltern zurückgeben und im Austausch alles Vieh zurückerhalten, das er für sie bezahlt hat), findet der vierte Akt erst nach dieser Probezeit statt. Dann ist ein großes Fest und ein Zechgelage, zu dem alle Freunde des Ehemanns eingeladen werden, der Beweis dafür, dass die fragliche Ehe sich als „kein Fehlschlag" erwiesen hat. Schließlich ist „freie Liebe" eine ausgemachte Sache, und der Ehefrau ist es gestattet, sich so viele Liebhaber zu nehmen, wie sie möchte, vorausgesetzt, jeder zahlt ihrem rechtmäßigen Gatten eine Entschädigung.

Die Wa-moci haben einen starken Glauben an Vorzeichen, insbesondere an solche, die aus den Eingeweiden von Ziegen und Ochsen gelesen werden. Mandara genießt einen hohen Ruf als großer Wahrsager, Medizinmann und Spezialist in all dem Wissen, das mit den Innereien von Tieren verbunden ist.

Der Kriegsschrei der Wa-moci lautet „Wome, Wome!" (Männer! Männer!), und sollte ein plötzlicher Angriff eines Feindes befürchtet werden, bringt dieser Schrei die Krieger mit aller Eile aus ihren Bergbehausungen herab. Sie bevorzugen es, Fleisch roh zu essen, aber Mandara ist wählerisch und besteht darauf, seine eigenen Mahlzeiten gekocht zu bekommen. Die Behausungen sind Bienenkorbhütten aus den Blättern von Bananenbäumen. Alles Vieh wird in ähnlicher Weise untergebracht und darf nur kurze Zeit auf den Hängen grasen; die Frauen sind daher ständig damit beschäftigt, Gras für sie zu schneiden. Sollte eine Frau Zwillinge gebären, verlangt das nationale Gesetz nur die Opferung eines Säuglings; sollte jedoch einer Kuh oder einer Ziege das gleiche Missgeschick widerfahren, werden Mutter und Nachkommen sofort getötet.

Das Land von Moci besteht aus einer Folge steiler und wasserreicher Schluchten, deren Hänge mit bebauten Parzellen und Buschgruppen übersät sind. Die bewohnten Teile sind unterhalb durch dichten Busch und oberhalb durch den fast undurchdringlichen Saum des Bergwaldes gesäumt und geschützt. Der Boden ist, wie der von Taveta, reich und fruchtbar und bringt alle Arten einheimischer Erzeugnisse hervor, zusätzlich dazu, dass er Weideland für zahllose Schafe, Ziegen und Rinder bietet. Hervorragende Milch kann ebenso wie Honig stets bezogen werden, denn dies ist ein Land, das buchstäblich von beidem überfließt. Das Haushuhn ist ausgestorben, da es derselben Hungersnot zum Opfer fiel, die den Teita-Distrikt etwa ein Jahr vor unserem Besuch verwüstete.

Das Klima in Moci ist herrlich. Wir hatten unser Lager auf dem freien Platz aufgeschlagen, der für Fremde reserviert war, auf einer leichten Anhöhe, die einen prachtvollen Ausblick auf die Ebene und den bewohnten Wald von Kahe bot, der sich einige Meilen nach Süden erstreckt und im Osten und Westen von den fernen Gebirgsketten von Ughono (Ugweno?) und Soghonoi begrenzt wird. Oberhalb und zu beiden Seiten erheben sich die sanft ansteigenden Gradienten des Berges, an einigen Stellen grün von frischem Gras und an anderen mit dichtem Busch bewachsen, hie und da aufgelockert durch die leuchtend smaragdgrünen Kronen der Bananenbäume. Das Ganze wird von den schmalen und gewundenen Pfaden durchschnitten, die zu den verschiedenen Plantagen führen. Noch höher oben kann man an klaren Tagen die steileren Hänge des Kilimandscharo sehen, die mit einem Wald aus prächtigem Nutzholz bewachsen sind, und über allem ragt die schneebedeckte Kuppel des majestätischen Kibo empor.

Das Klima ist köstlich; die Sonne ist nicht zu drückend, und eine frische Brise ist eher die Regel als die Ausnahme. Plötzliche Gewitter und Regengüsse sind jedoch keineswegs selten, besonders in der Regenzeit; und während unseres kurzen Aufenthalts kamen wir in den Genuss einiger recht ordentlicher Kostproben von beidem, obwohl wir den Distrikt während der sogenannten „trockenen Monate“ besuchten.

Wir besuchten Mandara am folgenden Morgen und überreichten ihm eine Uhr, die die Stunden und Halbstunden schlug, einen Revolver und eine Ladung bunt gemusterten Stoffes – das gesamte Geschenk hatte einen Wert von etwa zwanzig Pfund Sterling. Er zeigte keinerlei Anzeichen von Zufriedenheit und machte keine Bemerkung, außer sich darüber zu beschweren, dass die Uhr nicht laut genug schlage; aber nach dem Funkeln in seinen Augen schloss ich, dass er recht wohl zufrieden, wenn auch natürlich nicht gesättigt war – ein Gemütszustand, der bei ihm unnormal wäre. Er war bei bester Laune, und wir führten eine lange Unterhaltung, in deren Verlauf ich sehr beeindruckt war von der Scharfsinnigkeit einiger seiner Fragen und Bemerkungen, die viel mehr Wissen zeigten, als ihm der allgemeine Ruf zuschrieb. Dies ist vielleicht bis zu einem gewissen Grad darauf zurückzuführen, dass er bei ihren Verhandlungen über Elfenbein und Sklaven, die ein beträchtliches Maß an einträglichen Geschäften mit sich bringen, häufig in Kontakt mit den Suaheli gekommen war. Wir horchten ihn über Herrn Thomson und Herrn H. H. Johnston aus. Ersteren, so sagte er, möge er sehr gern, und er beauftragte uns mit einer entsprechenden Nachricht an ihn; gegen Letzteren jedoch zeigte er eine außergewöhnliche Feindseligkeit und war alles andere als schmeichelhaft in seinen Bemerkungen. Er gestand Sir John Kirk großen Respekt zu, hielt aber offensichtlich nicht viel vom amtierenden Sultan.

Ich versuchte ihn zu überreden, sich von mir fotografieren zu lassen, indem ich ihm erzählte, dass sich in England jeder porträtieren ließe; dies veranlasste ihn sofort zu der Frage, „ob die Königin jemals fotografiert worden sei“. Ich sagte: „Ja, denn ihre Untertanen seien alle stolz auf sie und bestünden darauf, ihr Porträt zu haben.“ Doch seine Furcht vor möglicher Magie war so groß, dass ich ihn nur dazu bringen konnte zu versprechen, er werde „darüber nachdenken“. Als wir uns zum Abschied erhoben, rief er Martin zurück und fragte ihn, „wie es komme, dass wir, da wir doch mit einer Empfehlung des englischen Konsuls gekommen seien, ihm nur ein so kleines Geschenk gegeben hätten“.

Martin antwortete mit bemerkenswertem Taktgefühl, „dass wir ihm wahrscheinlich noch etwas mehr geben würden, wenn er uns gut behandelte“. Martin informierte uns darüber, dass es die unveränderliche Gewohnheit dieses gierigen Wilden sei, mit jedem Geschenk, wie prächtig es auch sein mochte, unzufrieden zu erscheinen.

Nach unserer Rückkehr ins Lager unternahm ich große Anstrengungen, einige der Eingeborenen zu fotografieren, aber es war ein höchst schwieriges Unterfangen, da sie in dem Moment, als sie meine Absicht entdeckten, das Weite suchten. Es gelang mir jedoch, einige von ihnen unvorbereitet aufzunehmen. Der Momentverschluss war ein besonderes Objekt der Furcht, da man glaubte, er sei mit starkem Zauber geladen; doch wann immer ich die Operation erfolgreich an einer ahnungslosen Gruppe vollzogen hatte, schrien alle, die den Vorgang beobachtet hatten, vor Vergnügen und erklärten, „ich hätte sie beschnitten".

Mandara schickte uns ein Geschenk in Form eines Ochsen und genug Bananen, um die Männer zwei Tage lang zu ernähren, und stattete unserem Lager am Nachmittag einen Besuch ab. Er hat die eigenartige Gewohnheit, leise vor sich hin zu pfeifen, wann immer ihn ein plötzlicher Gedanke trifft oder wenn er über etwas Bestimmtes überrascht ist oder es haben möchte. Bei dieser Gelegenheit inspizierte er all unsere Habseligkeiten höchst genau und mit einer unheilvollen Menge an Pfeiftönen. Wir gaben ihm eine alte Jagdmütze, eine rote wollene Nachtmütze und einen roten seidenen Kummerbund, während er mit offensichtlichem Genuss an einer Zigarette paffte, die wir ihm reichten, und erklärte, er würde sich einen Vorrat aus England schicken lassen! Ich kam erneut auf das Thema seines Porträts zu sprechen, aber er antwortete nur, dass „er noch nicht daran gewöhnt sei". Sogleich zog er drei seiner Männer aus der Menge der Eingeborenen, die einen Ring um unser Zelt bildeten, und befahl ihnen, aufzustehen und sofort fotografiert zu werden. Dies taten die armen Kerle auch; sie sahen halbtot vor Schreck aus, wagten es aber nicht, ungehorsam zu sein. Sobald sie scharf eingestellt waren, rief ich Mandara herbei und zeigte ihm ihre Bilder auf der Mattscheibe. Dies gefiel ihm ungemein; aber noch größer war seine Freude, als ich ihn das eigentliche Foto machen ließ, indem er den Gummiball des Momentapparates drückte. Als er begriff, dass die Tat vollbracht war, tanzte er umher, schlug mir auf den Rücken und brüllte fünf Minuten lang vor Lachen. Ich glaube, er dachte, er hätte den Abgelichteten irgendeinen schrecklichen Schaden zugefügt, und dieser Gedanke amüsierte ihn köstlich. Als ich den Momentverschluss entfernte und hochhielt, um seine Funktionsweise zu erklären, erschrak er und rannte wie ein geprügelter Hund davon, um sich in höchst unwürdiger Weise hinter einigen seiner eigenen Leute zu verstecken; es dauerte lange, bis er ausreichend beruhigt war, um unser Zelt wieder zu betreten. Als er schließlich zurückkam, wollte er einige Fotobeispiele sehen, und H. holte ein paar hervor, die er schweigend und genauestens untersuchte und dann bewundernd ausrief: „Was für gerissene Narren ihr doch seid!" – ein Ausdruck, den wir als Kompliment auffassen sollten. Er fragte nach dem Preis der Kamera, und als ich ihm sagte, dass sie so viel Stoff gekostet habe, wie fünfzig Pfund in englischem Geld entspräche, antwortete er unverblümt: „Du bist ein Lügner!"

Die Löwenfallen verzauberten ihn besonders, und er ließ uns versprechen, ihm vor unserer Abreise eine zu geben, da er sich darüber beklagte, dass der Ort sehr von Leoparden heimgesucht werde. Diese seien so kühn geworden, einige seiner Frauen zu töten, indem sie ihnen an die Kehle sprangen, während sie gerade Gras für die Kühe schnitten. Er erklärte, dass er erst vor wenigen Tagen einen Eingeborenen als Köder angebunden und einen anderen im Versteck mit einem Gewehr postiert habe, um die Bestie zu erschießen, wenn sie käme; das einzige Ergebnis dieses Manövers war, dass der Leopard den menschlichen Köder tötete und von dem Jäger im Hinterhalt glatt verfehlt wurde.

H. stattete Mandara einen zweiten Besuch ab, nachdem der Rest von uns das Land verlassen hatte, und schenkte ihm die begehrte Löwenfalle. Ich habe nachträglich gehört, dass der Brutale nie versuchte, damit Leoparden zu fangen, sondern sich lediglich damit amüsierte, sie aufstellen zu lassen und einige seiner alten Frauen zu zwingen, hineinzutreten, um die armen Geschöpfe mehrere Stunden lang in ihrem gewaltigen Griff

zu lassen. Ich glaube, Herr Rider Haggard hat diese Abscheulichkeit in „Maiwas Rache“ weiter ausgeführt.

Wir baten Mandara, uns eine Milchkuh zu geben; nachdem er also alles gesehen hatte, was wir zu zeigen hatten, und alles bekommen hatte, was wir zu geben gedachten, ging er mit großer Feierlichkeit voran und stellte uns das Geschöpf vor, das er uns zu leihen gedachte – unter der Bedingung, dass wir sie ihm zurückgäben, wenn der Milchvorrat erschöpft sei. Wir hätten ohne diese spezielle Kuh ebenso gut ausgekommen, da sie vom Tag des Erhalts an keinen einzigen Tropfen Milch gab.

Nachdem wir Mandara für das Erste verabschiedet hatten, stiegen wir mit Herrn Fitch zu seinem Haus in Kitimberiu hinauf, etwa zwei Meilen entfernt und tausend Fuß höher am Berg. Wir fanden ein gemütliches kleines Zweizimmerhaus aus Lehm mit einem Dach aus Bananenblättern, beschattet von einer kühlen Veranda. Er hatte den Bau erst vor kurzem fertigstellen können, da Mandara während seines ersten Aufenthaltsjahres – bedingt durch die Hungersnot und den daraus resultierenden Mangel an *Pombe* – sich so unangenehm wie nur möglich verhalten und seinem Volk ständig verboten hatte, dem jungen Missionar zu helfen. Er zeigte uns eine ganze Sammlung von einheimischem Schmuck und Kuriositäten und schenkte mir freundlicherweise drei kleine, verzierte Schnupftabakdosen aus Horn, das vollständige Kostüm eines unverheirateten Mädchens in Form einer Perlenquaste und einen massiven Halsring aus Messing, der bei einem Raubzug gegen die Wa-ughono (Ugweno) erbeutet worden war; um diese Trophäe zu erlangen, hatte der Sieger, ein Moci-Krieger, es für notwendig befunden, dem unglücklichen Besitzer den Kopf abzuschlagen.

Nach einer kurzen Rast, bei der wir die prachtvolle Aussicht auf den Berg Meru in weiter Ferne im Westen bewundert und uns mit hervorragendem Kaffee gestärkt hatten – höchst willkommen nach unserem steilen Aufstieg –, kehrten wir auf einem steileren und weniger umständlichen Weg zum Lager zurück. Dort stellten wir fest, dass Mandara während unserer Abwesenheit hatte ausrichten lassen, er habe all seine Frauen versammelt, um sie fotografieren zu lassen. Leider war es dann zu spät für mich, von seiner gütigen Herablassung Gebrauch zu machen. Am Abend schickte uns Herr Fitch freundlicherweise einen höchst willkommenen Vorrat an frischem Brot; denn obwohl wir einen kleinen Feldofen mitgebracht hatten, schien unser indischer Koch nie in der Lage zu sein, etwas anderes als die Mehlpfannkuchen namens *Chupatees* zu produzieren. Ein typisches Exemplar des zwielichtigen Missionsbekehrten brachte das Geschenk und war bei seiner Ankunft halb betrunken. Seine Englischkenntnisse äußerten sich einzig in der Bitte nach Whisky, vermischt mit einer Kette von Flüchen, und wir hatten einige Mühe, ihn loszuwerden. Als er sich schließlich verabschiedete, drückte er die Hoffnung aus, wir kämen bald wieder und brächten viel Whisky mit, „da er auf der Missionsstation keinen bekommen könne, was eine verdammte Schande sei“.

Die einzige interessante Fauna, die wir in Moci beobachteten, waren weiße Raben und grüne Tauben, beide, wie ich glaube, eigentümlich für den Berg. Erstere haben einen Ring aus rein weißen Federn um den Hals und einen ähnlichen weißen Fleck auf dem Rücken, während das restliche Gefieder pechschwarz ist. Die Farbe der Tauben ist ein dunkles Grün.

Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns von Mandara, den wir inmitten von Reihen seiner Frauen sitzen sahen; er wirkte nach seinen schweren Trinkgelagen der vergangenen Nacht etwas „mitgenommen“. Wir trennten uns mit Beteuerungen gegenseitiger Freundschaft und marschierten zurück zum Mto-abarri. So endete unser Besuch bei dieser Berühmtheit – in jeder Hinsicht zufriedenstellend und entschieden interessant, obwohl er meiner Meinung nach, was seinen Hauptzweck betraf, völlig unnötig war. Ich

glaube nicht, dass er die Macht gehabt hätte, uns in der Ebene, wo wir den Großteil unserer Jagd zu betreiben beabsichtigten, nennenswert zu belästigen, selbst wenn er es gewollt hätte; es bestand also keine wirkliche Notwendigkeit, ihn gnädig zu stimmen. Abgesehen vom Verlust von fünf Tagen entstand durch den Besuch jedoch kein Schaden, und vielleicht war es gut, auf der sicheren Seite zu sein. Ich persönlich war sehr erfreut über die Gelegenheit, den Mann kennenzulernen, von dessen übertriebener Macht und Bedeutung ich so viel gelesen und gehört hatte.

KAPITEL XII.

Mein erstes Nashorn – Elenantilopen – Ankunft von C. – Ein Ausflug zum Jipe-See – Impala und Wasserbock – Ein guter Fischfang – Rückkehr nach Taveta.

Am Tag nach dem Verlassen von Moci kehrte H. mit der Karawane nach Taveta zurück, während ich in die Ebene hinabstieg, in der Absicht, mich gemächlich zurückzujagen. Nachdem ich eine offene Fläche durchquert hatte, die mit dichtem, trockenem Gras bewachsen war, sah ich in der Ferne eine Herde Elenantilopen und begann sofort mit einer vorsichtigen Pirsch. Während einer kurzen Rast blickte ich zurück und erblickte eine prächtige Nashornkuh mit einem halbwüchsigen Kalb, die den Hügel in meine Richtung herabkamen. Ich gab die Elenantilopen sofort auf, achtete auf die Linie, die die Nashörner einschlugen, und lief schnell zurück, um sie abzufangen. Es traf sich, dass ich genau die richtige Stelle erwischte und es schaffte, hinter einen kleinen Busch zu gelangen, gerade als sie in weniger als fünfzig Yards Entfernung vorbeizogen. Ich kam rechtzeitig dazu, der Kuh eine massive Kugel aus meinem .577-Gewehr hinter die Schulter zu setzen. Sie traf offensichtlich hart, da das Tier jäh stoppte, einmal schnaubte und dann im rechten Winkel davonpreschte. Ungewiss, ob sie tödlich verwundet war oder nicht, gab ich ihr den zweiten Lauf; aber der erste hatte bereits sein Werk getan, denn nachdem sie etwa zweihundert Yards in vollem Tempo gerannt war, blieb sie erneut stehen, taumelte ein letztes Mal und fiel tot um. Das halbwüchsige Kalb, etwa von der Größe eines kleinen Ochsen, stand an ihrer Seite, zeigte Kampfbereitschaft und ließ mich nicht herankommen; so musste ich es in Selbstverteidigung, wenn auch nicht ohne Widerstreben, erschießen.

Diese erste Begegnung mit einem Nashorn ließ mich sehr zufrieden mit mir selbst sein, und ich gestehe eine große Begeisterung, als ich den größeren Kadaver betrachtete, der aus kurzer Entfernung wie ein Hügel aus brauner Erde von vier bis fünf Fuß Höhe aussah. Meine Männer hieben die Vorderfüße und die Hörner ab und entfernten dann den Kopf des Kalbes, dessen sprießende Hörner bewiesen, dass es etwa zwei Jahre alt war. Die Haut der Mutter war in schlechtem Zustand und mit Geschwüren übersät, wie sie bei ihrer Art während der Trockenzeit häufig vorkommen, aber die Hörner waren sehr ordentliche Exemplare. Vor dem Schuss bemerkte ich mehrere Madenhacker (*Buphagus*), die auf ihrem Rücken und Kopf saßen; es war kurios, ihre fast lächerlichen Bemühungen zu beobachten, das Gleichgewicht zu halten, als die Kuh in einen schwerfälligen Galopp verfiel. Diese Vögel von hellbrauner Farbe sind etwas größer als Drosseln und ernähren sich von den zahlreichen Parasiten, die die Häute aller Nashörner befallen; sie können also als willkommene Begleiter betrachtet werden.

Ich beschloss, am folgenden Tag ein Arbeitstrupp aus Taveta zu schicken, um das Fleisch einzuholen; nachdem ich also gesehen hatte, dass die Trophäen sicher in einem benachbarten Baum untergebracht waren, setzte ich meine Reise fort. Sehr bald erblickte ich eine Anzahl Elenantilopen, die langsam einen Hang zu mir herab weideten, aber sie zeigten Anzeichen, mich zuerst gesehen zu haben, und hielten inne. Da ich sicher war, dass jeder Vorstoß von mir ausgehen müsse, begann ich, sie anzupirschen. Nach einem langsamen und mühsamen Kriechen von etwa vierhundert Yards durch das lange, grobe

Gras gelang es mir, bis auf hundertfünfzig Yards an die Herde heranzukommen. Ich konnte es nicht wagen, noch weiter vorzugehen, ohne Gefahr zu laufen, gesehen zu werden; also wählte ich die am besten aussehende Kuh aus – da kein Bulle vorhanden war – und feuerte. Ihre Schulter wurde durch den Schuss zertrümmert, aber sie führte mich noch einen weiten Weg, bevor ich ihrer habhaft wurde, indem sie sich immer dann langsam vorwärts bewegte, wenn ich fast in Reichweite war.

Die Elenantilope ist ein großes Tier, das hochbeinig steht, mit einem leichten Höcker auf dem Widerrist und einer von der Brust herabhängenden Wamme, an der ein Büschel langer Haare befestigt ist. Der untere Teil des Körpers ist grau, während der obere Teil rötlich-braun ist, durchzogen von einigen schwachen weißen Streifen. Einige der alten Bullen sind am ganzen Körper hell bläulich-grau und haben sehr dicke Hörner – ein deutlicher Gegensatz zu denen der Kuh, die gewöhnlich dünn und zierlich zugespitzt sind. Die des größten Bullen, den wir erlegten, massen achtundzwanzig Zoll, und die der größten Kuh etwa dreißig Zoll; ich glaube jedoch, dass sie in anderen Teilen Afrikas eine größere Länge erreichen. Sie sind um ihre Längsachse gedreht und divergieren mit einer Rückwärtsneigung. Während der Verfolgung der verwundeten Elenantilope meldeten meine Männer ein weiteres Nashorn, und ich folgte sofort ihrem Hinweis; ich erreichte jedoch nur einen Punkt, von dem aus ich eine monströse schwarze Masse sehen konnte, die sich in gewaltigem Tempo in der entgegengesetzten Richtung zu mir durch die Ebene pflügte. Es muss die Kadaver, die wir zurückgelassen hatten, passiert haben und dann, nachdem es den Hügel ein kurzes Stück hinaufgestiegen war, Witterung von uns aufgenommen haben. Es ist erstaunlich, welches Tempo diese plump wirkenden Tiere entwickeln können, wenn sie aufgeschreckt werden; und dieses hier, wie es dahinstürmte, mit einer Geschwindigkeit von etwa—

TAFEL III.

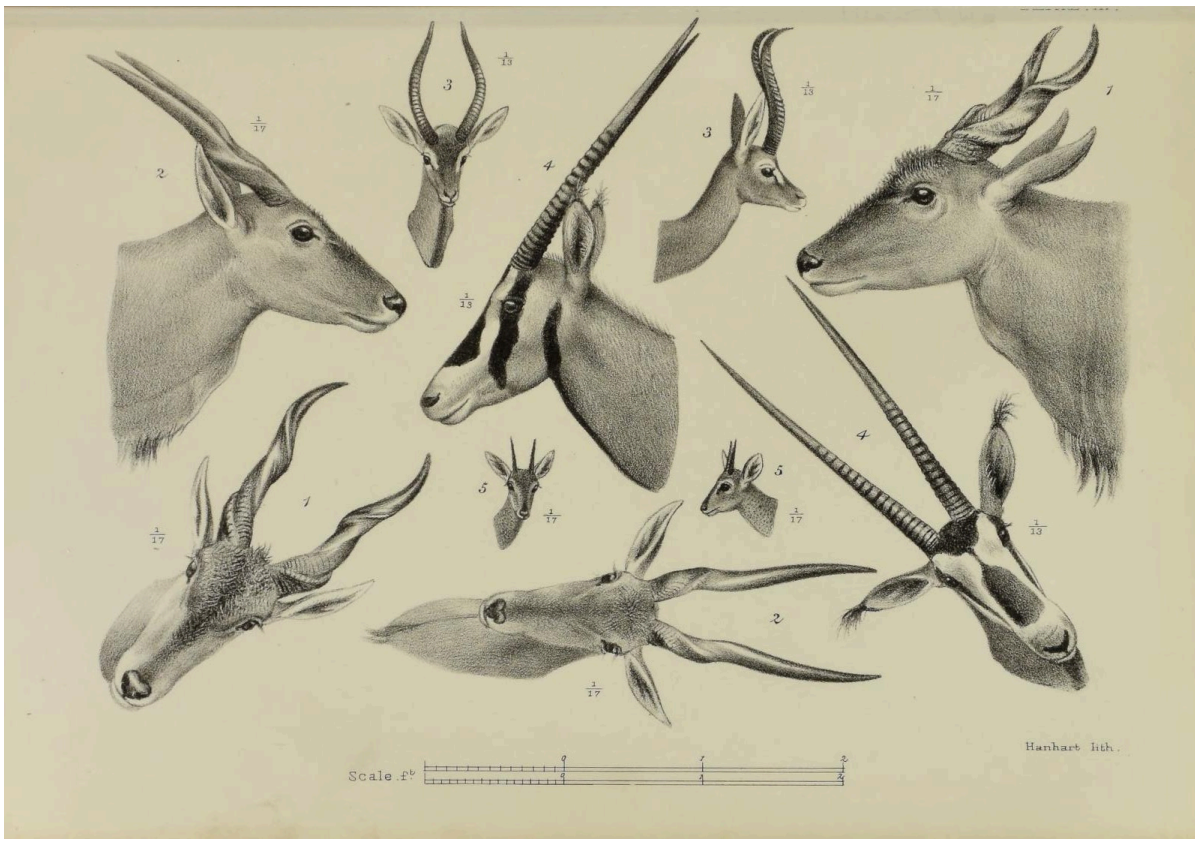
Nr. 1. Elenantilopenbulle (*Oreas canna*?), geschossen nahe dem Fluss Mto-Abarri; Länge der Hörner von der Basis bis zur Spitze 24 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 12 Zoll.

Nr. 2. Elenantilopenkuh (*Oreas canna*?), geschossen außerhalb des Waldes von Taveta; Länge der Hörner von der Basis bis zur Spitze 27 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 10 Zoll.

Nr. 3. Waller-Gazelle (*Gazella walleri*), geschossen nahe dem Jipe-See; Länge der Hörner entlang der Krümmung 14 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 3 Zoll.

Nr. 4. Spießbockbulle (*Oryx beisa*), geschossen südlich des Jipe-Sees; Länge der Hörner von der Basis bis zur Spitze 29 Zoll bzw. 30 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 10 Zoll.

Nr. 5. Steinbock-Männchen (*Nanotragus tragulus*), geschossen nahe Taveta; Länge der Hörner 5 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 2,5 Zoll.



... zwanzig Meilen die Stunde, was lebhaft an eine Dampflokomotive erinnerte.

Nachdem ich die Elenantilope zerlegt hatte, machte ich mich, schwer beladen mit Fleisch, auf den Weg nach Taveta und kam um 16 Uhr müde und durstig im Lager an – nachdem ich gezwungen gewesen war, den Inhalt meiner Feldflasche mit den Männern zu teilen, die all ihre Kalebassen mit in Moci gekauftem Honig gefüllt hatten.

Ich fand B. und Jackson vor, die gerade mit C. zurückgekehrt waren; Letzterer war zwei Tage zuvor in Taveta eingetroffen und in Rhombu zu den anderen gestoßen. C. hatte auf dem Marsch hierher ein Nashorn, ein Zebra, eine Kuhantilope und eine Giraffe erlegt. B. hatte in zwölf Tagen vier Nashörner, einen Strauß und mehrere Antilopen geschossen, während Jackson neben anderem Wild ebenfalls vier Nashörner zur Strecke gebracht hatte.

Bald darauf wurde die Ankunft der Post verkündet, die uns den ersten Schwung Briefe und Zeitungen von zu Hause brachte; alle klagten über elendes Wetter und viel Schnee – Nachrichten, die uns dazu veranlassten, uns glücklich zu schätzen, dort zu sein, wo wir waren. Unsere Gruppe war nun endlich vollzählig, und mit Jackson als Gast setzten wir uns zu einem heiteren Abendessen zusammen, dessen *Pièce de Résistance* junge Nashornsteaks waren, die für exzellent befunden wurden. Am nächsten Tag entsandten wir vierzig Mann, um das Fleisch der Tiere heimzuholen, die ich erlegt hatte: Sie fanden das große Nashorn unversehrt vor, aber das Junge und die Überreste der Elenantilope waren während der Nacht von Hyänen und Schakalen verschlungen worden.

Da H. und ich bisher nicht in der Lage gewesen waren, die Ufer des Jipe-Sees zu erkunden, beschlossen wir alle, ihnen für einige Tage einen Besuch abzustatten, bevor wir eine längere Reise antraten; es wurde berichtet, dass sich in diesem Distrikt große Mengen Wild aufhielten, wenn die Vegetation der umliegenden Ebenen vertrocknet war. In Hinblick auf diesen Ausflug blieben wir nur zwei Tage in Taveta, die vollständig mit der Präparation unserer Trophäen ausgefüllt waren; jede überschüssige Zeit wurde mit der Pflege des Gartens verbracht.

Zuerst wählte jeder von uns fünf Männer als Gewehrträger aus, und nachdem alle anderen notwendigen Vorkehrungen getroffen waren, brachen H. und C. mit der Karawane von neunzig Mann nach Lanjora auf, wo B. und Jackson am späten Nachmittag zu ihnen stießen. Unterwegs schoss C. einen Steinbock, und H. erlegte eine Kuhantilope, einen Schakal, eine Manguste, ein Frankolin und eine dicke Schlange von etwa vier Fuß Länge. B., der mit mir marschierte, schoss ein Frankolin, ein Rebhuhn und eine Zwergtrappe; so ergab der Tag eine gemischte Strecke von acht verschiedenen Arten.

Am folgenden Morgen marschierten wir etwa fünfzehn Meilen durch den Busch, bis wir einen geeigneten Lagerplatz nahe dem Ostufer des Jipe-Sees fanden, der auf dieser Seite durch einen breiten Gürtel aus hohem Schilf und Mimosen-Dickichten verborgen ist. Während der Reise schoss H. einen Riedbock – eine leuchtend rote Antilope von der Größe einer Gemse mit ähnlich geformten Hörnern – und C. erlegte ein ordentliches Exemplar einer Impala (*Mpallah*), die in diesen Gegenden häufig vorkommt und stets im Busch an Tümpeln oder Quellen zu finden ist. Sie sind rötlich-braun gefärbt, etwa so groß wie ein Damhirsch und haben anmutige, weit ausladende Hörner. Ich musste das Gewehr „für den Topf“ führen, und meine Strecke bestand nur aus einem Paar Rebhühnern, einem Frankolin und einem kleinen Regenpfeifer; aber ich sah mehrere wunderschöne Kronenkraniche, zahlreiche Papageien und andere Vögel mit buntem Gefieder. Unser Nachtlager wurde etwa hundert Yards vom Seeufer entfernt aufgeschlagen, das hier nur über einen schmalen Flusspferdpfad durch das Schilf zugänglich war; das Wasser war schlammig, grün und schleimig und trotz ausgiebigen Kochens und Filterns höchst unangenehm.

Während des Nachmittags erkundeten wir die Gegend in verschiedene Richtungen, und ich hielt direkt auf einen niedrigen Hügel nordöstlich des Sees zu. Bei meinem Streifzug sah ich weibliche Impalas, Wasserböcke und jede Menge *Kirkii* (Dikdiks), die so zahlreich wie Kaninchen in einem Gehege umherliefen. Ich erblickte auch zwei Löwen, die gerade den Kadaver einer Impala verlassen hatten, die sie geschlagen hatten; unglücklicherweise waren sie zweihundert Yards entfernt, als ich sah, wie sie sich in den Busch stahlen, und auf diese Distanz lohnte sich ein Schuss kaum. Dennoch feuerte ich, jedoch ohne Erfolg. Sie verschwanden sofort im Dickicht, und obwohl ich ihre Fährten ein Stück weit verfolgte, gelang es mir nicht, sie erneut zu sichten. Von der Spitze eines kleinen Hügels aus bot sich mir ein weiter Blick auf die riesige Ebene darunter mit dem dichten Busch dahinter; bei meiner Rückkehr stieß ich nahe dem See auf einen stattlichen Wasserbock, den ich umwarf. Er kam schnell wieder auf die Beine und flüchtete in den Busch; da es dunkel wurde, verlor ich ihn, fand ihn aber am nächsten Morgen wieder, angelockt durch die in der Luft kreisenden Geier. Der Wasserbock (Suaheli *Kuru*) ist eine Antilope, etwas größer als ein Rothirsch, mit einem dichten, zotteligen Fell aus grobem grauen Haar und dicken, geringelten Hörnern, die anmutig nach hinten schwingen.

Bei meiner Rückkehr ins Lager stellte ich fest, dass C. vier Impalas und ein Dikdik erlegt hatte; H. hatte ohne Erfolg auf vier Löwen gefeuert und mehrere Krokodile am Seeufer gesehen.

Am nächsten Tag zogen wir alle aus, kehrten aber mit Berichten über Enttäuschungen zurück. Ich hatte ein paar Perlhühner geschossen, als die Männer sagten, sie sähen zwei Nashörner; aber ich kam nie an sie heran, obwohl ich einen weiten Weg in die Richtung zurücklegte, die sie angeblich eingeschlagen hatten.

B. dehnte seine Erkundungen etwa zwölf Meilen nach Süden aus und verwundete ein Flusspferd, das sofort untertauchte, während H. lediglich eine Impala und eine Kuhantilope erbeutete. Da das Wild in dieser Gegend also nicht übermäßig reichlich vorhanden zu sein schien, beschlossen wir, keine weitere Zeit zu verschwenden, sondern

nach Taveta zurückzukehren und eine Jagdexpedition in eine andere Richtung vorzubereiten.

Am Abend fingen wir im See mit unserem Zugnetz mehrere hundert Fische verschiedener Arten, wobei die größten Welse (*Silurians*) im Durchschnitt fünf bis sieben Pfund wogen. Dieser Fang kam uns damals sehr gelegen, da Fisch von den Suaheli sehr geschätzt wird und die Leute aus Ughono (Ugweno?), die versprochen hatten, uns mit Lebensmitteln zu versorgen, nie auftauchten – was nicht überraschte, da wir später herausfanden, dass sie in den Bergen auf der gegenüberliegenden Seite lebten, eine gute Tagesreise entfernt. Wären wir weitere fünfzehn Meilen nach Süden vorgedrungen, hätten wir jede Menge Wild gefunden, denn C. und ich unternahmen später einen Ausflug in jene Gegend und hatten exzellentes und abwechslungsreiches Weidwerk.

Die anderen kehrten am nächsten Tag über Lanjora zurück, aber ich entschloss mich, direkt nach Taveta zu gehen, anstatt den weiten Umweg zu machen. Ungeachtet der Versicherung meiner Männer, dass es dort keinen Weg gäbe, stieß ich, nachdem ich mich am Kopf des Sees von der Gruppe getrennt hatte, bald auf einen Pfad, der direkt nach Taveta führte; ich entdeckte später, dass dies die eigentliche Pangani-Straße war, obwohl Karawanen, die landeinwärts kommen, gewöhnlich den Umweg über Lanjora machen. Durch diese Route erreichte ich das Hauptquartier nach einem Marsch von fünfeinhalb Stunden und ersparte mir einen mühsamen Fußmarsch von mindestens acht Meilen. Auf dem Weg traf ich sieben einheimische Jäger, die mit Vorderladern bewaffnet waren; sie erzählten mir, die Masai seien gerade auf ihrem Weg zur Küste an Lanjora vorbeigezogen.

Ich sah einige Impalas, aber sie waren sehr scheu; am Ende des Tages bestand meine Strecke aus einem Hornraben, einem stattlichen, dunkel gefiederten Vogel von der Größe eines großen Truthahns, und zwei Affen. Von Letzteren schoss ich vier, aber zwei blieben in den Bäumen hängen; von denen, die ich heimbrachte, war eine Haut leider ruiniert, da mein Gewehrträger Faas, dem ich sie anvertraut hatte, sehr betrunken war und sie überall mit Knopflöchern versah. Ich fand ihn vor, wie er das Ergebnis seiner Arbeit traurig betrachtete und voller Entrüstung über das Messer, das er benutzt hatte, ausrief: „Ich habe es geschnitten! Ich habe es verdorben! Das Messer ist schuld!“ Später am Abend betrank er sich noch mehr und erhielt bei dem gewaltsamen Versuch, sich etwas *Pombe* anzueignen – das Eigentum eines Einheimischen aus Taveta –, einen bösen Schlag mit einem Stock über dem Auge. Sofort schnappte er sich ein Messer und stürzte zu mir mit der Nachricht, „er wolle das Blut seines Angreifers sehen“; woraufhin ich die Waffe an mich nahm und Martin anwies, ihm zu sagen, er solle „den Mund halten“. Wie Martin diesen Satz übersetzte, weiß ich nicht, aber er hatte die gewünschte Wirkung; der Mann schien sofort in sich zusammenzusinken, tröstete sich mit einem ordentlichen Weinkrampf und wurde innerhalb einer Stunde wieder ein vergleichsweise nüchternes und friedfertiges Mitglied unserer Gemeinschaft; er kam demütig zu mir, um sich den Kopf verbinden zu lassen.

Ich fand Jackson immer noch in Taveta vor, der sich auf den Aufbruch nach Kahe vorbereitete; er bewirtete mich freundlicherweise mit einem typischen Jäger-Abendessen, bestehend aus Suppe, Fisch, ungewöhnlich zähem Nashorn, gebratenem Affen, Ibis-Curry, Blanc-manger mit Honig, einheimischen Bohnen und gedünsteten Bananen. Wäre ich nicht gewarnt worden, dass ein Gang gebratener Affe sein würde, hätte ich es wohl für ein gutes Essen gehalten; aber das Vorwissen beeinflusste zweifellos ein unvoreingenommenes Urteil, und das Gericht schien nach dem Affengehege in unserem wohlbekannten Londoner Zoo zu riechen und zu schmecken.

Am nächsten Tag traf der Rest unserer Gruppe aus Lanjora ein und brachte eine Kuhantilope, einen Steinbock und jene exzellente Beute, eine Riesentrappe, geschossen

von C., mit. Einer von H.s Männern verlor keine Zeit, sich sinnlos zu betrinken und zu versuchen, auf einen Einheimischen zu schießen; wir legten ihm daher sofort Handschellen an und banden ihn am Flaggenmast fest, bis keine Gefahr mehr bestand, dass er sich selbst oder jemand anderem schaden könnte. Trunkenheit ist der schlimmste Charakterzug der Suaheli und anscheinend das Hauptziel des Lebens, sobald ein Dorf erreicht wird; ihre Vollendung verwandelt ein vergleichsweise harmloses Individuum in einen gefährlichen und unkontrollierbaren Wahnsinnigen.

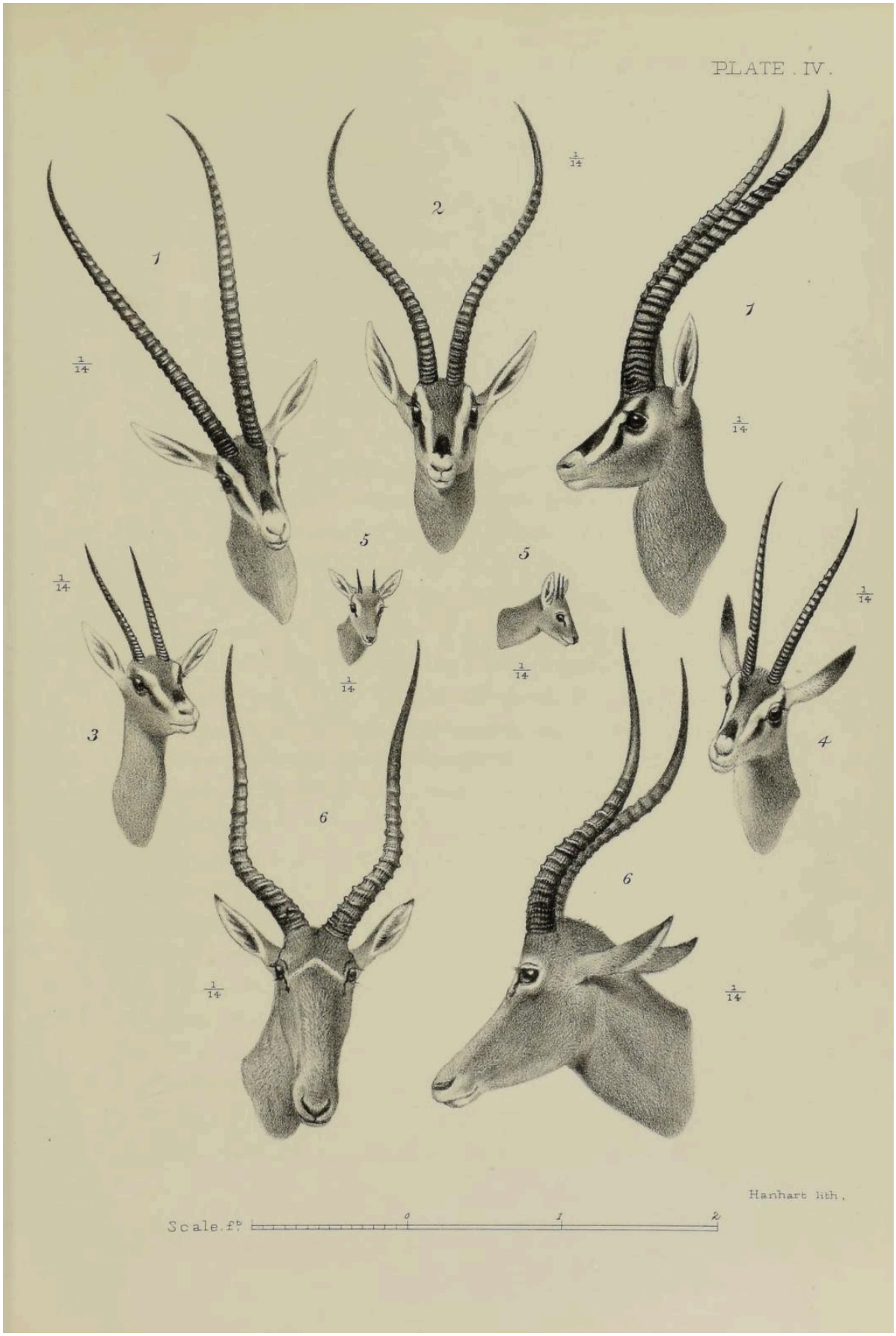
Da dies C.s Geburtstag war, öffneten wir eine Kiste Champagner und holten den ursprünglichen Weihnachts-Plumpudding hervor, der unberührt geblieben war, während wir uns auf dem Marsch landeinwärts befanden.

Wir hatten geplant, am nächsten Tag nach Useri aufzubrechen, aber einige Jäger liefen nach Taveta, um uns zu informieren, dass die Masai dort in großer Zahl vorbeizogen; auf Martins Rat hin entschieden wir, dass ein Tag Verzögerung besser sei als das Risiko eines Zusammenstoßes.

Während der Nacht wurde der Kopf des stattlichen Wasserbocks, den ich kürzlich erlegt hatte, von einer Hyäne gestohlen. Wir pflegten die Schädel, die wir behalten wollten, zu reinigen, indem wir sie an einem Seil befestigt im Fluss ließen, dessen anderes Ende fest am Ufer fixiert war; diese Methode ist zwar langsam in ihrer Wirkung, aber viel sicherer als das Auskochen, das leicht zu Rissen in den Knochen führt, wenn das Wasser zu heiß ist. Es ist schwer vorstellbar, wie unter diesen Umständen ein vierfüßiges Tier den Schädel aus dem Wasser hätte ziehen können; die Chancen stehen also gut, dass mein Mann so unachtsam gewesen sein muss, ihn auf dem Ufer liegen zu lassen.

Am 19. Januar brachen wir früh von Taveta auf und waren etwa zwölf Meilen nach Norden vorangekommen, als wir durch das Erscheinen von etwa dreißig Einheimischen in der Ferne zu einem plötzlichen Halt gezwungen wurden. Unsere Männer, die nach den letzten Berichten die Masai noch schlimmer als sonst im Kopf hatten, erklärten sofort, wir seien mit einer Truppe dieser furchteinflößenden Wilden konfrontiert, und für einen Moment gab es Anzeichen allgemeiner Panik. Diese legte sich, als sich bei näherem Herankommen herausstellte, dass die Neuankömmlinge lediglich eine Gruppe einheimischer Jäger (Wa-ramba) waren, die mit Pfeil und Bogen statt mit Speeren bewaffnet waren und in der Hoffnung nach Taveta zogen, dort das Fleisch, das sie erlegt hatten, veräußern zu können.

Kurz darauf gingen C. und ich hinter einer Herde von über hundert Büffeln her; aber sie bekamen zweimal Wind von uns, und obwohl sie sich beim ersten Mal nicht weit entfernten, galoppierten sie beim zweiten Mal völlig außer Sichtweite. Dies war meine erste Begegnung mit Büffeln, und der Anblick einer so stattlichen Herde dieser großen Tiere war sehr imposant. Sie wurden von einem Schwarm jener Vögel begleitet, die ihren Namen tragen; einige kreisten über ihnen, während andere damit beschäftigt waren, auf ihrem Rücken zu fressen. Diese Vögel (Kuhreiher) haben etwa die Größe von Turteltauben und ein rein weißes Gefieder: Ihre Hauptfutterplätze sind die Rücken der Büffel, so wie die der Nashörner dem Nashornvogel den attraktivsten Unterhalt bieten. So treffen Extreme aufeinander, offensichtlich zum gegenseitigen Vorteil aller Beteiligten. Aber obwohl die Anwesenheit dieser Vögel zweifellos eine Bequemlichkeit für alle von Parasiten geplagten Tiere darstellt, ist sie auch eine Quelle deutlicher Gefahr; denn es ist keineswegs ungewöhnlich, dass der Jäger einen ersten Hinweis auf die Position seiner Beute erhält, indem er eine Anzahl dieser Vögel in der Luft kreisen sieht. Bevor wir für die Nacht ins Lager gingen, hatte ich das Glück, mit einem recht weiten Schuss eine stattliche Impala zur Strecke zu bringen, deren Kopf mich für denjenigen entschädigte, dessen ich durch die Hyäne beraubt worden war.



TAFEL IV.

Nr. 1. Grant-Gazellen-Männchen (*Gazella granti*), geschossen nahe dem Simba-Lager; Länge der Hörner entlang der Krümmung 30 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 10 Zoll.

Nr. 2. Grant-Gazellen-Männchen, geschossen nahe dem Rhombu-Lager; Länge der Hörner entlang der Krümmung 27 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 16 Zoll.

Nr. 3. Grant-Gazellen-Weibchen, geschossen südlich des Jipe-Sees; Länge der Hörner 12 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 5 Zoll.

Nr. 4. Grant-Gazellen-Weibchen, geschossen südlich des Jipe-Sees; Länge der Hörner 17 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 6 Zoll.

Nr. 5. *Neotragus kirkii*-Männchen (Kirks Dikdik), geschossen nahe Maungu; Länge der Hörner 2 Zoll.

Nr. 6. Hunter-Antilopen-Männchen (*Damalis hunteri*), geschossen am Tana-Fluss; Länge der Hörner von der Basis bis zur Spitze in gerader Linie 22 Zoll, Breite zwischen den Spitzen 16 Zoll.

hinter der Schulter, während er breitseits lag. Sofort sprang er mit einem Schnauben auf, wirbelte herum und galoppierte davon. Ich gab ihm den anderen Lauf mit, als er vorbeizog; aber er rannte nur etwa zweihundert Yards, hielt dann abrupt an, drehte sich zu uns um, schwankte für eine Sekunde von Seite zu Seite und fiel tot um. Er erwies sich als prachtvolle Beute und war offensichtlich ein sehr altes Tier; das dicke vordere Horn mass siebenundzwanzig Zoll in der Länge und saß viel prominenter auf seiner Nase als gewöhnlich. Auch das hintere Horn war sehr dick, wenngleich es oben merkwürdig abgenutzt und vorne leicht beschädigt war. Beim Aufbrechen fanden wir zwei von B.s stahlgepanzerten Kugeln in seinem Nacken – eine direkt hinter dem Ohr und die andere weiter unten; es war erstaunlich, dass ihm anscheinend keine von beiden geschadet hatte. Es war eindeutig jenes enorme Nashorn, von dem B. mir erzählt hatte, dass er es während seines Ausflugs mit Jackson verwundet habe, und ich finde, er hatte großes Pech, es nicht zur Strecke gebracht zu haben. Ich habe kein großes Vertrauen in den Wert von stahlgepanzerten Geschossen; und obwohl ich einige Nashörner mit einem einzigen Schuss in den Nacken getötet habe, halte ich diese Stelle bei weitem nicht für so aussichtsreich wie die hinter der Schulter.

Nachdem ich den Kopf abgetrennt hatte – eine sehr mühsame und lange Arbeit –, ging ich hinter einem weiteren Nashorn her, das meine Männer in einiger Entfernung gesichtet hatten. In diesem Fall war ich jedoch weniger erfolgreich, da es sich an einer sehr kahlen Stelle niedergelegt hatte; als ich bis auf hundertzwanzig Yards herangekommen war, schöpften die Vögel auf seinem Rücken Verdacht und schreckten es auf. Aus Angst, es könne sofort davonpreschen, drückte ich ab – allerdings mit dem einzigen Ergebnis, dass es in bemerkenswert kurzer Zeit völlig aus meinem Sichtfeld verschwand. Ich fürchte, es war kein glatter Fehlschuss, und ich beschloss, nie wieder auf so große Distanz auf diese Tiere zu schießen, da ich es für grausam halte, eine sichere Erlegung nicht dadurch zu gewährleisten, dass man auf mindestens dreißig bis vierzig Yards herangeht. Danach trat ich den Heimweg an und stieß bald auf ein einzelnes Gnu, von welcher Art ich bereits zwei Herden in der Ferne gesehen hatte. Meine Versuche, dieses Tier anzupirschen, wurden durch die Kuhantilopen und Zebras, die es fast umringten, stark behindert, und ich musste ein sehr langes und schmerzhaftes Kriechen über Boden hinter mich bringen, der über und über mit unzähligen scharfen kleinen Steinen übersät war. Es dauerte gut zwei Stunden, bis ich auf zweihundert Yards an meine Beute herankam, da ich alle paar Minuten anhalten musste, um einige Kuhantilopen oder Zebras aus dem Weg ziehen zu lassen, während das Gnu sich in der Zwischenzeit immer langsam weiterbewegte. Als ich schließlich diese Distanz erreicht hatte und nicht näher herankommen konnte, gelang mir ein sehr guter Schuss; ich traf genau dorthin, wo ich hingezielt hatte – hinter das Ohr –, und das Tier fiel ohne ein Zucken auf seiner Fährte um. Es erwies sich als ein sehr guter

Bulle. Die Hörner – die denen des Büffels im kleinen Maßstab nicht unähnlich sind, außer dass sie sich vorne nicht berühren – massen siebenundzwanzig Zoll an ihrer breitesten Stelle und sechzehneinhalb von Spitze zu Spitze. Er hatte eine dünne Mähne aus schwarzem Haar, die über Nacken und Rücken verlief, und einen dichten Schwanz, der in einem langen Büschel aus grobem schwarzem Haar endete. Er war etwa so groß wie ein kleiner englischer Ochse, mit gestreiftem Körper und lohfarbenen Hinterbeinen. Diese Tiere wirken im Stehen höchst ungraceful, da sie die Angewohnheit haben, ihre schlichten Köpfe recht tief zu tragen, was ihnen ein bedrücktes Aussehen verleiht; doch wenn sie aufgeschreckt werden, wölben sie den Nacken, und indem sie sich mit großer Geschwindigkeit und guter Aktion bewegen, werden sie regelrecht anmutig. Nachdem ich dieses erlegt hatte, dachte ich, ich könne mit meinem Tagwerk wohl zufrieden sein und kehrte nach einem exzellenten Jagdtag ins Lager zurück, an dem ich zwei Nashörner, zwei Herden Gnus (neben einzelnen Tieren), Strauße, Zebras, Kuhantilopen, Grant-Gazellen, Steinböcke, Riesentrappen und Sekretärsvögel gesehen hatte.

Ich stellte fest, dass C. bereits zurückgekehrt war; er hatte ein fast ebenso gutes Gnu wie meines und einen Sekretärsvogel erlegt. Letzterer, etwa von der Größe eines Kranichs, ist grau gefärbt, recht langbeinig, mit einer kleinen Haube aus dunklen Federn, und ist ein wertvoller Schlangenvertilger.

Am Abend kamen B. und H. vom See (*Ziwa*) zurück, da wir eigentlich sofort nach Useri weiterziehen wollten. Nachdem sie jedoch die guten Hörner sahen, die ich mitgebracht hatte, erklärten sie sich freundlicherweise bereit, noch einen weiteren Tag hier zu jagen, um mir Zeit für das Häuten zu geben. Sie hatten am See drei mittelmäßige Nashörner sowie Kuhantilopen und einen Schabrackenschakal erlegt und eine Büffelherde gesehen, die sich der Verfolgung entzogen hatte, indem sie sofort Zuflucht in einem Sumpf suchte, der mit hohem, dichtem Schilf bedeckt war. Ich freue mich sagen zu können, dass ihnen durch die Verzögerung nichts entging, da die Jagd am folgenden Tag drei Grant-Gazellen und ein sehr gutes Nashorn durch C. ergab, dessen vorderes Horn achtundzwanzig Zoll lang war.

Während ich im Lager blieb, statteten uns einige Wa-rhombu einen Besuch ab, um Bananen gegen Fleisch einzutauschen. Sie gehören zum untersten Typus aller Eingeborenen, die die Chaga-Distrikte des Kilimandscharo bewohnen; sie sind wild in ihrer Erscheinung und völlig nackt, bis auf einen dünnen Hautgürtel, in dem ihre Kurzschwerter, Messer und Keulen stecken. Alle trugen ovale Hautschilde und Speere von minderwertiger handwerklicher Qualität. Sie waren ruhig und friedfertig genug und schienen eher Angst vor uns zu haben; aber Martin sagte, wenn sie einen von uns allein erwischten, würden sie wahrscheinlich versuchen, uns zu überrumpeln, um in den Besitz unserer Waffen zu kommen.

Heute Morgen erbeutete ich eine gefleckte Hyäne in einer der Löwenfallen, die ich am Vorabend aufgestellt hatte; ich war sicher, dass etwas gefangen war, da ich mitten in der Nacht durch ein gewaltiges Kläffen geweckt worden war. Diese Viecher, von denen es überall in diesem Land eine große Menge gibt, sind etwa doppelt so groß wie ein großer Retriever, von schmutzig bräunlich-grauer Farbe mit schwarzen Flecken und besitzen höchst furchterregende Kiefer. Ihre Felle sind wertlos, da sie fast immer räudig sind; aber da Hyänen von den Eingeborenen wegen ihrer Raubzüge auf das Vieh gefürchtet werden, empfanden wir bei ihrer Erlegung kein Mitleid.

Ich hatte eine Riesenarbeit mit dem Nashornkopf, da ich versuchte, das hintere Horn an der Haut zu belassen, und deshalb das vordere Horn sehr behutsam herausbeilen und -hacken musste. Später stellte ich fest, dass es ein Fehler war, diese Operation zu versuchen, da die Haut während des Trocknungsprozesses nur wegfaulte; wohingegen es

vollkommen einfach ist, das hintere Horn zu entfernen, indem man das weiche Gewebe wegschneidet, und dann, wenn die gesamte Haut vom Schädel entfernt ist, das vordere Horn aus dem Knochen zu schlagen, in dem es fest verankert ist.

KAPITEL XIII.

Wildreichtum und Vielfalt – Die Useri und ihr Häuptling – Schändlicher Verrat eines Sklavenhändlers – Ein zähes Nashorn – Ein kapitaler Jagdmorgen – Rhinoceros tricornis – Ein einheimisches Handgemenge und Festtanz – Effektiver Angriff eines Nashornkalbes.

Am nächsten Morgen brachen wir früh auf und marschierten etwa fünfzehn Meilen nach Nordosten bis auf eine kurze Tagesreise an Kimengelia heran, an der Grenze zum Masai-Land. Wir wurden gewarnt, uns nicht weit vom Lager ohne eine Eskorte von mindestens fünfundzwanzig Mann zu entfernen. Auf diesem Marsch streckte C. mit einem weiten Schuss eine ordentliche Grant-Gazelle nieder, und wir stießen auf zwei Nashörner. Nachdem ich das Los für die Pirsch gewonnen hatte, war ich auf dreißig Yards herangekrochen, als das größere Tier – aufgeschreckt durch die Vögel, die seinen Rücken verließen und um seinen Kopf flogen – aufstand und sich misstrauisch umsah. Aus Furcht, es könne davonlaufen, und da ich aus meiner Position keinen freien Schuss hinter die Schulter abgeben konnte, zielte ich knapp unter sein Ohr. Das Tier kippte höchst ungraceful um, während sein Gefährte davonstürmte. Ich näherte mich daraufhin vorsichtig; da das Biest jedoch beim Herankommen Anzeichen von zurückkehrendem Leben zeigte, zog ich mich in den Schutz eines etwa zehn Yards entfernten Busches zurück und wartete ab. Nachdem es wie ein Kaninchen mit Hirnschuss mit seinem gewaltigen Kopf auf den Boden geschlagen und den Körper gewunden hatte, sprang es auf und griff wütend den Busch an, unter dem es gelegen hatte. Doch ein zweiter Schuss aus meinem .577-Gewehr brachte es bald für immer zur Ruhe. In der Zwischenzeit war das andere Nashorn, von mir unbemerkt, bis auf achtzig Yards zurückgetrabt. Ich ging hinter ihm her, begann aber auf zu große Distanz zu schießen, da das Tier nach jedem Schuss, anstatt davonzulaufen, eine Reihe kurzer Vorwärtsstöße machte und dabei trotzig den Kopf schüttelte – als ob es jemanden angreifen wollte, sich aber nicht ganz entscheiden konnte, auf wen es losgehen sollte. Nach dem fünften Schuss zog es langsam ab und passierte C. und H. in etwa hundertfünfzig Yards Entfernung, die es mit fünf weiteren Schüssen bombardierten, von denen keiner eine merkliche Wirkung zu haben schien. Die Karawane zog daraufhin weiter, während ich zurückblieb, um die Hörner meines Nashorns abzunehmen, die zwar dick, aber nicht sehr lang waren. Während dieser Arbeit kam ein Steinbock bis auf dreihundert Yards weidend an mich heran und erlaubte mir, ruhig heranzugehen und auf hundert Yards einen exzellenten Schuss abzugeben.

Die glasige Ebene, durch die wir marschierten, wimmelte förmlich von Hunderten von Grant-Gazellen, Gnus, Kuhantilopen und Zebras. Die beiden Letzteren waren eigenartig zahm, beobachteten uns mit müßiger Neugier und machten nie den Versuch, sich wegzubewegen, bevor wir auf fünfzig Yards an sie herangekommen waren; dann stürmten sie mit einem Sprung davon, hielten aber alle vierzig oder fünfzig Yards an, um sich umzudrehen und uns erneut genau anzusehen. Da wir genug Fleisch hatten, machten wir keinen Versuch, eines dieser Tiere zu behelligen.

Unser neues Lager war malerisch inmitten hoher Bäume am äußersten nordöstlichen Punkt des Kilimandscharo-Hangs gelegen. Ganz in der Nähe liegen die Quellen des Tsavo- oder Useri-Flusses, der in südöstlicher Richtung als Nebenfluss des Sabaki fließt. Diese Quellen, von denen es, soweit ich feststellen konnte, zwei gibt, entspringen direkt aus unterirdischen Quellen, obwohl in Verbindung mit ihnen ein trockenes Flussbett

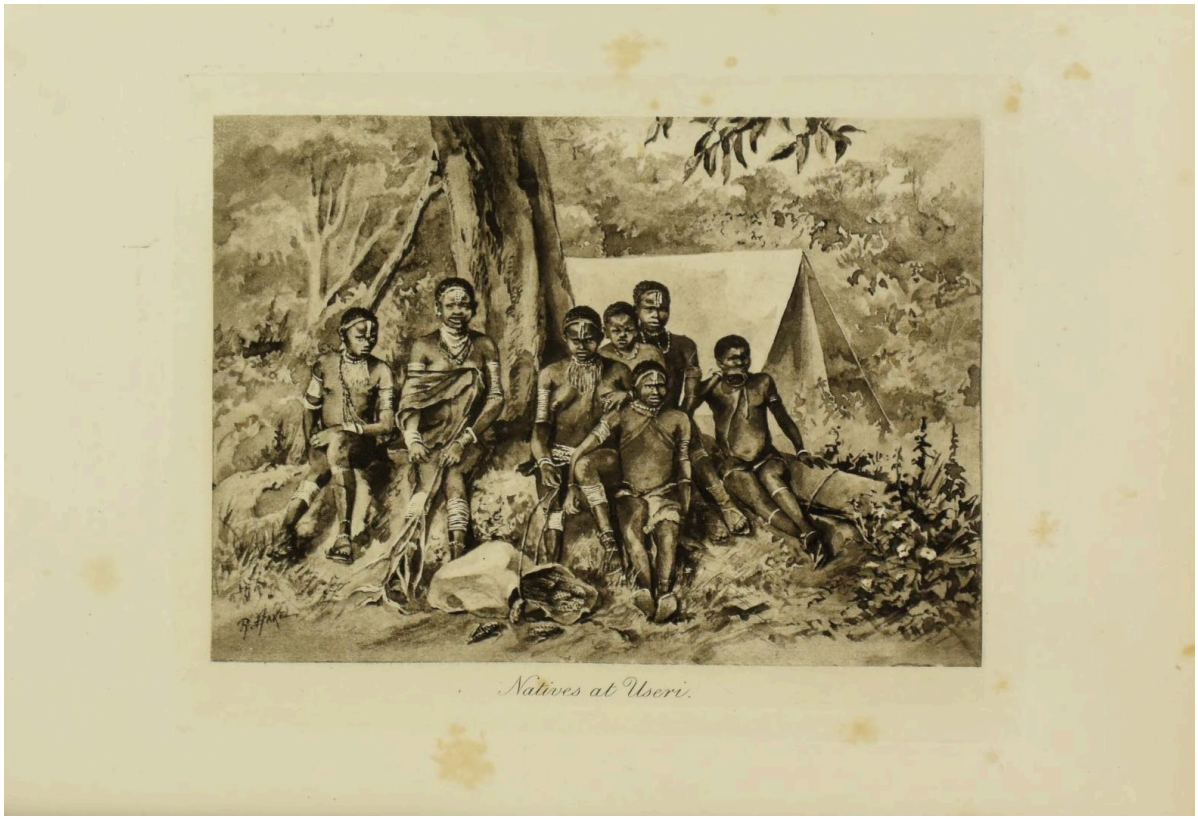
(*Nullah*) in nordwestlicher Richtung verlief, das in der Regenzeit offensichtlich überflutet war, da seine Ufer von prächtigen grünen Bäumen gesäumt wurden. Dies war der nördlichste Punkt, den wir auf unseren Wanderungen erreichten, und hier erhielten wir den ersten guten Blick auf die verschneite Spitze des Kibo, die nördlich des Mawenzi hervorlugte. Ich bedaure, dass wir in dieser Richtung nicht mindestens bis Kimengelia weitergezogen sind, denn in jenem Distrikt hatte B. während einer Expedition, die er ein Jahr später unternahm, ganz exzellentes Weidwerk; aber wir wünschten uns, bald nach Taveta zurückzukehren und einen Ausflug zum Berg Meru zu organisieren. Zudem hieß es, die Masai seien in großer Stärke vertreten und stünden uns direkt im Weg, falls wir weiter nach Norden vorgedrungen wären.

Etwa drei Marschstunden den Berg hinauf lebt der recht mächtige Häuptling der Useri, der mindestens zweitausend Krieger unter seinem Befehl hat. Als Martin mit General Mathews unterwegs war, stattete er ihm einen Besuch ab, um ihn zu bewegen, die Flagge des Sultans zu hissen; er hatte dabei eine recht harte Zeit, da die Suaheli-Händler für Elfenbein und Sklaven – aus Eifersucht und aus Angst, er sei gekommen, um Elfenbein zu kaufen – dem Häuptling einredeten, der Zweck seines Besuchs sei die Ausübung von Magie. Aufgrund dieser Darstellung wurde er zwei Wochen lang streng gefangen gehalten, wobei er während dieser Zeit nichts zu trinken bekam außer Bananenwasser, das aus den Stämmen dieser Pflanze gewonnen wurde. Nachdem er die Blutsbrüderschaft mit dem Häuptling geschlossen hatte, gelang Martin durch eine List die Flucht: Er holte eine Spieldose hervor, schenkte sie dem Häuptling und schlich sich, nachdem er sie aufgezogen hatte, leise den Hügel hinunter, während das Volk völlig in die Beobachtung des wunderbaren Spielzeugs vertieft war.

Bei unserer Ankunft hier waren wir über die Kühle unseres Empfangs durch die Eingeborenen überrascht. Abgesehen von den Besuchen eines oder zweier Useri-Krieger wurden wir anfangs regelrecht boykottiert; aber nach ein oder zwei Tagen erschienen Frauen und Kinder in großer Zahl, beladen mit Bananen und Getreide, das sie bereitwillig gegen Fleisch eintauschen wollten. Wir fanden heraus, dass der Grund für den verzögerten allgemeinen Besuch darin lag, dass einige Zeit zuvor Jumba Kimameta – ein arabischer Elfenbein- und Sklavenhändler, derselbe, den Graf Teleki mit der Organisation seiner Karawane beauftragt hatte – mit einer Karawane von tausend Mann auf seinem Weg zur Küste hier vorbeigekommen war. Nachdem er die Einheimischen eingeladen hatte, Lebensmittel zum Verkauf herabzubringen, hatte er höchst verräterisch alle Männer getötet und die Frauen und Kinder als Sklaven fortgeführt. Der Häuptling erlaubte daher bei unserer Ankunft seinen Kriegern, uns aufzusuchen, falls sie Lust dazu verspürten, und erklärte, sie sollten in der Lage sein, auf sich selbst aufzupassen; er weigerte sich jedoch, Frauen oder Kindern zu erlauben, sie zu begleiten, bis er vollkommen von unseren Absichten überzeugt war. Kein Wunder, dass die armen Geschöpfe uns mit Argwohn betrachteten, nachdem kürzlich ein schändlicher Verrat an ihnen begangen worden war, der laut nach Rache schrie. Aber wir waren froh festzustellen, dass sie nach einigen Tagen jedes Gefühl des Misstrauens völlig überwanden und höchst freundlich wurden; als sie erkannten, dass die Jagd der Zweck unserer Anwesenheit war, boten sie bereitwillig Hilfe an und durchstreiften bald die Ebene in alle Richtungen, um Nashörner und anderes Großwild ausfindig zu machen.

Der gesamte Distrikt war hügelig und in Abständen mit hohen Bäumen bestanden, die weit genug auseinanderstanden, um Tiere leicht ausspähen zu können, während hie und da Flecken von dichtem Busch die Perfektion eines Jagdgebiets in Bezug auf die physischen Merkmale vervollständigten. Ich sah am ersten Tag eine Zeit lang nichts außer Kuhantilopen, mittelmäßigen Grant-Gazellen und einigen Warzenschweinen, die mit aufrechtem Schwanz davonrasten, ohne mir eine Chance zu geben. Aber später erblickte ich ein Nashorn, das offensichtlich aufgrund der Geschwindigkeit, mit der es sich

bewegte, Witterung von uns aufgenommen hatte. Bevor es ganz aus Sicht war, stieß ich auf zwei andere, die mir ein Beispiel dafür gaben, wie viel Blei ein Nashorn, wenn es an der falschen Stelle getroffen wird, vertragen kann. Nachdem ich das bessere der beiden ausgewählt hatte und wegen der Büsche keinen sauberen Schuss abgeben konnte, traf ich es zu weit hinten, was dazu führte, dass es für den Moment umgeworfen wurde. Als es wieder aufstand, gab ich ihm den zweiten Lauf in die Keule, was es dazu veranlasste, sich umzudrehen, und mir Zeit zum Nachladen gab. Ein unglücklicher Zwischenfall ereignete sich, als ich den Abzug zum dritten Mal drückte, da beide Läufe gleichzeitig losgingen, was lediglich dazu führte, dass meine Schulter fast gelähmt war. In der Zwischenzeit rückte das unverwundete Nashorn, das im Kreis gerannt war, auf mich vor. Da ich dachte, es sehe gefährlich aus, gab ich ihm einen Schuss aus einem Lauf meiner Achtkaliber-Büchse, was es auf und davon schickte; mit dem anderen Lauf feuerte ich erneut auf das verwundete Tier. Die Wirkung dieses Schusses war, dass es sich langsam in die offene Ebene bewegte, wo es fortfuhr, herumzuwirbeln und mir die Stirn zu bieten, wann immer ich versuchte, mich ihm zu nähern. Schließlich kam ich durch kurze Vorstöße, wann immer sein Kopf weggedreht war, bis auf vierzig Yards heran und streckte es schließlich mit einem Schuss an eine lebenswichtige Stelle nieder. Bei der Untersuchung stellte ich fest, dass die erste Kugel etwa einen Fuß zu weit hinten getroffen, die zweite seine Hüfte zerschmettert, die dritte seine Schulter gebrochen und die vierte die Lunge durchschlagen hatte.



Während des Zerlegens des Fleisches trafen einige Useri-Eingeborene ein, und einer von ihnen hielt mir eine lange Rede, die der Dolmetscher wie folgt zusammenfasste: „Warum kommt der weiße Mann hierher, wenn er nichts Böses im Schilde führt, ohne den Häuptling zu besuchen?“ Ich antwortete, dass wir den Besuch später nachholen könnten, er aber seinem Volk in der Zwischenzeit sagen solle, sie mögen uns im Lager besuchen und Honig sowie Bananen mitbringen. Auf dem Rückweg traf ich zwei weitere dieser seltsamen Eingeborenen; einer von ihnen feuerte ein Gewehr ab, während der andere, seinen Speer schwingend, mich mit einem improvisierten Kriegstanz bedachte. Dann stürzten beide auf mich zu, schüttelten mir herzlich die Hand und führten mich zu unserem neuen Lager.

Dort bot sich eine höchst lebhafte Szene. Eingeborene, beladen mit Yamswurzeln, Bananen, Getreide und anderen Erzeugnissen, die sie gegen Stoff – jedoch nicht gegen Fleisch – einzutauschen wünschten, fielen besonders durch ihre fast gänzliche Abwesenheit von Kleidung auf. Das vollständige Kostüm der Männer bestand aus einer großzügigen Schicht aus Lehm und Fett sowie einem spärlichen Gürtel aus ungegerbtem Leder, der die unvermeidliche Keule und das Messer hielt. Sie waren meist von mittlerer Statur, flink und mit Speeren von geringer Qualität, länglichen Lederoiden und Kurzschwertern bewaffnet. Unter den Damen bemerkte ich einige, die wohlgeformt gewesen wären, hätten sie nicht die Konturen ihrer Arme durch schwere Windungen aus Eisendraht ruiniert, die ihnen schon in der Kindheit fest um das Fleisch gewickelt worden waren. Ein winziger Unterrock, ein paar Perlen sowie Knöchel- und Armbänder aus Draht vervollständigten ihren Besuchsdress. Die meisten wurden von einigen der wohlgenährtesten Kinder begleitet, die uns bisher begegnet waren. Alle schienen völlig auf das Geschäftliche konzentriert und vergleichsweise frei von Neugier – eine bemerkenswerte Tatsache, da ihr Landstrich bis zu unserer Ankunft erst von drei anderen weißen Männern besucht worden war.

Die gesamten Osthänge, die sich über etwa vierzig Meilen erstrecken, sind, ähnlich wie die südlichen Hänge der Chaga-Region, bis auf eine Höhe von etwa fünftausend Fuß über dem Meeresspiegel bewohnt und weisen ähnliche Bananenplantagen und *Shambas* (Felder) auf; jenseits dieses Punktes beginnt jedoch dichter Busch und Wald. Vor Einbruch der Nacht schickte der Häuptling von Useri ein Geschenk von einer Ziege und zehn Lasten Bananen herab; im Gegenzug versprachen wir, eine Ladung bunt gemusterten Stoffes und unsere Empfehlungen hinaufzusenden. Wir beschlossen, ihm keinen persönlichen Besuch abzustatten, da Martin uns versicherte, dass wir nicht wegkämen, bevor mindestens zehn Ladungen Stoff den Besitzer gewechselt hätten – und Martin war in solchen Dingen kein schlechter Ratgeber. Er erklärte uns auch, dass ein persönlicher Besuch Zeitverlust bedeuten würde, ein weiterer Grund, auf die Formalität zu verzichten, da wir noch mehr darauf bedacht waren, mit unserer Zeit hauszuhalten als mit unserem Tuch.

An diesem Tag, der eine Strecke von fünf Nashörnern und einer Grant-Gazelle ergab, wurde B. Zeuge eines kuriosen Anblicks. Er war auf zwei Nashörner gestoßen und hatte eines schwer verwundet, woraufhin sein Gefährte es mit großer Wut angriff und schließlich umwarf. Das arme Geschöpf blieb liegen, wo es hingefallen war, alle viere von sich gestreckt in der Luft zappelnd, und B. glaubte schon, der Gnadenschuss sei auf eine Weise erfolgt, für die er nicht verantwortlich war. Doch nach einer Reihe heftiger Anstrengungen kam es wieder auf die Beine; die simulierten Todeszuckungen rührten lediglich daher, dass es zwischen zwei kleinen Bäumen festklemmte und verkeilt war.

Am nächsten Jagdtag hatte das Wild eindeutig die Oberhand. Wir brachen paarweise auf, da berichtet wurde, dass die Masai auf dem Weg seien, um *Hongo* (Tribut) zu fordern, und in großer Stärke bei Kimengelia stünden, etwa vier Marschstunden nördlich unseres Lagers. Ich erlegte lediglich eine Grant-Gazelle, die ich von der linken Schulter aus schoss, da meine rechte von der doppelten Entladung des Vortages zu geprellt und schmerzhaft war. B. erbeutete ein Nashorn, aber keiner von uns kam in gute Schussweite zum Wild, da das Gelände durch Gruppen von Eingeborenen, die die zahlreichen Fallgruben kontrollierten und Gras für ihr Vieh schnitten, stark beunruhigt war. Wir sahen Zebras, Kuhantilopen, Warzenschweine, Giraffen und einige mittelmäßige Nashörner, aber alle waren mehr oder weniger in Bewegung.

Während der Nacht hatte ich einen recht heftigen Fieberanfall, den ich mit reichlich heißem Tee und einem frühen Rückzug in ein mit unzähligen Decken bepacktes Bett bekämpfte. Nicht ungewöhnlich fühlte ich mich am nächsten Morgen „matt“ und schwach; ich blieb daher im Lager und vertrieb mir die Zeit damit, die zahlreichen

Eingeborenen zu beobachten, während die anderen auf die Jagd gingen. Martin bot mit geistesgegenwärtiger Schlagfertigkeit einigen Eingeborenen an, das Fleisch von einem Nashornschädel abzulösen, den B. aufzubewahren wünschte. Daraufhin machten sich ein Dutzend von ihnen mit Eifer an die Arbeit und hatten die Knochen in etwa zehn Minuten vollkommen sauber gepickt – eine Leistung, die unsere eigenen Männer mindestens zwei Stunden gekostet hätte.

Gegen 10 Uhr morgens meldeten einige Eingeborene „zwei große Nashörner ganz in der Nähe"; also brach ich in aller Eile auf, nur leicht bekleidet mit einem Pyjama. Doch wie üblich bedeutete „ganz in der Nähe" gute vier Meilen, und mein Ärger darüber, dass ich mich hatte täuschen lassen zu glauben, etwas könne jemals „ganz nah" sein, ließ mich schon fast die Jagd abbrechen. Doch dann erblickte ich sie, wie sie unter einem einsamen Baum in der offenen Ebene standen, begleitet von einem halbwüchsigen Sprössling von der Größe eines großen Ochsen. Sie standen ungünstig, und nachdem ich bis auf hundert Yards herangekommen war, musste ich eine Zeit lang warten, da die beiden Großen eifrig in einen lebhaften Flirt vertieft waren. Schließlich legten sie sich hin, was mir ermöglichte, bis auf dreißig Yards heranzukriechen. In dieser Entfernung erhoben sich alle drei plötzlich und sahen mich an – ein banger Moment, in dem ich einen Angriff oder die Flucht befürchtete, bevor ich einen Schuss abgeben konnte. Eine Minute lang, die mir wie viele vorkam, standen sie reglos da und wandten sich dann fragend einander zu.

Ich nutzte die erste Gelegenheit für einen Schuss auf die Breitseite und streckte die Kuh mit einer Kugel hinter das Ohr nieder. Der Bulle rannte etwa zwanzig Yards und blieb dann stehen, bis ein Schuss aus meinem zweiten Lauf seinen Nacken traf und auch ihn zu Boden streckte. In dem Wunsch, das halbwüchsige Tier zu verschonen, versuchte ich, es zu vertreiben; doch auf zwanzig Yards ging es auf mich los, sodass ich es mit einer Kugel in die Brust stoppen musste. Im Glauben, es sei erledigt, lud ich nach und näherte mich ihm, woraufhin es aufsprang und erneut mit aller Macht angriff. Ich feuerte meinen ersten Lauf ohne Wirkung ab, warf es aber mit dem zweiten um, als es nur noch fünf Yards von mir entfernt war. Es war vielleicht ein Glück, dass dieser Schuss es niederstreckte; denn obwohl ich nach dem Feuern zur Seite sprang, bezweifle ich doch sehr, ob meine Beweglichkeit der seinen ebenbürtig gewesen wäre.

Nun schritt ich zur Untersuchung meiner Beute. Die Kuh erwies sich als prächtiges Tier mit symmetrischen Hörnern von zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Zoll Länge. Auch der Bulle war ein stattliches Exemplar sowie eine anatomische Kuriosität; denn zusätzlich zu den kurzen vorderen und hinteren Hörnern hatte er weiter hinten einen dritten hornigen Auswuchs entwickelt, der deutlich genug ausgeprägt war, um ihn als einzigartiges Beispiel eines *Rhinoceros tricornis* (dreihörniges Nashorn) betrachten zu können.

Rhino shooting, a dutiful child.

Die Einheimischen, die mich zu den Nashörnern geführt hatten, gerieten in einen Streit mit einigen Neuankömmlingen, die durch die Schüsse und die Aussicht auf frisches Fleisch angelockt worden waren. Lautes Geschrei, gezückte Messer und geschwungene Speere drohten in ein unmittelbares Handgemenge auszuarten, das ich nur dadurch im letzten Moment verhindern konnte, dass ich mitten in das Getümmel stürzte. Ich schlichtete die Angelegenheit, indem ich den Führern befahl, ihre Waffen stattdessen gegen das junge Nashorn zu richten. Das stellte sie sofort zufrieden; bald darauf waren sie eifrig damit beschäftigt, sich mit dessen Blut zu beschmieren, wobei sie vor Vergnügen schrien und tanzten, während sie sich die begehrtesten Stücke sicherten – ganz so, wie es sich für wohlerzogene Wilde gehört.

Bei meiner Rückkehr ins Lager stellte ich fest, dass C. zwei Nashörner und ein Kalb erlegt hatte, während H. und B. mit leerer Tasche heimgekehrt waren. Wir beschlossen, unsere Abreise um einen Tag zu verschieben, um mir Zeit zu geben, den Kopf der Kuh zu häuten, den ich im Ganzen entfernt hatte, und um die drei Hörner zu fotografieren, die ich dem toten Bullen abgeschlagen hatte.

Während ich am nächsten Morgen mit dieser Arbeit beschäftigt war, erinnerte mich der Ruf „Zwei weitere Nashörner ganz in der Nähe“ an den gestrigen Vier-Meilen-Marsch; diesmal brach ich jedoch auf eine großzügige Auslegung dieser Phrase vorbereitet auf. Fast eine Stunde lang folgte ich meinen Führern, begleitet von einem johlen Mob aus vierhundert Einheimischen, bis ein Nashorn in Sicht kam, das uns offensichtlich gewittert hatte, da es sich zügig vorwärts bewegte. Wir folgten ihm etwa zwei Meilen weit, bis es unter einem Busch anhielt; doch nachdem ich mich bis auf dreißig Yards angepirscht hatte, stellte ich fest, dass ich nur einen Schuss von vorn abgeben konnte. Experimentell feuerte ich und zielte knapp über das Auge. Das Tier fiel betäubt um, kam aber schnell wieder auf die Beine und suchte mit erstaunlicher Schnelligkeit das Weite. Wir machten uns daraufhin auf die Suche nach seinem Gefährten, der angeblich in einem Dickicht in der Nähe Zuflucht gesucht hatte. Hier versuchte ich, eine Treibjagd zu organisieren, auf deren Geist die Einheimischen insoweit eingingen, als sie auf die umliegenden Bäume kletterten und tapfer brüllten. Dieses Manöver führte dazu, dass ich zuerst einen Blick auf

ein Paar Hörner erhaschte, dann hörte, wie das Tier unter lautem Schnauben durch den Busch brach, und es schließlich über eine kleine Lichtung preschen sah. Hier gelangen mir zwei schnelle Schüsse, die bewirkten, dass es das Dickicht verließ und die offene Ebene aufsuchte. Trotz meines Flehens jagten ihm die Einheimischen heulend hinterher, bis es sich stellte und einen der Kühnsten angriff. Obwohl schwer verkrüppelt, verfolgte es ihn etwa hundert Yards weit und hätte ihn beinahe eingeholt. Dann blieb es schnaufend und schnaubend stehen, anscheinend zu erschöpft, um die Jagd fortzusetzen, was mir ermöglichte, seinem Elend ein Ende zu setzen. Der Vollendung dieser Tat folgten die Versuche von vierhundert Einheimischen, mir die Hand zu schütteln, was ihnen teilweise – und was mich betraf, mehr als zur Genüge – gelang. Darauf folgte eine Art Kriegstanz um den Kadaver, bei dem sich die Akteure gegenseitig gewaltige Schläge mit ihren Keulen versetzten; jedes Geben und Nehmen wurde mit größter Gutmütigkeit und offensichtlichem Vergnügen aufgenommen.

Ich suchte das Weite in Richtung Lager, sobald ich ihnen das Versprechen abgenommen hatte, das Fleisch nachzubringen. Die einzigen zwei Männer, die ich bei mir hatte, ließ ich zurück, um über die Erfüllung dieses Versprechens zu wachen. Doch kaum hatte ich ihnen den Rücken gekehrt, da schälten sie den Kadaver bis auf die Knochen ab und ließen meinen Wächtern nichts als ein Paar Hörner und einen Fuß als Beweis für das morgendliche Weidwerk.

C. erlegte heute nach langer Jagd vier Nashörner, von denen eines neunzehn Schüsse benötigte, während B. und H. überhaupt kein Glück hatten. Ich glaube, das Beste in einem Land voller dieser Kreaturen ist es, still im Lager zu sitzen und zu warten, bis Einheimische kommen und ein Tier als „bestätigt“ melden; besonders wenn, wie in unserem Fall, der Großteil der männlichen Bevölkerung nur zu begierig darauf ist, scharf Ausschau zu halten, in der Hoffnung, mit einem Festmahl belohnt zu werden.

Trotz unseres massiven Abschusses von Nashörnern wurde nie auch nur ein Fitzelchen Fleisch verschwendet; wir machten es uns zur festen Regel, dass kein Tierleben aus bloßer Lust am Sport geopfert werden durfte.

Die Männer, die wir nach Taveta geschickt hatten, um das Stoffgeschenk für den Häuptling von Useri zu holen, kehrten am Nachmittag zurück. Sie waren durch den Angriff einer Nashornkuh mit Kalb leicht aufgehalten worden. Nachdem der Anführer die Kuh mit einem Schuss aus seinem Martini-Gewehr getötet hatte, wurde er vom Kalb angegriffen und fast zu Tode getrampelt, bevor es dem Rest der Gruppe durch wildes Feuern gelang, es – anscheinend unverletzt – zu vertreiben. Während wir in diesem Lager waren, gelang es mir, einige der Frauen und Kinder zu fotografieren, aber die Männer lehnten es einstimmig ab, sich der Prozedur zu unterziehen.

KAPITEL XIV.

Ein Lager am Fluss – Ein guter Jagdtag und eine knappe Flucht – Ein Esel in Not – Rückkehr zum Simba-Camp – Gala-See – Charakteristika des Nashorns.

Am 28. Januar brachen wir unser Lager ab und zogen etwa acht Meilen flussabwärts. Unterwegs hätten wir zahlreiche Zebras und Kuhantilopen schießen können, da die Einheimischen auf beiden Seiten alles, was sie sahen, in unsere Richtung trieben, in der Hoffnung, wir würden ein Abschiedsfestmahl spendieren. Nachdem wir ihre Absicht erkannt hatten, schossen wir eine Kuhantilope und überließen ihnen den Rest nach dem nationalen Prinzip: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Wir wählten einen sehr günstigen Platz für ein Lager nahe einer Flussbiegung, wo hohe, schattige Bäume uns vor einem heftigen Regenguss schützten, der fast zwei Stunden dauerte – was vermutlich der Grund dafür war, dass ich erneut mit einem Fieberrückfall flachlag. Am Abend traf Caceche, der Anführer, ein, nachdem er unser Geschenk ordnungsgemäß beim Häuptling von Useri abgeliefert hatte. Dieser zeigte sich sehr erfreut und bedauerte lediglich, dass wir unsere Reise nicht verlängern und im Kimengelia-Distrikt jagen konnten, wo, wie er behauptete, Büffel und Nashörner jeden Tag seine Männer töteten. Der Häuptling schickte uns als Gegengeschenk einen Ochsen, der jedoch in Einzelteilen eintraf, da das arme Tier zu fett war, um eine längere Strecke zu laufen, und auf halbem Weg zum Lager geschlachtet und zerlegt werden musste.

Alle diese Bergstämme halten ihr Vieh vom Tag der Geburt an in Hütten und lassen es aus Angst vor den Raubzügen der Masai niemals weiden – was erklärt, warum wir auf so große Gruppen von Grasschneidern stießen, die in die Ebene hinabstiegen. Kaum hatten wir unser letztes Lager verlassen, wurde dessen Dornenhecke in Brand gesteckt, damit sie den Masai nicht als Versteck dienen konnte, aus dem heraus sie kleine Trupps auf der Suche nach Futter überfallen könnten.

Die Männer fingen hier Mengen an Fischen von ordentlicher Größe und exzellentem Geschmack. Das Umland war malerisch und gut für verschiedenartiges Wild geeignet; niedrige, hügelige Erhebungen mit gelegentlichen Gürteln gut gewachsener Mimosen, die aus der Ferne wie verkrüppelte Zedern wirkten, und Flächen mit frischem grünen Gras, dem Ergebnis der jüngsten Regenfälle.

Mitten in der Nacht wurde ich von C. geweckt, der seltsame Geräusche in dem an unser Zelt angrenzenden Waschraum hörte. Nachdem ich ein Streichholz entzündet und einen Stock ergriffen hatte, entdeckte ich dort ein Gewehr, eine Tasche, einen Gürtel, eine Matte und ein paar schmutzige Kleidungsstücke. Ich wollte gerade darauf zugreifen, als plötzlich ein Arm unter der Zeltwand auftauchte und ebenso schnell wieder mit dem Gewehr verschwand. Ich stürzte nach draußen, aber der Besitzer des Arms war in der Dunkelheit verschwunden. So kehrte ich zurück und übergab den Rest der Habseligkeiten Martin, der mit ihrer Hilfe den Schuldigen leicht ausfindig machte. Wir hatten nichts dagegen, wenn die Männer bei Regen in unseren Zelten Schutz suchten, sofern sie um Erlaubnis fragten; aber sich ohne Erlaubnis Zutritt zu verschaffen, war ein Vergehen, dessen sie sich bewusst waren. Bei der weiteren Untersuchung des Waschraums wurde ich durch meine Nase zu einem aufgehängten Bündel fast fauligen Fleisches geführt, von dem ich sicher war, dass es meinem gefräßigen Freund Anole gehörte; ich schleuderte es in den Busch – eine ausreichende Strafe und die einzige praktikable, da Anole ein viel zu glänzender Lügner war, um jemals ein Fehlverhalten zuzugeben.

Mein Fieber war vor dem Morgen verschwunden, und der Tag bescherte mir erstklassiges Weidwerk, obwohl ich einen Moment lang eher das Ziel als der Schütze war. Ich hatte ein ordentliches Nashorn erlegt und viele Zebras und Kuhantilopen gesehen, als ich beim Besteigen eines kleinen Hügels eine trockene Ebene überblickte, die durch zwei Herden von Grant-Gazellen und vier Nashörner belebt wurde. Ich hielt mich zuerst an die Gazellen und erlegte nach einiger Mühe einen guten Bock mit Hörnern von dreiundzwanzigeinhalb Zoll Länge. Dann wandte ich meine Aufmerksamkeit einer großen Nashornkuh mit Kalb zu, die das Zentrum einer weiten, flachen und mit jungem Gras bewachsenen Fläche bildeten, die nur durch einen einzelnen, nicht sehr großen Ameisenhügel unterbrochen wurde. Die Pirsch war sehr schwierig und mühsam, aber es gelang mir, bis auf einhundert Yards heranzukriechen, wobei mein Lieblingsgewehrträger Faas mir mit meiner Achtkaliber-Büchse folgte. Plötzlich wurde ich durch eine Explosion betäubt und spürte deutlich den Wind einer großen Kugel, die an meinem Ohr vorbeizischte. Einen Moment lang war ich zu benommen, um genau zu begreifen, was

geschehen war, doch als ich wieder zu Sinnen kam, erkannte ich, wie knapp meine Flucht gewesen war: In neun von zehn Fällen zielt ein einheimischer Gewehrträger, während man auf das Wild zukriecht, direkt auf die Mitte der Wirbelsäule. Ich würde jedem Jäger raten, wie ich es nach diesem Vorfall tat, darauf zu bestehen, dass alle Gewehrträger mit dem Schaft des Gewehrs voran folgen. Als ich mich umdrehte, fand ich meinen Jungen Faas vor, wie er umhertanzte und sich die Haare raufte, in dem Glauben, ich sei tot. Ich packte ihn am Bein und riss ihn zu Boden, denn inzwischen rückten die Nashörner, aufgeschreckt durch den Knall, merkwürdigerweise langsam auf uns vor, anstatt in die entgegengesetzte Richtung zu fliehen. Sie kamen so direkt auf uns zu, dass ich zu glauben begann, sie würden einfach über uns hinweglaufen, ohne mir eine Chance zum Schuss zu geben. Doch das große Tier drehte ab und bot mir auf zwanzig Yards eine schräge Breitseite; mit dem zweiten Lauf meiner .577-Büchse erledigte ich sie, bevor sie eine nennenswerte Strecke zurückgelegt hatte. Ich bedaure hinzufügen zu müssen, dass das halbwüchsige Kalb sich nicht vertreiben ließ, und eingedenk meiner letzten Erfahrung lehnte ich es ab, einen Angriff zu riskieren. Beim Schuss auf das Tier muss ich beide Läufe gespannt haben – etwas, worauf ich peinlich geachtet hatte, es seit dem letzten Mal, als beide gleichzeitig losgingen, nicht mehr zu tun. Wie dem auch sei, derselbe Unfall geschah erneut, glücklicherweise ohne meine Schulter allzu schwer zu verletzen, da sie nun durch einen Schwamm geschützt war, den ich in die Jacke gesteckt hatte. Dies wurde von den Einheimischen natürlich als irgendeine mysteriöse Magie (*mchowi*) angesehen, die dazu diente, mich gerade schießen und hart treffen zu lassen.

Die Abenteuer des Tages waren noch nicht vorbei, denn als ich auf dem Esel, den ich für den Fall von Schwäche nach meinem Fieberschub mitgenommen hatte, nach Hause ritt, stieß ich am Fluss auf eine lange Reihe einheimischer Fallgruben. Zu faul, um diese Fallen weiträumig zu umgehen oder auch nur abzusteigen und den Esel zu führen, versuchte ich, mein Tier zwischen zwei von ihnen hindurchzumanövrieren. Aber ein eigensinniger Esel lässt sich nicht leicht steuern, und genau zwischen zwei Gruben schwenkte er plötzlich auf den scheinbar schönen, glatten Pfad aus, der über einer der Öffnungen lag. Ich sprang gerade noch rechtzeitig ab, um seinen Kopf herumzureißen, aber nicht schnell genug, um zu verhindern, dass seine Hinterbeine durch die Falle brachen. Dann klammerte ich mich wie der „Grimmige Tod“ an den Zügel und einen Steigbügelriemen und schaffte es, ihn oben zu halten, bis meine Gewehrträger eintrafen. Wir zogen ihn dann an den Vorderbeinen heraus, nachdem wir die Zügel unter seinem Schwanz verzurrt hatten – ein glücklicher Ausgang des Unfalls, denn wäre er bis auf den Grund gefallen, hätten wir ihn ausgraben müssen, da diese Gruben acht bis zehn Fuß tief und an der Öffnung kaum drei Fuß breit waren.

Bei meiner Rückkehr ins Lager stellte ich fest, dass C. zwei Grant-Gazellen mit ordentlichen Hörnern erlegt hatte, B. zwei Nashörner und H. drei Nashörner (einschließlich eines Kalbes) sowie die erste Oryx-Antilope (*Oryx beisa*). Dies ist eine wunderschöne Antilope, etwas größer als ein Rothirsch, von rötlich-brauner Farbe, mit sehr hübsch schwarz-weiß gezeichneten Beinen und Kopf, einem langen, am Ende buschigen Schwanz und geraden, schlanken Hörnern, die nach hinten geneigt und von der Basis an zu zwei Dritteln geringelt sind. Es war kein besonders guter Bulle, da die Hörner nur zweiundzwanzig bzw. vierundzwanzig Zoll lang waren; später erlegten wir einige mit Hörnern von über dreißig Zoll Länge. Die der Kuh sind in der Form ähnlich, aber schlanker; es ist eine Eigenart der gesamten Spießbock-Spezies, dass ein Horn im Allgemeinen länger ist als das andere. Alles in allem stellten acht Nashörner, drei Grant-Gazellen und eine Oryx-Antilope kein schlechtes Tagesergebnis dar, und nachdem wir das Fleisch zerlegt und nach Taveta geschickt hatten, setzten wir uns zu einem der besten Rindfleischgerichte, die wir je gegessen hatten. Ich glaube nicht, dass in manchen der besten Londoner Clubs so oft gemurrt würde, wenn die Mitglieder stets ein Entrecôte

bekämen, das dem des Useri-Ochsen ebenbürtig wäre – ungeachtet der Tatsache, dass unser gesunder Appetit etwas mit unserer besonderen Zustimmung zu tun hatte.

Wir hatten hier noch einen weiteren Jagdtag vor der Rückkehr nach Taveta. Unsere Strecke bestand aus einem Nashorn, einer Grant-Gazelle und einer Kuhantilope, geschossen von B., einer Streifenhyäne und einer Impala, geschossen von C., der auch eine Elenantilope sah, einem Warzenschwein und einer Grant-Gazelle von H., während vier Nashörner auf mein Konto gingen.

Am nächsten Tag brachen wir zu unserem alten Simba-Lager auf, wobei jeder einen anderen Pfad nahm, wir aber fast gleichzeitig eintrafen, nachdem wir einen monotonen Landstrich durchquert hatten, der zwischen kargem Fels und dichtem Grasdschungel geteilt war. Wir erreichten unser Ziel alle mit leeren Händen, obwohl ich zwei Nashörner in kurzer Distanz passierte; aber wir hatten keinen Fleischmangel und ich verspürte keinen Drang, mehr dieser Tiere zu zerstören, es sei denn zu einem nützlichen Zweck.

C. verpasste eine gute Chance auf einen Büffelbullen, da der Träger seiner Achtkaliber-Büchse zurückgeblieben war – genau in dem Moment, als seine unmittelbare Anwesenheit an vorderster Front erforderlich gewesen wäre. Wir stießen alle nacheinander auf eine lange Schlange von etwa vierhundert Einheimischen, als wir nur noch wenige Meilen vom Simba-Lager entfernt waren; kurioserweise entschied sich jeder von uns, seine Tapferkeit von der besten Seite zu zeigen, indem er diskret im hohen Gras hockte und sie vorbeiziehen ließ, ohne das geringste Zeichen von Interesse zu zeigen. Hätten wir der einheimischen Neugier auf Kosten einer nationalen sprichwörtlichen Philosophie nachgegeben, hätten wir wohl lediglich Grüße mit einer Gruppe von Wa-rhombu ausgetauscht, die vom Grasschneiden zurückkehrten; sie pflegten in großen Gruppen auszuziehen, damit sie nicht auf Leute aus Useri stießen, mit denen sie auf feindlichem Fuß standen.

Nach einer Nacht Rast im Simba-Lager brachen wir wieder nach Taveta auf, wobei C. und ich einen kleinen Umweg machten, indem wir die unteren Hänge des Kilimandscharo erklommen, was uns den Besuch des seltsamen unterirdischen Sees Chala ermöglichte. Kaum hatten wir die niedrigen Hügel erklommen, die sein Ostufer umschließen, wurden wir mit einer glorreichen Aussicht belohnt. Mindestens tausend Fuß unter uns schmiegte sich der liebliche kleine See, von annähernd dreieckiger Form und an seinem breitesten Durchmesser etwa eineinhalb bis zwei Meilen weit, vollständig eingebettet in Hügel und Klippen – ein Becken, in dem sich der große Masai-Berggott stets die Hände waschen konnte. Von unserer Position aus erschienen seine Ufer unzugänglich, aber die Einheimischen behaupteten, ein Abstieg sei an ein oder zwei Stellen machbar. Unterhalb der felsigen Klippen scheinen wunderschön bewaldete Hänge in verschiedensten Schattierungen abrupt aus dem tiefen Blau des Sees aufzusteigen, dessen Oberfläche von keinem einzigen Kräuseln gestört wurde. Fische sollten reichlich vorhanden sein, und Jackson erzählte mir, er habe einmal ein Krokodil gesichtet; wie es dorthin gekommen sei, da es keinen offensichtlichen Abfluss gibt, konnte er sich nicht erklären. Wir wanderten zur Südseite herum, und ich machte mehrere Fotos des Sees von verschiedenen Punkten aus; aber zu meinem großen Bedauern sind die meisten schlecht geworden, besonders eines, auf dem ich den alten Kibo mit seinem weißen Haupt über einer Wolkenmasse mit aufgenommen hatte.

Nachdem wir den Chala-See verlassen hatten, folgte ein heißer Marsch von etwa vier Meilen, bevor wir die willkommenen Ausläufer des Taveta-Waldes erreichten. Hier rasteten wir unter einem prächtigen Baum von etwa zweihundert Fuß Höhe und zweiunddreißig Fuß Umfang; nach einer kurzen Ruhepause wanden wir uns langsam durch den Wald, bis wir unser Hauptquartier erreichten.

Alles in allem denke ich, wir hatten allen Grund, mit dem Ergebnis unseres vierzehntägigen Jagdausflugs zufrieden zu sein. Dreiundvierzig Nashörner, dazu Gnus, Kuhantilopen, Grant-Gazellen, Impalas, Steinböcke, Oryx-Antilopen, Streifen- und Fleckenhyänen, Warzenschweine und Schabrackenschakale – insgesamt fünfundsiebzig Stück Wild.

Alle Nashörner, die wir töteten, gehörten zur schwarzen Spezies mit Greiflippen (*Rhinoceros bicornis*). Sie pflegen nachts im Busch zu fressen und suchen gegen 10 Uhr morgens die offenen Ebenen auf, wobei sie sich einen Platz wählen – gewöhnlich eine Lehmkuhle im Schatten eines einsamen Busches –, um dort während der Tageshitze zu schlafen. Gegen 17 Uhr wachen sie auf und ziehen langsam zum Busch; daher sind die einfachsten Zeiten, sie auszuspähen, zwischen 9:30 und 11 Uhr sowie von 16 bis 18 Uhr; zu diesen Stunden findet man sie entweder stillstehend und dumm umherstarrend oder gemächlich über die Ebene wandernd. Ich empfand sie als die stumpfsinnigsten aller wilden Bestien, denen ich begegnete, frei von natürlicher Bösartigkeit und keineswegs gefährlich für einen Jäger, der einen kühlen Kopf bewahren kann. Ihrem Angriff ist leicht auszuweichen, selbst auf kürzeste Distanz, denn obwohl sie mit großem Tempo auf einen zukommen mögen, sind sie unfähig, schnell zu wenden. Ich glaube, die meisten Geschichten über bösartige Angriffe auf Karawanen sind von den Einheimischen und Trägern stark übertrieben, die nach meiner Erfahrung schon vor dem kleinsten Nashorn erschrecken; und die Mehrheit jener anschaulich beschriebenen bösartigen Angriffe ist, davon bin ich überzeugt, der Dummheit und nicht der Bösartigkeit des Tieres zuzuschreiben. Meilenlange Karawanen, die durch Singen und Schreien einen großen Lärm machen, passieren oft dicht ein schlafendes Nashorn. Das Tier, plötzlich durch den Aufruhr geweckt und mit sehr schlechten Sehorganen ausgestattet, stürmt in einem ziellosen, kopflosen Galopp davon; dies führt ihn wahrscheinlich durch die Reihe der Träger, die er in verschiedene Richtungen versprengt; aber nachdem er diese Tat vollbracht hat, zeigt er keine Neigung zum erneuten Angriff, sofern er nicht behelligt wird. Mehr als einmal habe ich ein Nashorn passiert und gesehen, wie es aus bloßer Neugier gegen den Wind hinter mir herstürmte, die Gewehrträger nach rechts und links verscheuchte und dann, beim Näherkommen, abdrehte und so hart es nur konnte aus dem Sichtfeld galoppierte – für mich ein klarer Beweis für das Fehlen jeder bösartigen Absicht. Andererseits habe ich mit mehreren Männern von beträchtlicher Erfahrung in der Nashornjagd gesprochen, die mir versichern, sie hätten dieselbe Nashornart höchst bösartig angreifen und auch zum Angriff zurückkehren sehen. Ein Freund führte ein persönliches, unangenehmes Abenteuer an, bei dem er fast eine halbe Stunde lang von einem Nashorn gejagt wurde und nur knapp entkam. Der Schluss, zu dem ich daher komme, ist, dass sie zu bestimmten Zeiten, wie viele andere Wildtiere – einschließlich unserer schottischen Rothirsche –, in jenem Zustand der „Brunst" oder Erregung sind, der sie für die Zeit bösartig und rachsüchtig macht, während ihr Normalzustand das genaue Gegenteil ist.

Die meisten Männer betranken sich bei unserer Rückkehr nach Taveta königlich und machten die Nacht durch das Geheul zum Schlagen ihrer Trommeln grässlich; aber wir wussten, dass dies eine unumstößliche Regel war, wann immer sie ins Hauptquartier zurückkehrten – eine Freiheit, bei der jede Einmischung unsererseits unklug gewesen wäre.

KAPITEL XV.

Taveta – Angriff auf eine Suaheli-Karawane – Der Verlust einer Ehefrau – Ankunft des Bischofs von Mombasa – Häusliche Sorgen – Aufbruch zum Berg Meru – Überfluss an Großwild – B.s knappe Flucht – Kahe-Wald – Die Wa-kahe – Meuternde Träger –

Knappe Rationen – Der Meru-Ausflug wegen der Masai abgebrochen – Ein lächerlicher Masai-Schrecken – Die Sogonoi-Berge.

Als wir unsere Männer am Morgen nach der Rückkehr nach Taveta antreten ließen, um ihre Gewehre ins Magazin zu bringen, bat die Hälfte von ihnen darum, an die Küste zurückkehren zu dürfen, da sie erklärten, die Arbeit sei zu hart. Sie hatten sicherlich eine harte Zeit hinter sich, da wir fast jeden Tag jeweils fünfzehn Männer anforderten, um das Fleisch der Tiere heimzuschaffen, die wir erlegt hatten.

Der Suaheli-Träger ist ein exzellenter, hart arbeitender Bursche auf einem Marsch und wird seine Last Tag für Tag über jede Distanz ohne Murren tragen; aber sobald eine Reise vorbei ist und man sich in einem Lager niedergelassen hat – egal wie lange –, erwartet er, nichts weiter zu tun zu haben, als eine *Boma* (Umzäunung) zu errichten und, falls das Wetter feucht ist, seine eigene Grashütte zu bauen. Ist dies erledigt, ist er nur darauf eingestellt, als „Gentleman at large" müßigzugehen und zu essen, zu schlafen, zu tanzen und zu singen. Da ein solches Programm für unsere Anforderungen völlig ungeeignet war (denn wir wollten keine sehr weiten Strecken zurücklegen), erklärten wir ihnen, dass sie für uns im Lager arbeiten müssten. Als Kompromiss einigten wir uns darauf, dass sie, wann immer wir uns in unserem Hauptquartier in Taveta aufhielten, die Arbeit für den Tag um Mittag einstellen sollten – eine Regelung, die es uns ermöglichen würde, bei Bedarf gute sechs Stunden Arbeit aus ihnen herauszuholen. Diese Vereinbarung – wobei die Sonntage als ganze Feiertage hinzukamen – war fair genug, und sie waren zufrieden.

Wir stellten fest, dass wir eine Woche in Taveta bleiben müssten, bevor wir in Richtung Berg Meru aufbrechen konnten, da weitere Vorräte gesammelt und unsere Handelsperlen in Schnüre gefasst werden mussten. Lebensmittel schienen aus irgendeinem Grund ein sehr knappes Gut geworden zu sein, oder aber die Wa-taveta versuchten eine Erpressung, da sie nun doppelte Preise für Ladungen Getreide und Bananen verlangten. Wir brachten ihren Markt ziemlich durcheinander, indem wir fünfzig Mann nach Ughono schickten, um dort Lebensmittel zu kaufen; nach drei Tagen Abwesenheit kamen sie mit dreiunddreißig Ladungen zurück, zum Missvergnügen der Wa-taveta, die sofort zu ihren alten Preisen zurückkehrten. Unsere Männer brachten auch zwei Hennen mit – ein großer Luxus und eine Seltenheit in diesen Gegenden. Sie berichteten, dass eine vierzig Mann starke Suaheli-Karawane nahe dem Jipe-See von Masai angegriffen worden sei, die mehrere Männer getötet und alle ihre Waren gestohlen hatten.

Die überraschten Suaheli ergriffen natürlich die Flucht und suchten bei den Ughono Zuflucht. Martin und Caeeche waren jedoch der Meinung, dass der ursprüngliche Angriff von einigen Wa-ughono verübt worden war, die sich als Masai verkleidet hatten; denn Caeeche war eine große Menge an neuem Stoff bei ihnen aufgefallen. Als er vorschlug, die Flüchtlinge mit nach Taveta zu nehmen, sagte man ihm, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Dies ließ ihn vermuten, dass sie mehr oder weniger als Gefangene gehalten wurden. Martin hielt dies für sehr wahrscheinlich, da vor einiger Zeit viele Frauen und Kinder der Ughono von einer großen Suaheli-Karawane entführt und in die Sklaverei verschleppt worden waren, weshalb eine Form der Vergeltung natürlich zu erwarten war.

Während unseres Aufenthalts in Taveta regnete es häufig, und unser heller kleiner Fluss Lumi verfärbte sich schmutzig rot, während allerlei Unrat an unserem Lager vorbeigeschwemmt wurde, darunter auch der verweste Körper eines Eingeborenen. Zwei unserer Träger erkrankten zu dieser Zeit an den Pocken und mussten natürlich isoliert werden. Einer von ihnen starb schließlich, der andere erholte sich. Zu meinem Bedauern stellte ich bei unserer Rückkehr fest, dass der arme Belail, der bei unserer ersten Ankunft

so schwer und rätselhaft erkrankt war und den ich zu behandeln versucht hatte, während unserer Abwesenheit verstorben war.

Wir fingen mehrere Hyänen und ein oder zwei Zibetkatzen in der Nähe unserer Hütte und in einigen der *Shambas* der Eingeborenen. Ein Wa-taveta kam eines Morgens zu uns und erzählte, ohne das geringste Anzeichen von Kummer, seine Frau sei in der Nacht von einer Hyäne verschleppt worden, und bat um die Leihgabe einer unserer Fallen. Es ist außergewöhnlich, wie wenig Wert diese Menschen selbst auf das Leben naher Verwandter zu legen scheinen; aber vielleicht war der Verlust in diesem Fall eine glückliche Erlösung für den Ehemann. Ich glaube nicht, dass eine Hyäne kühn genug gewesen wäre, einen Eingeborenen wegzuschleppen; der Räuber war höchstwahrscheinlich ein Leopard, da einige dieser kühnen Plünderer in der Gegend waren. Später fingen wir einen in einer Falle – ein ungewöhnlich gewagtes und lästiges Tier, das die nächtliche Gewohnheit hatte, in den Trockenhof zu springen, und bereits eine unserer Ziegen sowie mehrere Hühner geraubt hatte.

Der Bischof von Mombasa kam nach Taveta und verbrachte auf seinem Weg zu Mandara einen Tag bei uns. Er hatte die Reise in elf Tagen zurückgelegt, einschließlich eines zweitägigen Halts in Ndara. Das war ein ungemein zügiges Tempo, aber die Lasten seiner Träger waren kurioserweise sehr leicht: Zwei Mann trugen sein Bettzeug an einer Stange, wobei die gesamte Last weniger wog, als ein guter Träger allein zu tragen bereit ist. Natürlich wusste der Bischof, der aus Indien kam, nichts über diese Angelegenheiten, und die Missionsleute haben ihn zweifellos hintergangen; aber ich vermute, der Fehler lag ursprünglich bei anderen Missionaren, die – wie ich bereits erwähnt habe – ihren Anhängern nicht erlaubten, ein Gewicht von mehr als fünfzig Pfund zu tragen. Ich schätze, es macht einen Unterschied, ob man das Geld wohltätiger alter Damen ausgibt oder sein eigenes. Der Bischof war voller Pläne und schlug vor, eine richtige Straße von Rabai nach Ndara anzulegen und eine Kamelstation einzurichten; dies würde die Handelsmöglichkeiten erheblich verbessern, da die Straße um mindestens dreißig Meilen verkürzt werden könnte.

Die anderen gingen an den meisten Tagen zur Jagd, während wir in Taveta waren, aber ich ließ es ruhig angehen und kümmerte mich um meine Trophäen und Felle, von denen ich allmählich eine stattliche Sammlung besaß. Zur Strecke der anderen gehörten ein Kleiner Kudu, ein Nashorn, eine Impala, ein Buschbock und eine neue Antilope, deren Namen keiner von uns kannte; sie war etwas größer und kräftiger gebaut als ein Steinböckchen, von rötlich-brauner Farbe und mit kurzen, geringelten Hörnern von etwa fünf Zoll Länge.*

Ein Jagdausflug in die Wildnis Ostafrikas vermag einen Mann von vielleicht allen häuslichen Sorgen zu befreien – bis auf eine: den persönlichen Diener. Ob dieser Diener nun ein „Er“ oder eine „Sie“, „schwarz“ oder „weiß“ ist, schon der Name ist gleichbedeutend mit Ärger. Mein Mann Anole erwies sich als völlig unfähig, meine Sachen rechtzeitig zu packen, sodass ich eine zusätzliche Hilfe namens Preston einstellen musste. Anole war von erregbarem Naturell und folglich zeitweise sehr aktiv. Preston war sanftmütig und milde und folglich immer langsam. Ich dachte, sie würden sich gegenseitig ergänzen und ich könnte aus zwei schlechten Dienern die Wirkung eines einzigen guten erzielen, wurde jedoch bitter enttäuscht. In Taveta betrank sich Preston idiotisch und stritt sich mit allen Küchenjungen; während Anole (der wohl mitmachen wollte) Krach mit unserem indischen Hauptdiener John bekam, weil dieser ihn nicht in der Küche schlafen lassen wollte, und mich inständig um Erlaubnis bat, „ihm den Bart zu zausen und ihn ordentlich zu verprügeln“.

Obwohl unsere einheimischen Träger uns nie mit Respektlosigkeit oder Vertraulichkeit begegneten, bezogen sie sich auf uns stets auf eine sehr persönliche Weise. B. war der „Große Herr“ (*Mbwana Kubwa*), C. der „Kleine Herr“ (*Mbwana Mdogo*), H. der „Dicke“ (*Nene*), und ich war aus einem nur ihnen bekannten Grund der „Masher“ (*Mulladadi*), was wörtlich übersetzt bedeutet: „Einer, der sich herausputzt, um den Damen zu gefallen.“ Die letzte Taufe war eine höchst unbegründete Verleumdung, wahrscheinlich angeregt durch mein Tragen einer hellen Schärpe und eines Terai-Hutes; aber es schien C. ein solches Vergnügen zu bereiten, als er es entdeckte, dass ich meinen Paten die Namensgebung bereitwillig verzieh.

Einige Eingeborene aus Kahe, einem benachbarten bewohnten Wald, und ein Mann aus Kiboso statteten uns einen Besuch ab. Letzterer hatte von seinem Häuptling Sina den Befehl erhalten, „nicht ohne uns nach Hause zurückzukehren, da er begierig darauf sei, die Bekanntschaft der weißen Männer zu machen“. Die Wa-kiboso sind ein mächtiger Chaga-Stamm, der sich rühmt – und ich glaube, auch tatsächlich darüber verfügt –, über zweitausend Krieger zu haben, die die Südhänge des Kilimandscharo etwa fünfzig bis sechzig Meilen westlich von Taveta bewohnen; sie sind Nachbarn von Mandara, mit dem sie in tödlicher Feindschaft liegen. Sie hatten erst vor kurzem Frieden mit den Wa-taveta geschlossen und waren eher scheu, sie zu besuchen. Sie regelten dies sicher, indem sie unterwegs ein oder zwei Männer aus Kahe aufgabelten (da die Wa-kahe gemeinsame Freunde waren), diese baten, die Dienste einiger Wa-taveta in Anspruch zu nehmen, die gerade in Kahe zu Besuch waren, und dann gemeinsam nach Taveta weiterzogen.

Am 8. Februar traf die Post ein, nachdem sie sich um fast fünf Tage verzögert hatte. Da zu diesem Zeitpunkt alle Perlen fertig aufgereiht waren, beschlossen wir, am nächsten Tag zu unserer zweiten Expedition aufzubrechen. Diese Perlen waren notwendigerweise von allen Formen, Größen und Farben, denn zwischen einigen der Handelsperlen besteht ein größerer Wertunterschied als zwischen Gold und Silber; eine Schnur einer Sorte ist in bestimmten Distrikten vierzigmal so viel wert wie die einer anderen Variante.

Der erste Marstag war nicht sehr lang, und wir legten nur neun Meilen zurück, da wir fast zwei Stunden brauchten, um aus dem Taveta-Wald herauszukommen – verursacht durch die Verzögerung beim Überqueren von sechs Bächen, deren Ufer in einigen Fällen sehr steil waren. Schließlich traten wir an der Südwest-Ecke des Waldes ins Freie, nicht weit vom Fuß der Pare- oder Ughono-Berge; der Kilimandscharo lag rechts vor uns. Der Pfad unmittelbar vor uns führte durch eine hübsche Gegend mit offenem Dschungel, durchsetzt mit Dum-Palmen, Zwergpalmen und wilden Dattelpalmen sowie anderen Bäumen und Büschen mit vielfältigem Laub – eine angenehme Abwechslung zum Wald, den wir in den vorangegangenen acht Tagen durchquert hatten. Wir schlugen unser Nachtlager unter gigantischen Bäumen auf, die den Ausläufer eines Waldstücks bildeten, das zwar klein an Fläche, aber prächtig in seiner Kraft und Üppigkeit war – ein typisches Exemplar jener furchtbaren Vegetation, wie sie von Stanley so anschaulich beschrieben und nach einhundertsechzig Tagen während seines außergewöhnlichen Marsches zur Rettung von Emin Pascha entschlossen bezwungen wurde. Wir hofften, Exemplare der wunderschönen schwarz-weißen Colobus-Affen zu erhalten, die hier zahlreich vorkommen, wurden jedoch enttäuscht. Vielleicht war das auch gut so, denn es besteht ein erhebliches Risiko beim Erlegen dieser Kreaturen, die nach Ansicht der Wa-kahe die Schatten ihrer verstorbenen Vorfahren sind. Wir stießen auf frische Elefantenfährten und stellten fest, dass diese Tiere zahlreiche Pfade durch das dichte Unterholz geschlagen hatten, wobei sie kleine Bäume entwurzelten und in alle Richtungen abgebrochene Äste verstreuten.

Während eines Abendspaziergangs auf der Suche nach Wild trat ich auf eine offene Ebene hinaus und versuchte, einige Strauße anzupirschen, die halb im Dschungel

verborgen waren. Das Ergebnis war, dass ich einen von ihnen mit einem Schuss aus meiner .450-Express-Büchse auf eine Entfernung von vierhundert Yards verwundete. Er rannte mit den anderen in voller Geschwindigkeit davon, bis er das Tempo nicht mehr halten konnte, eine eigene Fährte einschlug und bald der Wirkung der Kugel erlag, die mitten durch seinen Körper gegangen war. Ich fand ihn am nächsten Tag tot auf; er erwies sich als prächtiger Hahn in exzellentem Gefieder. Obwohl die Federn nicht den Wert seiner Cousins vom Kap erreichten, war ich nicht weniger stolz auf meine Trophäe. Wir hatten bei den Straußen nie viel Erfolg und erlegten während der gesamten Zeit nur fünf, obwohl wir es mit Pirschen und Treiben versuchten. Sie erwiesen sich selbst für den geduldigsten Jäger als ebenbürtig und waren fast immer klug genug, die sicherste Richtung zu wählen, wenn wir versuchten, sie zu treiben.

Der Strauß ist aus der Ferne ein bemerkenswerter und keineswegs unanmutiger Vogel, aber eine Analyse seiner Architektur wird selbst das unkünstlerischste Auge enttäuschen. Ein kurzer Schnabel, breit, gelb und schmutzig, enthüllt beim Öffnen einen großen, zungenlosen Schlund; runde Höhlungen auf beiden Seiten des Kopfes hinter den Augen dienen als Ohren. Die Parodie eines Schwanzes wird durch ein Paar embryonaler Flügel ergänzt, und ein vergleichsweise kleiner Kopf wird von einem fast nackten Hals von sonderbarer Länge getragen, der an der Brust in einer Art Kissen endet, das ebenso nützlich wie unansehnlich ist. Die embryonalen Flügel sind hauptsächlich mit schwarzen Federn bedeckt, die kurz und mit weißen Spitzen versehen sind; letztere wiederum sind lang. Zudem sind sie mit Afterkrallen ausgestattet, und jedes der übermäßig langen und schlanken Beine endet in einem Paar langer Zehen und einer kurzen Ferse.

Am nächsten Tag zogen wir etwa neun oder zehn Meilen weiter westlich, bis wir die Ufer des Flusses erreichten, auf den wir bereits bei unserem Besuch bei Mandara gestoßen waren. Hier schlugen wir etwa sieben Meilen weiter flussaufwärts ein Lager auf, an einem Punkt, an dem der Fluss seinen Lauf abrupt von Süden nach Osten ändert und in dieser Richtung bis zum Fuß der Pare-Berge weiterfließt.

Wir gingen alle parallel zum Pfad auf die Jagd. Ich hatte Pech, obwohl ich an diesem Tag mehr Wild sichtete als jemals zuvor an einem einzigen Tag: Giraffen, Elenantilopen, Kuhantilopen, Zebras, Nashörner, Buschböcke, Büffel, Grant-Gazellen und Strauße. Doch das Gelände war ungünstig zum Pirschen und das gesamte Wild sehr scheu. Ich kam nur zu einem weiten Schuss auf einen Büffelbullen, erbeutete ihn jedoch nicht; die Strecke der anderen bestand lediglich aus einem Wasserbock, einer Impala und einem Nashorn. Wir hielten in diesem Lager zwei Tage lang an, da Martin wegen eines verletzten Fußes flachlag. Wir waren die meiste Zeit auf der Jagd, jedoch mit mäßigem Erfolg, da das Wild so scheu war. Ich war besonders vom Pech verfolgt: Ich verwundete einen sehr stattlichen Büffelbullen aus einer Herde, die wir am frühen Morgen auf dem Weg in den Busch sahen, konnte ihn aber nicht zur Strecke bringen; außerdem verlor ich ein Zebra und eine Elenantilope. Um mein Unglück zu vollenden, schoss ich auf ein stattliches Warzenschwein und fehlte glatt.

B. hatte im dichten Busch eine knappe Flucht, als er sich seinen Weg über einen schmalen Wildpfad bahnte, der von hohen Dornenbüschen gesäumt war. Plötzlich durch das Krachen von Ästen aufgeschreckt, blickte er auf und sah ein Nashorn, das aus nur wenigen Yards Entfernung direkt auf ihn zustürmte. Er hatte gerade noch Zeit, sein Gewehr hochzureißen und einen Schnellschuss abzugeben, der glücklicherweise genau über dem Auge des Tieres traf und es wie ein Kaninchen umwarf – ein höchst glücklicher Ausgang, da er dem Tier nicht hätte ausweichen können.

C. sicherte sich einen sehr guten Straußenhahn und ein Warzenschwein. Mit unserem Zugnetz fingen wir eine große Menge Fische, die von wenigen Unzen bis zu drei oder vier

Pfund wogen, und schossen einige Frankoline für den Kochtopf.

Mehrere Wa-kahe besuchten uns und brachten eine gewisse Menge Bananen, Getreide und Honig zum Tausch gegen Fleisch mit, über das sie sich zu unserem heftigen Ekel sofort mit Messern und Zähnen hermachten und es roh verschlangen. Diese Leute ähneln in ihrer Erscheinung stark den Wa-taveta, sind jedoch weniger zivilisiert und meist mit Bögen und Giftpfeilen bewaffnet.

Als wir dieses eher glücklose Lager verließen, zogen wir etwa sechs Meilen weiter, bis wir die Ausläufer des Waldes von Kahe erreichten. Unser Vorankommen wurde durch einen Fluss lange verzögert, dessen steile Ufer wir abgraben mussten, um den Eseln die Überquerung zu ermöglichen. Kurz nach unserer Ankunft besuchten viele Einheimische das Lager, alle gierig nach Fleisch und unwillig, etwas gegen Stoff oder Perlen zu verkaufen; folglich saßen wir, was die Verpflegung anging, auf dem Trockenen, da Martin in der Annahme, wir könnten die Karawane leicht mit Fleisch versorgen, keine Vorräte mitgebracht hatte. H. und ich brachen daher unter einheimischer Führung auf, um nach Wild zu jagen, das als zahlreich gemeldet worden war; aber mein Pech blieb mir treu, und ich bekam kein einziges Stück vor das Rohr. H. war erfolgreicher und erlegte drei Kuhantilopen, was uns für einen weiteren Tag über Wasser hielt. Der umgebende Boden zeichnete sich durch häufige Stellen aus, die wie eine eher dürftige Entschuldigung für Salz wirkten, von den Wa-kahe jedoch so hoch geschätzt werden, dass es einen Kriegsgrund darstellt, sollten Fremde versuchen, es zu sammeln.

Die Frauen sind hässlicher als ihre Konkurrentinnen aus Taveta, und am hässlichsten sind jene, die ihre Gesichter mit einem aus Fett und Mehl hergestellten *Poudre de riz* schmücken, das in Streifen aufgetragen wird und ihnen ein wenig das Aussehen von Clowns verleiht. Wir sandten den Ältesten von Kahe unsere Empfehlungen in Form eines Gewehrs und eines Stücks Stoff, obwohl die Frage des *Hongo* (Tributs) nicht zur Debatte stand, da sie und Martin Blutsbrüder waren.

Am folgenden Tag durchquerten wir den Wald, der mehrere Meilen lang ist und wie Taveta eine große zentrale Lichtung besitzt, die mit Mais und anderem Getreide, Bohnen, Tabak usw. bebaut ist. An einer Stelle stießen wir auf einen großen Kriegsrat von mehreren hundert Kahe-Kriegern, die im Begriff waren, Mandara anzugreifen, der ihre Honigkästen gestohlen hatte, von denen sie eine große Anzahl an den Bäumen am Waldrand aufgehängt haben. Sie betrachteten uns mit einer ruhigen Gleichgültigkeit, was sehr gelegen kam, und wir verziehen ihnen den Mangel an Höflichkeit, uns ohne jeglichen Gruß passieren zu lassen. Mandara ist ihr Todfeind; er hatte vor Kurzem zwölf ihrer Männer gefangen genommen und sie auf barbarische Weise behandelt.

- Dies wurde seither als eine Art Duckantilope (*Duiker*) identifiziert.

Die Wa-kahe sind nicht gerade für große Heldentaten bekannt; man darf sie eher als Taktiker denn als Krieger betrachten. Ihr Hauptziel ist es, einen ahnungslosen Feind in der Morgendämmerung erfolgreich zu überraschen, durch einen plötzlichen Überfall ein schweres Gemetzel unter den schlafenden Gegnern anzurichten und so viel Vieh wie möglich zu erbeuten. Das geringste Anzeichen dafür, dass der Feind wach ist, reicht aus, um einen hastigen Rückzug einzuleiten – begleitet von allem theatralischen Pomp und den Umständen des Krieges, was zweifellos eine große Erleichterung gegenüber ihren enttäuschten Erwartungen darstellt. Ich habe später erfahren, und es überrascht mich nicht, dass dieses Volk schwächlicher Soldaten von Mandara vom Antlitz Afrikas getilgt wurde; und obwohl ich Mandara seinen Erfolg missgönne, glaube ich nicht, jemals einem Stamm begegnet zu sein, der das Sprichwort „Heute hier, morgen fort" besser illustriert hätte als die Wa-kahe.

Unser Lager war in einer lieblichen, grünen und grasbewachsenen Lichtung aufgeschlagen, einem Ort, der vollkommenen Frieden und Wohlwollen gegenüber allen Menschen suggerierte. Wir vertrödelten den Nachmittag in müder Zufriedenheit, bis die Stille durch ein fernes Summen wütender Stimmen gebrochen wurde. Zwanzig unserer Gefolgsleute hatten gemeutert und offen erklärt, sie wollten sofort an die Küste zurückkehren. Arkadien bedeutete für sie, reichlich zu essen und zu trinken, und in den letzten drei Tagen hatten sie fast gehungert. Es gelang uns, sie zu beruhigen, und wir schickten die Kiboso-Männer, die wie Kletten an uns hingen, los, um im Namen Sinas einen Ochsen von den Wa-kahe zu fordern. Ich glaube, diese Kiboso-Leute wagten es nicht, ohne uns zu ihrem Häuptling zurückzukehren; nach allem, was man hörte, war Sina ein ziemlicher Despot, denn noch vor Kurzem hatte er viele seiner Untertanen hinrichten lassen, weil sie Staatsgeheimnisse an die Wa-kahe verraten hatten. Er hatte unlängst eine Art Postverbindung zwischen Kiboso und Kahe eingerichtet, was es ihm vermutlich ermöglichte, ein nützliches System der Spionage darin zu integrieren.

Am Abend hörten wir in Mandaras Richtung heftiges Gewehrfeuer, von dem man uns sagte, es sei das Ergebnis eines Angriffs der Wa-kiboso. Mandara dürfte eine unruhige Zeit bevorstehen, da die Wa-kahe sich darauf vorbereiteten, ihn in der Nacht oder am frühen Morgen zu überraschen.

In dieser Zeit knapper Rationen lebte Anole natürlich in verhältnismäßigem Luxus. Irgendwie schaffte er es immer, genug Bananen für sich selbst zu erbetteln, zu leihen oder zu stehlen. An diesem ereignisreichen Tag überredete er einen Mann aus Kahe, ihm eine zusätzliche Ration auf „Pump" zu geben, gegen das Versprechen eines ordentlichen Stücks Fleisch vom ersten Tier, das ich erlegen würde. Ich fürchte, dieser vertrauensselige Kahe machte ein schlechtes Geschäft, da es mir gelang, absolut nichts zu schießen.

Am folgenden Tag hatten wir einen sehr mühsamen Marsch durch Buschwerk und langes, grobes Gras, da es keinen regelmäßigen Pfad gab. Obwohl wir etwa fünfzehn Meilen im Zickzack zurücklegten, glaube ich nicht, dass wir Luftlinie mehr als acht Meilen vorankamen. Wir hielten an einem kleinen Bach, der parallel zum Berg verlief, aber etwas weiter unten seinen Lauf nach Südwesten ändert und in den Weri-weri-Fluss mündet. Der umliegende Busch war dicht, aber stark von Elefantenpfaden durchzogen, die während der Regenzeit entstanden waren. C. hatte das Glück, einen sehr großen Giraffenbullen zu erlegen, während ich einige Perlhühner und Sandflughühner schoss; so konnten wir uns einmal richtig satt essen. Hier mussten wir ein oder zwei Tage bleiben und die Ankunft der zwanzig Männer abwarten, die wir nach Kiboso geschickt hatten, um Proviant für einige Tage zu holen. Obwohl das Wild stellenweise recht zahlreich war, war der Busch so dicht, dass wir nicht viel ausrichten konnten. Ich schoss drei Impalas und sah zwei Gruppen von Büffeln sowie einige Wasserböcke. Ein einsamer alter Büffel sprang auf und blieb mir gegenüberstehen, wobei sein Kopf für einen Moment gerade aus einem Busch ragte; da ein Kopfschuss jedoch recht unsicher ist, wartete ich darauf, dass er sich drehte – eine Bewegung, die er mit solcher Schnelligkeit ausführte, dass er völlig verschwand, bevor ich feuern konnte. Die Höhe unseres Lagers betrug 2800 Fuß, und der nahe gelegene Fluss versorgte uns mit reichlich Fisch, was unserem Proviantamt sehr half, da die Träger Fisch liebten, besonders wenn er geräuchert und einige Tage aufbewahrt worden war.

Die Männer kehrten am späten Nachmittag des zweiten Tages aus Kiboso zurück und brachten Getreide, Bananen, einen Ochsen und eine Ziege von Sina mit. Dieser ließ zudem ausrichten, dass er uns sofort zweihundert Krieger als Lastträger oder Eskorte zur Verfügung stellen würde, falls wir dies wünschten. Ich muss sagen, er verhielt sich uns gegenüber in jeder Hinsicht wie ein „Pfundskerl", und das, ohne *Hongo* (Tribut) zu verlangen; das einzige Geschenk, das wir ihm bisher geschickt hatten, war ein Offizierssäbel und ein paar Kleinigkeiten ohne besonderen Wert. Er war natürlich höchst eifersüchtig auf Mandara, und da er wusste, dass wir diesen besucht hatten, war er nur zu begierig darauf, seinen Rivalen auszustechen und uns zu sich zu holen. Mandara wiederum war ebenso bestrebt zu verhindern, dass wir in Sinas Nähe kamen. Diese Rivalität erwies sich als unser Vorteil, da jeder Häuptling versuchte, den anderen darin zu übertreffen, uns behilflich zu sein. Gleichzeitig stimmte ich mit B. überein, dass unsere Freundschaft mit beiden Seiten ein wenig so war, als würde man mit den Hunden jagen und mit den Hasen laufen – was uns früher oder später wohl Ärger einbringen würde. Sinas Leute, die bei uns waren, versuchten mit allen Mitteln, uns dazu zu bewegen, den Berg hinaufzusteigen und ihren Häuptling sofort zu besuchen, wobei sie uns als Anreiz Aussichten auf massenweise Elefanten, Kudus und anderes Wild ausmalten. Wir glaubten ihnen jedoch nur halb und hielten es für besser, zuerst den Busch und die Ebenen zu erkunden, denen wir uns nun näherten.

Nachdem wir das Lager abgebrochen hatten, setzten wir unseren Marsch direkt nach Westen durch dichten Busch fort, was nach einigen Tagen sehr eintönig wird, bis wir den Weri-weri erreichten und nahe der breitesten Flussbiegung lagerten, die uns bisher begegnet war. In der Nähe unseres Lagers gab es einen großen Tümpel voller Fische, und H. behauptete, einen von gut zwanzig Pfund Gewicht gesehen zu haben. Die benachbarten hohen Bäume waren von einer Kolonie Marabus besetzt, und ich schoss ein Exemplar wegen seines prächtigen Schwanzes aus grünschwarzen Federn, die über

anderen liegen, die schneeweiß und so weich wie Eiderdaunen sind. H. erlegte am Abend einen prachtvollen Büffelbullen mit einer Spannweite zwischen den Hornbiegungen von einundvierzig Zoll, wobei der Abstand zwischen den Spitzen nur zehn Zoll weniger betrug. Er berichtete, dass er nach zwei Meilen Marsch Richtung Westen und der Überquerung des Kikavo – eines weiteren Baches, der weiter unten in den Weri-weri fließt – auf offeneres Gelände gestoßen sei und vier riesige Büffelherden gesehen habe.

Leider wurde unser Ausflug zum Berg Meru gewissermaßen im Keim erstickt, da einige Einheimische berichteten, dass die Masai aufgrund der außergewöhnlichen Trockenheit der Jahreszeit in großer Zahl bis auf einen kurzen Marsch an unser Kikavo-Lager herangekommen seien, um frisches Weideland für ihr Vieh zu suchen. Als Martin dies hörte, riet er uns davon ab, weiter nach Westen zu gehen; er sagte, dass wir mit nur hundert Mann nicht stark genug seien, um den Masai in nennenswerter Stärke entgegenzutreten, und dass wir selbst im Erfolgsfalle eine Menge Scherereien mit ihnen hätten. Dies war eine große Enttäuschung für uns alle, da Martin uns, als wir sicher im Wald von Taveta verstaut waren, versichert hatte, wir seien stark genug für alles und könnten bis zum Berg Meru hinauf jagen. Doch die Vorstellungen der Leute pflegen sich etwas zu ändern, wenn im Falle einer Niederlage kein Zufluchtsort in der Nähe ist. Es war umso reizvoller, da wir anscheinend gerade in gutes Wildgebiet kamen, und ich persönlich war dafür weiterzugehen, in der Annahme, dass wir im schlimmsten Fall, sollten sich die Masai als feindselig erweisen, immer noch weglaufen könnten. Wir diskutierten den Punkt im Rat aus, und ich wurde überstimmt mit dem Argument, dass die Masai wahrscheinlich viel schneller laufen könnten als jeder von uns; und vielleicht war es im Großen und Ganzen nur vernünftig und klug, sich von Martins Ratschlägen leiten zu lassen.

Wir hatten einen Jagdtag von unserem Weri-weri-Lager aus, aber es kam zu einer Unterbrechung in Form einer Masai-Schreckensmeldung. B. und H. waren nach Westen gegangen, um H.s Büffel zu fotografieren, der die Nacht über draußen geblieben war. Auf halbem Weg entdeckten sie eine Truppe von etwa vierhundert Einheimischen, die direkt auf unser Lager zumarschierten. Da sie wussten, dass die Masai (oh, dieses Schreckgespenst „Masai“! Wir hatten es allmählich satt, den Namen zu hören) in der Nähe gemeldet worden waren, schlossen ihre Gewehrträger natürlich darauf, dass dies ein Kontingent sei, das entsandt wurde, um *Hongo* zu fordern, und drängten auf eine sofortige Rückkehr, um alle notwendigen Vorbereitungen für deren Empfang im Lager zu treffen.

Ich war derweil in dieselbe Richtung aufgebrochen, jedoch etwas weiter links von ihnen, und als ich einen kleinen Hügel bestieg, traf ich diese imposante Truppe von Angesicht zu Angesicht, während sie auf der anderen Seite heraufkamen. Es gab keine Zeit, ihnen auszuweichen; also setzte ich eine mutige Miene auf, obwohl ich unsicher war, ob sie feindselig gesinnt waren oder nicht. Ich ließ meine Männer halten und signalisierte den Fremden, dasselbe zu tun. Dann ging ich ihnen die Hälfte des Weges entgegen, um ihren Anführer zu treffen, und war einigermaßen erleichtert festzustellen, dass es sich lediglich um den Anführer einer großen Karawane von Mandaras Leuten handelte, die vom Salzammeln aus dem Land der W'Arusha zurückkehrten – einem großen Stamm degenerierter Masai. Nachdem wir uns die Hände geschüttelt hatten und ich sie beauftragt hatte, Mandara meine Grüße zu übermitteln, trennten wir uns mit gegenseitigen Bekundungen des Wohlwollens, und ich setzte meine Suche nach Wild fort, allerdings mit dem Ergebnis, nur einige Zebras, Kuhantilopen und Wasserböcke zu sehen.

Bei meiner Rückkehr ins Lager fand ich dieses in einem geschäftigen und aufgeregten Zustand vor. Auf jedem Ameisenhügel waren Wachposten aufgestellt, und Martin hatte zusätzliche Munition sowie Rationen für drei Tage an alle Männer ausgegeben; jeder erwartete einen fast unmittelbaren Angriff der Masai. Einige der feigen Träger hatten

bereits begonnen, sich davonzustehlen, um sich im Busch zu verstecken. Der allgemeine Spannungszustand löste sich in einem lauten Lachen der Erleichterung auf, als ich ihnen erzählte, wie ich den Anführer des vermeintlichen Feindes interviewt hatte und wer er in Wirklichkeit war.

C. hatte, während er dem Kikavo-Fluss folgte, einen Büffel verwundet, ihn aber noch vor dem Masai-Schrecken im Busch verloren. Das vorübergehende Missgeschick wurde einige Tage später durch die Entdeckung des Kadavers und das Erlegen eines Löwen, der daran gefressen hatte, voll entschädigt.

Am 20. Februar brachen wir das Lager ab und folgten dem schlangenförmigen Lauf des Kikavo-Flusses, der aufgrund der steilen und felsigen Klippen an seinen Ufern nur in seltenen Abständen überquert werden kann. Am Ende eines sechs Meilen langen Marsches schlugen wir unsere Zelte am rechten Ufer inmitten einer dichten Gruppe hoher Bäume auf, nahe einem alten Lager der W'Andarobbu, welche die einheimischen Jäger dieser Gegend sind. Diese Baumgruppe, die unser Lager wirksam verbarg und gleichzeitig eine hervorragende Landmarke für dessen Standort bildete, war eine Waldoase in einer umgebenden Gras- und Buschwildnis von beträchtlichem Ausmaß. Hier hatten einige von uns eine sehr gute Zeit mit dem Großwild, besonders mit Büffeln, während das Fieber zumindest eine ebenso gute Zeit mit den anderen hatte, mich eingeschlossen. Die Lage unseres Lagers und die Nähe des Flusses, dazu die geringere Höhe und der häufige Regen, sprachen alle für das Wild und gegen den Jäger; aber diejenigen, die arbeiten konnten, waren erfolgreich.

Unsere gegenwärtige Position lag nur eine kurze Entfernung vom Fuß der Sogonoi-Berge entfernt, einer isolierten Gruppe etwa siebzig Meilen südwestlich von Taveta und etwa dreißig Meilen südlich des Kilimandscharo. Hier hatten wir einen weiteren meuternden Ausbruch unter unseren schwierigen Trägern; sie kamen geschlossen und verlangten volle Rationen an einheimischem Getreide statt der Rationen aus halb Fleisch und halb Getreide, die wir in letzter Zeit ausgegeben hatten. Um sie für ihre besondere Laune in Bezug auf die Nahrung arbeiten zu lassen, organisierten wir einen Arbeitstrupp, der alle paar Tage nach Kiboso marschieren sollte, um genau das zu holen, was sie verlangten. Diese Entscheidung hielt sie ständig in Trab – zu ihrem Missvergnügen und zu unserer Zufriedenheit.

Zu jener Zeit waren wir sehr wütend auf sie und erwarteten, dass sie bald wieder nach Fleisch schreien würden; denn sie sind wie jene gierigen Kinder, die niemals mit dem zufrieden sind, was sie bekommen. Doch zu unserer Überraschung und Enttäuschung erneuerten sie ihre Bitte um Fleisch für eine beträchtliche Zeit nicht. Etwa einen Monat später entdeckten wir, dass der Urheber des ganzen Ärgers kein anderer als jener schreckliche alte Fuchs Caceche war, unser Anführer. Er allein hatte die anderen zur Rebellion angestiftet; und obwohl wir uns über sein Ziel nie ganz sicher waren, hatten eine Angst vor den Masai, kombiniert mit einer angeborenen Freude am Unruhestiften, zweifellos viel damit zu tun.

KAPITEL XVI.

Mein erster Büffel – Der erste Löwe von C. – Alligatoren – Von Büffeln umringt – Der Buschbock – Die W'Arusha – Paviane und Gnus – Mein erster Löwe – Ein Büffel und ein Nashorn mit einem Doppelschuss erlegt – B. wird von einem Büffel angegriffen – W'Arusha-Diebe – Besuch bei Sina.

Ich hatte einen erstklassigen Jagdtag von diesem Lager aus, da ich am frühen Morgen eine sehr ordentliche Impala sowie drei Warzenschweine sicherte – eine große Sau, einen Keiler und ein halbwüchsiges Frischlingsschwein, von dem ich dachte, es sei gut für den Topf. Später, nachdem ich einige prächtige, steil aufsteigende Sandflughühner und mehrere Frankoline zur Strecke gebracht hatte, beendete ich das Vormittags-Waidwerk noch vor Mittag mit zwei Büffeln. Gerade als ich daran dachte, ins Lager zurückzukehren, erblickte ich dieses letzte, höchst attraktive Wild unter einer dichten Mimose stehen. Zuerst sah ich nur einen, den ich durch ein trockenes Flussbett bis auf zwanzig Yards an seinen Unterstand heran anpirschte – jedoch mit dem enttäuschenden Ergebnis, dass er aus dem Blickfeld verschwunden war. Ich verließ daraufhin das Flussbett, schlich mich Fuß für Fuß heran und hielt fünfzehn Yards vor der Mimose inne, bis nach einem Moment der Spannung und Aufregung eines der Tiere heraustürmte und wild über die Ebene vor mir galoppierte. In einer Entfernung von etwa zwanzig Yards gab ich ihm beide Läufe der Achtkaliber-Büchse; der erste ließ ihn wanken, der zweite brachte ihn auf die Nase zu Boden. Er erholte sich jedoch schnell und war zu meinem großen Erstaunen und Entsetzen bald außer Sicht. Ich wollte gerade seine Fährte aufnehmen, als ich durch einen glücklichen Blick zur Mimose einen weiteren Büffel genau an der Stelle stehen sah, an der ich den ersten bemerkt hatte, den ich gerade verwundet hatte. Ich stürzte also zurück, riss meinem Gewehrträger, der bereits nachgeladen hatte, die Achtkaliber-Büchse aus der Hand und kam gerade noch rechtzeitig, um zwei Schüsse abzugeben, als das Tier hinter seinem Gefährten herstürmte. Er stürzte sofort schwer behindert um; und während er mich mit hoch erhobenem Kopf anstarrte, gab ich ihm mit meiner .577-Büchse den Fangschuss in den Nacken.

Bevor ich viel weiter gegangen war, erspähte ich mein erstes Opfer, das am Boden lag. Als ich mich jedoch bis auf fünfzig Yards näherte, erhob es sich langsam und sah mich, mir zugewandt, äußerst bösartig an. Ich bezweifle allerdings, ob das arme Tier noch genügend Kraft für einen Angriff hatte, obwohl ich einen vorsichtigen Bogen schlug, bis ich einen günstigen Schusswinkel hatte, der seinem Dasein ein sofortiges Ende setzte. Beide Beutetiere erwiesen sich als stattliche Bullen, aber leider waren die Hörner des einen so stark abgenutzt, dass der Kopf als Trophäe wertlos war. Der andere war ein prachtvolles Exemplar; die Hörner maßen sechsunddreißig Zoll an der Innenseite der breitesten Biegung, wobei das Maß von Spitze zu Spitze aufgrund ihrer schönen Einwärtskrümmung nur einundzwanzig Zoll betrug, während das Stirnschild bemerkenswert tief und massiv war. Dies waren die ersten Büffel, die ich erlegte, und ich war von ihren edlen Proportionen tief beeindruckt.

Die Büffel hier haben ein Stockmaß von etwa sechzehn Handbreit (ca. 1,60 m) und sind etwa anderthalbmal so schwer wie ein gewöhnlicher englischer Ochse. Die älteren Bullen sind fast haarlos (während die jüngeren ein glattes, glänzendes Kleid aus schwarzem Haar tragen), und ihre Hörner sind auffallend massiv, wobei die Stirnschilde fast zusammenstoßen und in der Tiefe zwischen zwölf und fünfzehn Zoll variieren. Bei den jungen Bullen fehlt dieser Stirnschild; die Mitte der Stirn ist lediglich mit dicker Haut und Haar bedeckt. Die Hörner sind geriffelt und rauh, außer an den Enden, die glatt und poliert sind und sich nach innen biegen. Es ist das Vorhandensein des massiven Stirnschilds, der den Großteil des Schädels schützt, was einen Kopfschuss für den Jäger so riskant macht; dieser sollte im Falle eines Angriffs, sofern er mit einem schweren Gewehr bewaffnet ist, am besten auf die Brust feuern. Diesen Schuss hielt ich nach meiner späteren Erfahrung für den tödlichsten.

Büffel sind, wie alle anderen Wildtiere, von Natur aus sehr scheu und unangriffig; aber einmal angegriffen und verletzt, werden sie zu den gefährlichsten und bösartigsten Tieren, denen ich je begegnet bin. Ihre Gewohnheiten sind das genaue Gegenteil von denen des Nashorns, da sie tagsüber im dichten Busch liegen und nur in der Kühle des Morgens und

Abends die offenen Ebenen zum Fressen aufsuchen. Im Busch sind sie fast sicher vor dem geschicktesten Jäger, da sie ihn unweigerlich zuerst sehen oder hören, Alarm schlagen und sich meilenweit einen Weg durch das dichte Dickicht bahnen. Der Blick auf ein Horn oder einen aufgerichteten Schwanz und eine Staubwolke ist meist der Lohn für die bestgeführte Pirsch auf Büffel im Busch. Wenn sie im Offenen verwundet werden, suchen sie sofort das dichteste Dickicht in der Nähe auf, drehen sich um und lauern mit gesenktem Kopf auf den Feind, bereit zum Angriff, sobald dieser in Sicht kommt. Das Ziel eines Angriffs ist der Versuch, den Gegner erst so hoch wie möglich in die Luft zu schleudern und dann auf ihm zu knien und ihn zu zerstampfen. Ich bin froh sagen zu können, dass wir auf unserer Expedition keine Unfälle mit Büffeln hatten, obwohl wir viele knappe Situationen erlebten. B. war bei einer späteren Reise in dasselbe Land weniger glücklich; mehrere seiner Gewehrträger wurden von diesen rachsüchtigen Tieren getötet. Er selbst hatte eine Flucht, die geradezu bemerkenswert war.

Als ein verwundeter Büffel auf ihn zustürmte, sprang B. zur Seite, und das Horn des Tieres streifte gerade noch seine Schulter, wobei es ihm das Gewehr aus der Hand schlug. Bevor er Zeit hatte, seine Waffe wiederzuerlangen, kehrte das wütende Tier zum Angriff zurück und jagte ihn immer wieder um einen kleinen Busch herum. Schließlich, gerade als B. völlig erschöpft war, streckte einer seiner Gewehrträger unvorsichtigerweise den Kopf über das hohe Gras, in dem er ganz in der Nähe gehockt hatte. Daraufhin ließ der Büffel von B. ab, stürzte sich auf den unglücklichen Mann und ließ seinen vollen Zorn an ihm aus, wobei er ihn auf der Stelle tötete. Dies war in der Tat eine glückliche Ablenkung zu Gunsten von B., der sofort zum Lager zurückeilte, um ein anderes Gewehr zu holen, mit dem er bald den Tod seines unglücklichen Gewehrträgers rächte.

Bei meiner Rückkehr ins Lager hielt mich ein Rückfall des Fiebers zwei Tage lang auf dem Rücken fest, während die anderen ein Nashorn, mehrere Impalas, Warzenschweine und Wasserböcke schossen, die sehr zahlreich waren, sowie einen stattlichen Löwen. Dieser letzte Preis fiel C.s Gewehr nach einer höchst aufregenden Jagd zu. Er stieß in der Nähe des Kadavers des verlorenen Büffels darauf, den er einige Tage zuvor verwundet hatte. Mit dem ersten Schuss brach er ihm die Schulter und folgte ihm vorsichtig in den dichtesten Teil eines Buschgürtels am Flussufer, wo er Zuflucht gesucht hatte. Da ein weiteres Vordringen unklug und kaum praktikabel war, ließ er einen seiner Gewehrträger auf einen Baum klettern, um die Lage zu erkunden; nach wenigen Minuten gab der Beobachter Signale, dass der Löwe ganz nah sei.

Da C. von seiner jetzigen Position aus im Dschungeldickicht nichts erkennen konnte, beschloss er, die Lage zu verbessern, indem er den nächsten Baum „hinaufkletterte“. Kaum hatte er einen bequemen Ast erreicht, blickte er auf sein Opfer hinunter, das nur fünfzehn Schritte von der Stelle entfernt kauerte, die er gerade verlassen hatte, und den Schwanz auf jene unheilvolle Weise bewegte, die stets einem entschlossenen Angriff vorausgeht. Nach zwei Stunden Warten und Herumstochern gelang ihm ein erfolgreicher Schuss, als das Tier eine offene Stelle überquerte. Bald darauf war er damit beschäftigt, ein Fell zu vermessen, das sich von der Nasenspitze bis zur Schwanzspitze als zehn Fuß und elf Zoll lang erwies. C. hatte großes Glück mit Löwensichtungen, da er an jedem der nächsten vier Tage einen oder mehrere sah; leider kam er nur bei zweien zum Schuss, wobei er einen verwundete, der schließlich entkam. Das war sehr schade, da es ein ungewöhnlich prächtiges Exemplar mit einer herrlichen Mähne war.

Wir schossen einige Alligatoren an den Flussufern, zwischen zwölf und vierzehn Fuß lang; aber den meisten gelang es, ins tiefe Wasser zu krabbeln oder zu rollen, egal wie hart sie getroffen waren, es sei denn, die Wirbelsäule war durchtrennt. B. hatte Glück mit den Büffeln, da er vier oder fünf mit sehr ordentlichen Köpfen erlegte.

Sobald ich mich von meinem Anfall erholt hatte, entschloss ich mich, das dichte Buschwerk am linken Flussufer zu untersuchen, und fand den Ort buchstäblich von Büffeln wimmelnd vor. Ich scheuchte sie alle paar hundert Yards wie Kaninchen auf, jedoch ohne die Chance auf einen Schuss zu bekommen. Einmal befand ich mich mitten in einer großen Herde, was zu beiderseitigem Missbehagen führte. Die Tiere rasten in alle Richtungen davon; ich hörte sie vor mir, hinter mir, rechts und links, sah aber nie auch nur einen einzigen Kopf oder Schwanz. Ein Stück weiter stürmten zwei in ihrer wilden Karriere mitten durch meine Gruppe von Gewehrträgern, die keine zehn Yards von mir entfernt waren, sodass ich nicht schießen konnte, ohne sie zu gefährden. Unnötig zu sagen, dass sie ihre Gewehre abfeuerten und dabei in alle Himmelsrichtungen zielten – einschließlich derer, an denen ich und die Büffel uns befanden. Wir entkamen jedoch alle, wie ich glaube, ohne die geringste Verletzung.

Einige von Sinas Männern trafen ein, während wir hier waren, mit einem Geschenk ihres Häuptlings. Zehn von ihnen waren zu dem Höflichkeitsbesuch aufgebrochen, so der Bericht der drei, die ihn persönlich abstatteten; die Entschuldigung für die fehlenden sieben war, dass sie von einem Nashorn angegriffen worden seien. Die Realität des Angriffs bezweifle ich, aber dass die ursprüngliche Abteilung von zehn Gesandten durch den bloßen Anblick eines so gefürchteten Tieres stark dezimiert worden war, glaube ich sofort.

Ich sicherte mir in der Nähe dieses Lagers einen stattlichen Buschbock, obwohl ich nach dem Tempo, mit dem er nach meinem Schuss davonstürmte, glaubte, gefehlt zu haben. Die Kugel hatte jedoch Herz und Lunge zertrümmert, und dennoch rannte das arme Geschöpf quer über das offene Gelände in den etwa zweihundert Yards entfernten Busch, erklomm einen kleinen Ameisenhügel und brach beim Erreichen des Gipfels zusammen. Der Buschbock ist eine hübsche kleine Antilope, etwa doppelt so schwer wie ein Reh, von dunkelgrauer, rötlich angehauchter Farbe mit schwachen weißen Streifen an den Flanken und am Hals; die Hörner, etwa zwölf Zoll lang, wachsen eng zusammen und sind leicht gedreht.

Wir erlegten einige Nilgänse – Vögel mit wunderschönem Gefieder, aber sehr zähem Fleisch – und einige schwarze Ibisse. Ich fing auch ein paar Fische zwischen einem und zwei Pfund sowie einen Wels (*Silurus*) von fünf Pfund. Ich hatte einen sehr schweren Fisch am Haken, drillte ihn aber nicht lange genug; kaum hatte ich ihn an die Oberfläche gebracht, brach der Haken. Ich erhaschte gerade noch einen Blick auf ihn, als er davonschwamm, und bin fast sicher, dass es ein gigantischer Aal war. Ich wünschte, ich hätte ihn gelandet, denn ich glaube, falls es sich um einen Aal gehandelt hätte, wäre es eine neue Entdeckung gewesen; denn nach meinen Erkundigungen scheinen Aale in afrikanischen Flüssen selten oder gar nicht gefunden worden zu sein.

Am letzten Tag unseres Aufenthalts hier schoss ich einen weiteren sehr stattlichen Büffelbullen, und zwar auf recht glückliche Weise. Ich war eine weite Strecke gelaufen, ohne etwas anderes als Impalas und Wasserböcke zu sehen, obwohl ich von einem felsigen Rücken aus eine prächtige Ebene überblicken konnte, auf der es von Zebras, Kuhantilopen, Büffeln, Straußen und Impalas nur so wimmelte, und in der Ferne eine große Herde Elenantilopen. Da sie jedoch nicht in meinem Revier lagen, konnte ich mir nur den Appetit auf Sport holen und ging zum Fluss hinunter, um etwas zu trinken. Während ich Wasser schöpfte, sprang am gegenüberliegenden Ufer, etwa siebzig Yards entfernt, ein prächtiger Büffelbulle auf. Da ich nur die .450-Express-Büchse in der Hand hatte, schoss ich auf seinen Nacken, als er gerade davonstürmte. Ob die Kugel traf, weiß ich nicht; aber nachdem er in einigen dichten Büschen unter den Bäumen herumgepoltert war, kehrte er um und passierte mich breitseits. Mit zwei Schüssen aus der Achtkaliber-Büchse brach ich ihm die Schulter und schickte eine Kugel durch die Lunge; aber das war

nicht genug, denn er stürzte das Ufer hinunter und begann, den Fluss direkt auf uns zu zu überqueren. Ich gab ihm daraufhin einen weiteren Schuss, der ihn im Wasser zusammenbrechen ließ, wo er nach langem Brüllen verendete. Er hatte einen sehr schönen, massiven Kopf, achtunddreißig Zoll an der breitesten Stelle.

Am 28. Februar schickten wir zwanzig Männer nach Taveta, um die Post und frische Vorräte zu holen, die dringend benötigt wurden. Dann zogen wir etwa sechs Meilen flussabwärts in noch offeneres Gelände und lagerten am linken Ufer, da das Gelände am rechten hügelig und stark zerklüftet war. Die Arusha-wa-cini lebten, wie man uns sagte, etwa zwölf Meilen weiter flussabwärts, wo die Masai vor Kurzem mit 10.000 Stück Vieh eingetroffen waren. Die W'Arusha teilen sich in die Wa-cini (jene, die in den unteren Ebenen leben) und die Wa-juu (jene, die weiter oben nahe dem Berg Meru leben); beide sind ein überaus diebisches Völkchen, dem in keiner Weise zu trauen ist.

Wir hatten um diese Zeit das Unglück, einen unserer Esel zu verlieren; die Männer sagten, es sei durch den Stich einer Tsetsefliege geschehen. Falls diese gefürchtete Fliege jedoch in der Nähe war, konnte sie nicht in großer Zahl vorkommen, da es uns nicht gelang, auch nur ein einziges Exemplar zu fangen. Alle möglichen anderen Insekten waren in schmerzhafter Fülle vorhanden, und eine Art, die unserer gemeinen Hausfliege glich, biss ungemein scharf.

Da sich mit Ausnahme meiner Wenigkeit unsere gesamte Gruppe am Nachmittag unserer Ankunft im neuen Lager unpässlich fühlte, ging ich abends allein aus. Ich sah einige entfernte Büffel, die mich jedoch sofort witterten und rasch im nächsten Busch verschwanden. Ich stieß auch auf eine Kolonie großer Paviane in der Nähe des Flusses und setzte mich still hin, um ihre Bewegungen zu beobachten. Es war recht amüsant zu sehen, wie sie mich anpirschten: Wie menschliche Wesen krochen sie jedes Mal etwa fünfzehn Yards näher heran, um dann innezuhalten und ihre Köpfe höchst vorsichtig zu heben, um zu sehen, ob ich noch da sei. Ich blieb bewegungslos, bis ein sehr großer Kerl, der etwa vier Fuß hoch war, auf zwanzig Yards herangekommen war; dann winkte ich leise mit einem Arm. Daraufhin suchte die ganze Truppe mit lautem Kreischen und Bellen das Weite.

Wir blieben vier Tage in unserem neuen Lager und hatten erstklassigen Sport; wir sicherten uns mehrere Büffel, Wasserböcke, Impalas, Warzenschweine und Steinböckchen, zusätzlich zu einem Löwen. H. erlegte einen sehr guten Büffel, der an der breitesten Stelle der Hörner fünfundvierzigeinhalb Zoll mass, und ich erbeutete ein Gnu mit zwanzig Zoll Abstand zwischen den Hörnern. Es war ein einsamer Bulle, der nach meinem Schuss noch zweihundert Yards in vollem Galopp rannte, bevor er tot umfiel. Es ist die wunderbarste Verwandlung zu sehen, wie Gnus, die im Ruhezustand vielleicht die plumpsten Kreaturen sind, bei voller Streckung wirklich anmutig werden. Ihre Aktion bei hoher Geschwindigkeit ist leicht und gleichmäßig, und die buckligen Köpfe lassen ihre Nacken wie die eines edlen Pferdes gewölbt erscheinen, während ihre wehenden Schweife weit nach hinten ausladen. Ich glaube, wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem edleren Tier im Galopp werden sie von den Suaheli *Nyumbu*, „Wildpferde", genannt.

Ich traf Jackson eines Tages beim Jagen und erfuhr von ihm, dass sein Lager nur etwa sieben Meilen weiter flussabwärts lag. Wir setzten uns auf gegenüberliegenden Seiten des Flusses nieder, hielten einen langen Plausch und verglichen unsere Notizen. Er war recht erfolgreich gewesen und hatte seit dem 17. Januar fünfundfünfzig Stück Wild erlegt, darunter neun Büffel, sechs Elenantilopen, einige Wasserböcke, Gnus, Impalas sowie einen Strauß, einen Leoparden und einen Geparden. Er erzählte mir, dass er auf etwa vierzig Masai-Krieger gestoßen sei, die sehr freundlich schienen und den Bericht bestätigten, dass sie ein großes Lager und viel Vieh etwa drei Meilen südlich seiner

Position hätten. Die Hitze war zu dieser Zeit sehr drückend, meist 95 °F (35 °C) im Schatten, und die Atmosphäre war schwer von Feuchtigkeit geladen, da wir häufige Regenschauer und Gewitter hatten.

Ich komme nun zu einem meiner großen Tage, an dem ich meinen ersten und einzigen Löwen schoss. Ich war links vom Fluss aufgebrochen und umging die ferne Seite der Ebene in der Hoffnung, in der Nähe des Buschrandes auf Büffel zu stoßen. Als ich des Weges kam, schreckte ich unter einem Baum einen enormen Leoparden auf, etwa von der Größe einer mittelgroßen Löwin. Ich gab einen Schnellschuss ab, der jedoch keine sichtbare Wirkung zeigte, da das Tier rasch verschwand. Nachdem ich etwa eine Viertelmeile weitergegangen war, sah ich einige Strauße und überlegte gerade, ob ich versuchen sollte, sie anzupirschen, als einer meiner Männer leise pfiff, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Breitseits vor mir stehend, keine vierzig Yards entfernt, befand sich ein prächtiger Löwe. Er blickte zu den Straußen und war, genau wie ich, so sehr mit dem Abwägen der Chancen für eine gute Pirsch beschäftigt, dass er mich weder sah noch hörte. Er sah wahrhaft prächtig aus und wirkte in diesem Moment ganz wie der König des Waldes. Doch obwohl ich voll Bewunderung war, verlor ich keine Zeit und feuerte meine .450-Büchse ab. Mit einem tiefen Brüllen sprang er davon, und aus Angst, die Kugel nicht an der richtigen Stelle platziert zu haben, gab ich ihm den zweiten Lauf. Diesmal zielte ich auf seinen Hinterkopf und traf, wie ich später feststellte, mit großer Genauigkeit, obwohl die Kugel nur die Haut durchschlagen hatte, dann an seinem Schädel entlanggeglitten war und direkt über der Oberlippe wieder austrat. Da er nach diesem Schuss in einer dichten Buschgruppe etwa zwanzig Yards entfernt verschwand, wartete ich eine Viertelstunde, bevor ich die Fährte aufnahm. Ich musste nicht weit vordringen, bis ich ihn mausetot vorfand; meine erste Kugel hatte das Herz durchschlagen. Er mass neun Fuß und fünf Zoll von der Nasenspitze bis zur Schwanzspitze, wie er da lag, und das Fell mass nach dem Abziehen ohne jegliche Dehnung elf Fuß, und das trotz eines eher kurzen Schwanzes. Er hatte ein ordentliches Maß an Mähne, was selten ist, da diese meist in den Büschen ausgerissen wird. Ich war ungemein erfreut, da ich fast alle Hoffnung aufgegeben hatte, jemals eine gute Chance auf einen Löwen zu bekommen; denn es ist reines Glück, in diesen Gegenden über sie zu stolpern, wo der Busch überall dicht und weitläufig ist. Zu meinem Bedauern wurde das Fell des Körpers aufgrund der feuchten Atmosphäre völlig ruiniert, aber es gelang mir, das des Kopfes zu retten.

Obwohl wir während unserer gesamten Expedition nur drei Löwen erlegten, war B. auf seiner jüngsten Reise glücklich genug, mehrere zu töten, wenn auch nicht ohne eine fast wunderbare Flucht vor einem von ihnen. Da er den Vorfall in dem diesem Bericht beigefügten Postskriptum nur beiläufig erwähnt, halte ich es für interessant, einige der Fakten wiederzugeben, wie er sie mir selbst erzählt hat.

He felt the wind of her body as she passed over his shoulder.

Er hatte eine Löwin verwundet und folgte ihr, vielleicht etwas unvorsichtig, durch den Busch, als sie plötzlich und ohne andere Warnung als ein furchtbares Brüllen aus einem dichten Dickicht auf ihn zusprang. B. feuerte und bückte sich dann, um durch den Rauch zu sehen, ob er sie gestoppt hatte; während er in dieser gebückten Haltung verharrte, spürte er den Luftzug ihres Körpers, als sie über seine linke Schulter hinwegsetzte. Er drehte sich sofort um und schoss sie mit seinem zweiten Lauf mausetot, als sie nach ihrem Sprung aufkam, noch bevor sie sich wieder gegen ihn wenden konnte. Er hatte sie mit seinem ersten Schuss glatt verfehlt, und wäre er nicht geduckt gewesen und hätte der Rauch nicht zweifellos ihr Ziel ein wenig gestört, hätte sie ihn unweigerlich erwischt.

Bei der Rückkehr ins Lager fand ich einen Brief von Jackson vor, in dem er mitteilte, dass einer unserer Gruppe so nah bei ihm geschossen habe, dass die Gewehrberichte zwei Löwen verscheucht hätten, die er gerade anpirschte, und ein andermal einige Büffel aufgeschreckt hätten, hinter denen er her war; er wollte wissen, ob wir nicht eine Vereinbarung treffen könnten, um solche Kollisionen künftig zu vermeiden. Natürlich tat uns das Missgeschick außerordentlich leid, und da wir sein vorrangiges Jagdrecht in diesem Distrikt anerkannten, schrieben wir zurück, dass wir am nächsten Tag unsere Zelte abbrechen würden.

Dementsprechend kehrten wir am folgenden Morgen zu unserem letzten Lager zurück, das völlig außerhalb von Jacksons Revier lag. Die anderen versuchten auf dem Weg zu jagen, aber da ich darauf brannte, mein Löwenfell so bald wie möglich aufzuspannen, marschierte ich mit der Karawane – und hatte dabei ein riesiges Stück Glück. Als wir den Zusammenfluss von Weri-weri und Kikavo erreichten, warnte ich Martin vor, dass ich vorausgehen würde, in der Hoffnung, einen Wasserbock zu erwischen. Ich war kaum hundert Yards weit gekommen, als ich eine kleine Büffelherde in einem fernen Buschstück entdeckte. Natürlich begann ich, sie anzupirschen, doch bevor ich auf achtzig Yards herangekommen war, kreuzte eine prächtige Nashornkuh meine Linie. In der Meinung, dies sei eindeutig „der Spatz in der Hand“, für den ich wohl auf „die Taube auf dem Dach“ verzichten könne, jagte ich ihr eine Kugel mitten durch das Herz, und sie fiel tot um.

Seltsamerweise stürmten die Büffel, als sie den Knall hörten und nicht genau wussten, woher er kam, geschlossen direkt auf mich zu, anstatt die Flucht zu ergreifen. Ich sprang zur Seite und rettete mich hinter einen kleinen Baum; als sie genau über den Boden fegten, auf dem ich nur eine Sekunde zuvor gestanden hatte, gab ich dem führenden Bullen einen Schuss aus dem anderen Lauf meines Gewehres. Er taumelte etwa vierzig Yards weiter und stürzte, erholte sich aber schnell wieder und zog sich langsam ins Dickicht zurück. Es war leicht genug, der Schweißfährte zu folgen, also setzten wir ihm ein Stück weit nach, bis er plötzlich aus einem sehr dichten Busch in etwa fünfzehn Yards Entfernung hochsprang, uns für eine Sekunde gegenüberstand und direkt angriff. Ich ließ ihm nicht viel Zeit, denn bevor er drei Yards weit gekommen war, schoss ich ihm mit der Achtkaliber-Büchse mitten in die Brust und streckte ihn mausetot nieder. Das war vielleicht auch gut so, denn hätte ich ihn nicht zu Fall gebracht, bin ich überzeugt, dass er mich oder einen meiner Gewehrträger erwischt hätte, da es im Umkreis von dreißig Yards keinen nennenswerten Baum gab. Er erwies sich als erstklassiger Bulle mit Hörnern, die an der breitesten Stelle neununddreißigeinviertel Zoll massen.

Dann sahen wir nach dem Nashorn und fanden es in einer so natürlichen Position liegend vor, dass meine Männer nicht glauben wollten, dass es tot sei, und mir nur in respektvollem Abstand folgten, als ich zu ihm hinging. Es war vor ganz kurzer Zeit an der Flanke und den Hinterkeulen von einem Löwen schrecklich zugerichtet worden; große Fleischstücke waren herausgebissen oder herausgerissen worden. Das überraschte mich sehr, und ohne den Beweis meiner eigenen Augen wäre ich kaum geneigt gewesen zu glauben, dass irgendein Löwe es für der Mühe wert halten würde, ein so zähes Ungeheuer anzugreifen. Ein Nashorn und einen Büffel mit einem Doppelschuss (Rechts-Links) zur Strecke zu bringen, ist, wie ich glaube, etwas Einzigartiges in der Jagdgeschichte.

C. erlegte unterwegs einen Strauß, und B. tötete einen Büffel, der offensichtlich entschlossen war, ihn zu töten. Er jagte gerade im dichten Busch, als er plötzlich so nah ein Grunzen und Schnauben hörte, dass es ihn dazu veranlasste, auf einen etwa vier Fuß hohen Ameisenhügel in der Nähe zuzustürmen. Im nächsten Augenblick brach ein Büffel aus dem Busch und stürmte im vollen Galopp auf den Ameisenhügel zu. B., der sich auf die Zuflucht gerettet hatte, gab aus etwa acht Yards Entfernung einen Schuss auf seinen Kopf ab, verfehlte ihn jedoch und sprang dann vom Ameisenhügel hinunter, in der Hoffnung, seinen Widersacher besser an dessen Basis ausmanövrieren zu können. Aber dieses Manöver wurde völlig vereitelt, da der Büffel das Hindernis nahm wie ein Jagdpferd einen Graben mit Hecke; als er den Ameisenhügel überwand, hatte B. gerade noch Zeit, dem Tier die Mündung seiner .577-Büchse ins Gesicht zu stoßen und abzudrücken, ohne den Kolben an die Schulter zu setzen. Glücklicherweise traf dieser Schuss das Tier nahe am Auge, mit dem zufriedenstellenden Ergebnis, dass es einen kompletten Purzelbaum schlug und tot vor B.s Füßen liegen blieb. Bei der Untersuchung stellte er fest, dass ein Fuß dieses Büffels in einem schlimmen Zustand der Brandigkeit war – das Ergebnis einer alten Wunde, die wahrscheinlich von einem der W'Andarobbu stammte. Dies muss dem armen Tier große Schmerzen bereitet haben und erklärte zweifellos seinen unprovozierten Angriff auf B.

Später am Nachmittag trafen einige der Gewehrträger, die zurückgeblieben waren, um den Kopf zu holen, in höchster Aufregung ein und berichteten, sie seien von einigen W'Arusha gejagt worden. Während der Flucht habe einer von ihnen die Beine von B.s Kamera sowie sein eigenes Gewehr weggeworfen, um so schnell wie möglich rennen zu können. Solch auffällige Tapferkeit verlangte eindeutig nach einer Anerkennung unsererseits, zumal seine Kameraden erklärten, er habe den Feind kaum erblickt, bevor er Waffe und Last hinwarf und in prächtigem Tempo davonstürmte, während er laut schrie: „Ich bin schon getötet!" Einer Belohnung mit vielen Streichen in Form einer sofortigen „Abreibung" folgte der Sonderbefehl, dass er als Zeichen seines ausgezeichneten Dienstes

künftig das große Zelt zu tragen habe. Wir schickten dann einige Männer aus, um die W'Arusha aufzuspüren und zu versuchen, das verlorene Eigentum zurückzubekommen, sollten sie es an sich genommen haben. Nach kurzer Zeit stießen sie auf drei der Nachzügler, nahmen ihnen Speere und Schilde ab und erklärten diese für beschlagnahmt, bis sie die fehlenden Kamerabeine und das Gewehr wiederbeschafft und in unser Lager zurückgebracht hätten.

Diese unglückseligen Wichte tauchten bald darauf auf und brachten die Kamerastative sowie etwas Stoff mit, jedoch nicht das Gewehr. Unser Masai-Dolmetscher hielt dies für eine gute Gelegenheit, seine Sprachkenntnisse zur Schau zu stellen, und hielt zwei Stunden lang eine Standpauke; im Bewusstsein, einen gewaltigen Eindruck hinterlassen zu haben, erwartete er dann die Antwort der W'Arusha. Diese besagte, dass sie sich an unsere Männer herangeschlichen und sie überfallen hätten, nur um sich einen kleinen, unschuldigen Spaß zu erlauben und die Monotonie ihres Marsches zu durchbrechen – sie hätten höchstens ein wenig Schrecken verbreiten wollen. Sie wunderten sich, warum unser „besonders ausgezeichneter Held" davongelaufen sei, denn hätten sie ihn töten wollen, wäre dies ein Leichtes gewesen, „obwohl er zweifellos sehr schnell rannte".

Diese W'Arusha, wohlgebaute Wilde mit schurkischen Gesichtern, trugen große Schilde und langklingige Speere als Waffen. Wir gaben ihnen Fleisch und erlaubten ihnen, die Nacht in unserem Lager zu verbringen. Zuerst hatten sie wohl etwas Angst vor uns, aber kaum hatten sie begriffen, dass wir sie gut behandelten, kam eine eingeborene Prahlerei zum Vorschein. Sie stimmten Stegreiflieder an, in denen es hieß: „Wenn ihr euch in unser Land wagt, werdet ihr den Tod sehen, noch bevor ihr unsere geringsten Herden erblickt; denn nachdem wir euch erst gefangen genommen haben, würden wir uns daran weiden, die ganze Truppe bis auf den letzten Mann abzuschlachten." Sie sangen auch ein Lied, das speziell dem Heroismus von B.s weggelaufenem Gewehrträger gewidmet war – ich hoffe, es wurde ihm zu seiner besonderen Erbauung übersetzt.

Am nächsten Morgen marschierten wir etwa acht Meilen nach Nordwesten und schlugen auf einem leicht erhöhten Plateau nahe den Ufern eines weiteren kleinen Bachs ein neues Lager auf. Hier blieben wir einen Tag und erlegten zwei Giraffen, zwei Wasserböcke, eine

Impala und ein Nashorn. Am Abend unserer Ankunft sahen wir sehr viele Büffel, konnten am nächsten Morgen jedoch kein einziges Stück mehr ausmachen. Da die Umgebung für die Jagd ungünstig war, beschlossen wir, den Berg hinaufzusteigen und Sina unseren lang versprochenen Besuch abzustatten. So überquerten wir am nächsten Tag erneut die Flüsse Kikavo und Weri-weri. Unterwegs trafen wir einige W'Arusha, die auf dem Weg zu einer Unterredung mit Mandara waren; ihr Ziel war es, ihn zu einem gemeinsamen Angriff auf einen schwächlichen Feind zu bewegen, der dem vereinten Ansturm nicht standhalten könnte. Sie fragten uns, warum wir unsere Unfreundlichkeit dadurch zur Schau stellten, dass wir ihnen keine Geschenke machten. Wir entgegneten, dass wir kein Verlangen nach freundschaftlichen Beziehungen zu einem Stamm von Dieben hätten, die es bereits fertiggebracht hatten, eines unserer Gewehre mitgehen zu lassen. Während dieses Austauschs von Komplimenten stand ein Herr, der mich einige Zeit lang aufmerksam beobachtet hatte, ruhig auf und versuchte, mir die Pfeife, die ich gerade rauchte, aus dem Mund zu nehmen. Vielleicht dachte er, mein Gesicht habe Feuer gefangen, aber wahrscheinlicher war die Aufmerksamkeit bloßer Neugier geschuldet. Wie dem auch sei, es endete in einer ziemlich schroffen Zurückweisung meinerseits.

Unsere Vorräte waren zu diesem Zeitpunkt besorgniserregend niedrig, und wir waren dazu übergegangen, Getreide als Mehlersatz zu mahlen, indem wir es in einem Stück getrockneter Haut zerstampften. Wir hofften jedoch, bald auf die Männer zu treffen, die wir für Nachschub nach Taveta zurückgeschickt hatten, und hatten das Glück, sie in der folgenden Nacht zu sehen. Sie waren an unserem Rastplatz – einem Wald mit hohen Bäumen an einem Bach mit steilen Klippen auf einer Seite – vorbeigelaufen und wurden schließlich von einem pfiffigen Kiboso-Besucher zurückgeführt.

Am 11. März setzten wir den Aufstieg zum Berg fort und erreichten Kiboso nach einer sehr anstrengenden Reise, die hauptsächlich durch einen Tunnel aus dichtem Dschungel führte, in dem unsere Träger nicht aufrecht gehen konnten. Nach zwei Stunden mühsamer Arbeit erreichten wir das Eingangstor der Wa-kiboso: ein Miniatur-Schlupfloch, durch das wir uns alle hindurchwinden mussten – unter jenem Verlust an menschlicher Würde, der mit dem laienhaften Versuch einhergeht, die Anmut von Reptilien zu imitieren. Unsere Erniedrigung wurde noch durch den Anblick zahlreicher Einheimischer gesteigert, die begierig darauf waren, einen ersten Blick auf den „weißen Mann" zu erhaschen; denn mit Ausnahme von Martin hatte noch nie ein Europäer ihr Gebiet besucht. Ich war überrascht von der Sauberkeit und Ordentlichkeit der *Shambas*, die einheitlich von gepflegten Zäunen aus meerzwiebelartigen Sträuchern von etwa fünf Fuß Höhe begrenzt waren. Diese umschlossen die üblichen Bananenplantagen sowie Felder mit Yamswurzeln, Süßkartoffeln, *Mahindé* (Mais), *Hunde* (Bohnen) und einem Gemüse, das Spinat ähnelte.

Nachdem wir uns etwa eine Stunde lang über viele Hänge gewunden hatten – teils kultiviert, teils charmant bewaldet –, kamen wir in die Nähe von Sinas Behausung und hielten an, damit die gesamte Karawane aufschließen konnte. Der gewählte Platz war mit echtem Rasen bedeckt und zeichnete sich durch einen prächtigen Baum aus, ähnlich einem Banyan-Feigenbaum, dessen Äste teils direkt in den Boden gewachsen waren und dort Wurzeln geschlagen hatten. Dies war – oder hätte sein sollen, wenn es nicht so war – der Versammlungsplatz für alle Kriegsräte.

Sina wurde offensichtlich ungeduldig wegen der Verzögerung, denn er ließ nachfragen, warum wir nicht „vorkämen". Aber wir mussten natürlich die Karawane abwarten, um seine Festung mit allem gebührenden Pomp und unter Salutschüssen betreten zu können. Als die Karawane zu uns aufgeschlossen hatte, setzten wir unseren Vormarsch fort und erreichten bald ein erhöhtes Plateau direkt vor Sinas eigener Residenz, wo der Häuptling inmitten von etwa sechshundert dicht gedrängt sitzenden Kriegern saß und unsere

Ankunft ungeduldig erwartete. Sobald wir erschienen, erhoben sie sich alle wie ein Mann, traten vor und begrüßten uns mit einem gewaltigen, allgemeinen Händeschütteln. Danach wurden wir förmlich einem der besterzogenen Häuptlinge vorgestellt, dem zu begegnen einer von uns bisher das Glück gehabt hatte.

Entrance Gate of Kibosso.

KAPITEL XVII.

Häuptling Sina – Ein bekräftigter Eid – Die Leibwache – Dörfer der Wa-kiboso – Außergewöhnliche technische Leistungen der Eingeborenen – Eine fruchtlose Suche nach Wild – Ein prächtiger Wald – Besteigung des Kilimandscharo – Ein Marktplatz in Kiboso – Ein falscher Alarm – Märchenwälder – Der Sattel zwischen Kibo und Mawenzi.

Häuptling Sina, der schüchtern und nervös wirkte, ist ein beleibter Mann von etwa vierzig Jahren, von mittlerer Statur und mit einem keineswegs unangenehmen Gesichtsausdruck. Er trug ein fließendes Gewand aus gestreifter Baumwolle, das mit blauen und roten Punkten übersät und mit Perlen bestickt war. Seine Handgelenke, sein Hals und seine Knöchel waren schwer behangen mit Ringen aus Kupfer, Messing und Eisen sowie fein gearbeiteten Ketten; seine Finger zierten zahlreiche Ringe aus weißem Metall, die mit hellblauen Perlen besetzt waren und wie Türkise wirkten. Die Kopfbedeckung war ein wahres Meisterwerk: eine Perücke aus geflochtenem Gras und Samen, an der kleine Ornamente aus Messing und Elfenbein in Form von Ringen und Dreiecken hingen. Er war unbewaffnet, wurde aber von einem Gewehrträger begleitet, der die alte doppelläufige Flinte trug, die Martin ihm bei seinem ersten Besuch geschenkt hatte. Die Krieger waren alle mehr oder weniger mit Eisen- und Kupferdrahtspulen, feinen Eisenketten, Perlen und Halsketten aus wohlriechenden Grassamen geschmückt, wobei Letztere christlichen oder muslimischen Rosenkränzen ähnelten. Die Leibwache führte Speere von mäßiger Größe und Handwerkskunst, Kurzschwerter, Keulen (*Knobkerries*) und große ovale Schilde mit sich.

Die verschiedenen Arten der Haartracht waren kurios. Einige trugen das Haar mit Gras zu kurzen Zöpfen gebunden, die hier über die Stirn und dort über die Wangen hingen; andere wiederum, die es etwa zwölf Zoll lang hatten wachsen lassen, banden es an den Wurzeln zu einem Büschel zusammen, aus dem sie eine Anzahl kleiner Quasten flochten. Wieder andere bevorzugten eine Abwandlung unserer eigenen schlimmsten modischen Verirrung in Form eines natürlichen Kopfschmucks und türmten mithilfe einer extra Portion Fett und Ton ein Chignon auf, das vor einigen Jahren den Ruf jedes europäischen Frisörs begründet hätte. Bei schlechtem Wetter schützen einige der eitleren Stutzer dieses Gebilde mit einer Hauttasche. Ihre Gesichter waren, obwohl hässlich genug, gutmütig; die Ohren waren durch Dehnung entstellt und die Zähne in vielen Fällen gefeilt.

Nachdem er uns herzlich begrüßt und einige höfliche Willkommensworte gesprochen hatte, zog sich der Häuptling mit der besten Kinderstube mitsamt all seinen Männern auf eine Entfernung von etwa zweihundert Yards zurück, um uns das ungehinderte Aufschlagen unseres Lagers zu ermöglichen. Dort hockten sie geduldig auf dem Boden und warteten, bis dies erledigt war, bevor sie zurückkehrten, um sich in einem kompakten Halbkreis um unsere Zelte niederzulassen.

Unter der Menge befanden sich einige W'Arusha und Masai, die gekommen waren, um einen Bündnisvertrag mit Sina zu schließen. Wir nutzten daher die Gelegenheit, um darzulegen, wie einige ihrer Landsleute uns behandelt hatten, und fragten sie, warum sie – wenn sie schon unsere Gewehre stehlen wollten – nicht mutig vor die gesamte Karawane traten, anstatt sich an ein paar elende Nachzügler heranzupirschen. Es folgte eine Menge Rhetorik auf beiden Seiten. Um sie zu beeindrucken, entzündeten wir zwei „Pharaoschlangen" und erklärten, ihr Land würde von ähnlichen Reptilien heimgesucht werden, wenn das gestohlene Gewehr nicht zurückgegeben würde. Die Masai beschimpften daraufhin die W'Arusha und sagten ihnen, sie hätten kein Recht, uns zu belästigen und damit den Handel im Land zu stoppen! Das fand ich für die Masai nicht

schlecht, wenn man bedenkt, dass sie dem Handel in diesen Gegenden mehr schaden als alle anderen Stämme zusammen.

Nach diesen Vorbereitungen ließen wir sie schwören, das Gewehr zurückzubringen. Der Eid wurde von Martin und den Anführern der Masai und W'Arusha unter Mithilfe unseres Dolmetschers Esa-Moussa ratifiziert, die abwechselnd über einen Speer hin- und herstiegen und dabei ununterbrochen Flüche und Schwüre ausstießen. Am Ende dieser Zeremonie schüttelte Martin dem führenden Masai die Hand, und sie bespuckten sich gegenseitig als überzeugenden Beweis ewiger Freundschaft.

Diese Masai schienen keine üblen Kerle zu sein und waren alle sechs Fuß hoch oder größer. Ihre Gesichtszüge unterscheiden sich völlig von denen der Eingeborenen am Kilimandscharo; die Gesichter sind deutlich oval mit hohen, prominenten Wangenknochen und schlitzartigen Augenlidern, die schräg nach unten und innen verlaufen, ähnlich wie bei den Japanern. Ihre Kleidung war von kärglichster Art, und ihr Schmuck bestand aus Spulen feiner Ketten aus Eisen- und Kupferdraht, ohne die bei anderen Stämmen beliebten Perlen.

Sina schenkte uns zwei Ziegen und zwei Ochsen für unsere Männer und sagte, alles, was er besitze, stehe uns zur Verfügung. Die Leute waren sehr ordentlich, ruhig und unaufdringlich und angenehm frei von jener eingeborenen Neugier, die wir anderswo so ermüdend gefunden hatten. Der Nachmittag unserer Ankunft war ausgefüllt mit häufigen Audienzen bei Sina, der eine Stunde blieb, dann ging, um sich mit *Pombé* (Bier) zu erfrischen, nur um für ein weiteres einstündiges Plauderstündchen zurückzukehren; ich glaube, er betrachtete uns als eine Art neues Spielzeug. Wir versuchten sehr hart, Informationen über das hiesige Gebirgswild und dessen Aufenthaltsort zu erhalten, aber das war schwierig, da keiner der Dolmetscher die Kiboso-Namen der Tiere zu kennen schien. Wir fanden jedoch heraus, dass es zwei Tagesmärsche weiter oben Elefanten und Kudus gäbe und dass es zudem zwei Stunden westlich unseres Lagers massenweise verschiedenes Wild gäbe.

Unser Lager war recht hübsch an einem Grashang gelegen, der zahlreichen Ziegen und Schafen reichlich Weide bot und zu einer steilen Schlucht führte, die einen kleinen Fluss überblickte. Die umliegenden Hänge oberhalb und unterhalb waren kultiviert, während der Wald in der Ferne einen dunkelgrünen Rahmen für die gesamte Landschaft bildete. Ich war überrascht festzustellen, dass es den Frauen nicht erlaubt war, uns zu besuchen; unser Lager blieb von der Anwesenheit weiblicher Anmut und Schönheit unberührt.

Am Abend erlebten wir einen einheimischen Tanz, der sehr anstrengend gewesen sein muss. Er bestand hauptsächlich daraus, dass die Tänzer, die völlig nackt waren, mit starrem Körper und geschlossenen Fersen so hoch wie möglich sprangen und dabei ihre Köpfe hin- und herschlenkerten, als wollten sie sie abschütteln. Ihr langes Haar, das wie Wischmops umhersprang, verteilte das Fett und den roten Ton in alle Richtungen, während sie einen monotonen Gesang anstimmten, der eher deprimierend wirkte. Die Akteure waren alle handverlesene Männer von Sinas Leibwache, die alle paar Tage wechselt; dreihundert Mann werden benötigt, um seine Behausung jede Nacht zu umstellen.

Obwohl er ein mächtiger Häuptling mit etwa zweitausend Kriegern unter seinem Befehl ist, lebt Sina in ständiger Angst vor Angriffen seiner Feinde. Er schenkt der Leibwache am Ende ihrer Dienstzeit einen Ochsen, den sie verspeisen, sobald die Ablösung eintrifft. Jeden Morgen wurden wir gegen 5 Uhr durch diese Leibwache geweckt, die zu dieser Stunde eine Art Manöver und Drill abhielt, wobei Letzterer durch seine Einfachheit bestach. Sie schrien viel, schwangen ihre Speere und Gewehre und machten eine Reihe

kurzer Ausfälle, wobei sie in einer Masse die Hänge hinauf und hinunter vorstießen und zurückwichen. Diejenigen mit Gewehren schossen gelegentlich in die Luft, während die Speerträger sich unter ihren Schilden duckten und ihre Waffen in Bereitschaft hielten. Aufgrund dieser Darbietungen wurden wir zu sehr frühen Aufstehern, da es aussichtslos war, nach 5 Uhr morgens auch nur eine Sekunde Schlaf zu finden.

Nachts ließen wir zur Erbauung der Menge einige Raketen steigen. Sina war entzückt, als wir ihm sagten, dass sein Feind und Nachbar Mandara sie sehen und sofort erraten würde, dass wir bei ihm zu Gast seien. Unser Geschenk an Sina bestand aus zwei Snider-Gewehren mit fünfzig Schuss Munition und einer Ladung Prachtstoff, neben kleinen Kostbarkeiten und sechzig Gewehrpatronen, die er, wie ich glaube, am meisten schätzte.

Unter den Erzeugnissen des Landes, die ich noch nicht erwähnt habe, waren Süßkartoffeln, eine Art Tapioka, Bohnen und exzellenter, klarer Honig. Der Viehbestand bestand aus Schafen mit fettigen, lockigen Schwänzen, Ochsen und Ziegen. Ich würde sagen, die Menschen stellten eine glückliche und wohlhabende Gemeinschaft dar, mit sehr wenig Arbeit und viel Zeit, diese zu verrichten. Die Hütten, in denen die Wa-kiboso leben, sind ordentlich aus Bananenblättern gefertigt und wie Bienenkörbe geformt. Jede ist von einer starken Palisade umgeben, etwa zwei bis drei Fuß dick, aus dicht nebeneinander gesteckten dünnen Stangen, die einen rechteckigen Raum umschließen. Das Hauptdorf besteht aus einer Abfolge dieser palisadenumzäunten Gehege, die ineinander übergehen. Die Verbindung erfolgt durch ein schmales Tor, über das nach Belieben eine Schiebetür gezogen werden kann – eine schwere, dicke Holzplatte mit Schießscharten. Das Ganze bildet ein echtes Bollwerk, fast uneinnehmbar für feindliche Stämme; ich würde sagen, es wäre selbst für eine europäische Truppe ohne Gebirgsartillerie eine harte Nuss.

Wir statteten Sina ein oder zwei Besuche innerhalb seiner Festung ab und untersuchten die Ausgrabungen, die er zu dieser Zeit vornahm. Diese waren wirklich erstaunlich und bewiesen, dass er ein beachtlicher Ingenieur war. Sein Ziel war es, das gesamte Dorf mit riesigen Höhlen und langen unterirdischen Gängen zu unterkellern, die im Falle eines plötzlichen Angriffs als Zufluchtsort für das Vieh sowie für die Frauen und Kinder dienen sollten. Er hatte ein Gesetz erlassen, wonach jeder Mann mit dem Tode bestraft würde, der unten Zuflucht suchte, anstatt oben zu bleiben, um den Angriff abzuwehren.

Die Ausgrabungen wurden folgendermaßen ausgeführt: Eine Reihe von Schächten mit einem Durchmesser von zwei bis drei Fuß wurde etwa zwanzig bis dreißig Fuß tief versenkt. Diese wurden durch unterirdische Tunnel und Ausschachtungen verbunden, bis eine Folge großer Höhlen und Gänge entstand; Letztere waren etwa acht oder neun Fuß breit und sieben oder acht Fuß hoch. Sobald eine Grabung abgeschlossen war, wurde die Öffnung des ursprünglichen Schachtes mit Erde und Stöcken verfüllt und eine kleine Elfenbeinspitze in den Boden gesteckt – mit dem doppelten Ziel, die Stelle zu markieren und als Amulett zu dienen.

Dieses gesamte mühsame technische Werk wurde mithilfe eines einzigen Werkzeugs in Form eines Brecheisens ausgeführt, das aus dem Lauf eines alten Gewehrs gefertigt war. Mit diesem primitiven Gerät gelang es ihnen, den vulkanischen Fels zu durchbohren, der unmittelbar unter dem Oberboden liegt; Proben davon nahm ich mit mir. Die lose Erde und der Gesteinsschutt wurden in Holzkisten, die an langen, peitschenartigen und zusammengebundenen Stielen befestigt waren, von unten an die Oberfläche befördert. Zum Zeitpunkt unseres Besuchs war dieses gewaltige Unternehmen zwar schon weit fortgeschritten, dürfte aber wohl noch ein Erbstück sein, das erst von einer nachfolgenden Generation vollendet wird.

Die Kiboso-Sprache, ein Dialekt der Tschagga-Stämme, war für Martin unverständlich, und so waren wir völlig auf unsere beiden Dolmetscher Esa-Moussa und Kicaga angewiesen. Sina schenkte uns ein sehr fettes Schaf, um das Missgeschick wettzumachen, dass wir bei der Übergabe unserer ersten Geschenke nicht mit ihm aus einer Schale *Pombé* hatten trinken können. Man erzählte mir jedoch, dass unsere zehn Gesandten, die die Geschenke überbrachten, nach Kräften als unsere Stellvertreter fungierten und dem ihnen vorgesetzten Getränk alle Ehre machten.

A fairy forest.

Während wir hier waren, heuerte ich einige von Sinas Männern an und begab mich auf die Suche nach dem Wild, das angeblich etwa zwei Wegstunden westlich unseres Lagers – welches 4400 Fuß (ca. 1340 m) über dem Meeresspiegel lag – so zahlreich sein sollte.

Nachdem wir eine Reihe von sechs kleinen, aber sehr steilen Schluchten überquert und viele *Shambas* sowie Bananenplantagen passiert hatten, die durch Speicherbecken und künstliche Kanäle bewässert wurden, erreichten wir den Rand des dichten Waldes. Dort wurde mir mitgeteilt, dass wir auf die Ankunft einiger Einheimischer warten müssten, die in beträchtlicher Entfernung lebten.

Wir waren zu diesem Zeitpunkt bereits anderthalb Stunden marschiert, und ich hegte die Hoffnung, dass wir nun nur noch eine halbe Stunde vom Wildgebiet entfernt seien. Die Antwort war, wenn auch nicht ganz überraschend, so doch höchst unbefriedigend: Wir erfuhren, dass keine Aussicht bestand, auch nur ein Stück Wild innerhalb einer Distanz zu sichten, die nicht mindestens einen weiteren sechsstündigen Marsch erfordert hätte. Obwohl mich all meine bisherigen Erfahrungen gelehrt hatten, den Entfernungsangaben der Eingeborenen zu misstrauen, wollte ich ungern glauben, dass Sina behauptet hätte, das Wild sei ganz nah, wenn es in Wahrheit eine gute Tagesreise entfernt war. So beschloss ich, die Erkundung noch ein oder zwei Stunden fortzusetzen.

Wir drangen dementsprechend in den Wald vor, der in seiner Schönheit und Pracht geradezu überwältigend war. Ich hatte noch nie so viele hohe Bäume beieinander gesehen; einige von ihnen waren achtzig bis hundert Fuß hoch, bevor sie sich verzweigten. Gewaltige Schlingpflanzen hingen wie grüne Seile von den hohen Ästen herab, während jede erdenkliche Art von Laubwerk und jeder Grünton, zusammen mit zahlreichen Farnen aller Art – vom gigantischen Baumfarn abwärts –, sich mit üppigem Unterholz und leuchtenden Blumen abwechselten. Dieser Wald war belebt von dunkelblauen Tauben, Nashornvögeln, Trogonen und vielen anderen Vogelarten, aber wir sahen keine Spur eines vierfüßigen Tieres. Nachdem wir zwei Stunden lang durch den Wald marschiert waren, trafen – sehr zum Unwillen meiner Männer – die Wa-kiboso ein, die uns folgen und einholen sollten. Es stellte sich heraus, dass sie sich mit genügend Bananen und Süßkartoffeln für einen einwöchigen Ausflug versorgt hatten! Auf weiteres Befragen erklärten sie, dass wir draußen übernachten müssten, wenn wir Wild sehen wollten – eine Einrichtung, auf die wir in keiner Weise vorbereitet waren. So gab ich die Verfolgung widerwillig auf, höchst verärgert darüber, auf eine solche Luftnummer hereingefallen zu sein.

Auf dem Rückweg begegnete ich mehreren Frauen, die alle überstürzt vor mir flohen, als wäre ich eine wilde Bestie. Nach den flüchtigen Blicken, die ich erhaschen konnte, schien es, als trügen sie nichts als eine kleine Perlenquaste, die um die Taille gebunden war. Ein ausgesprochen lehmfarbenes Fräulein von recht stattlichen Ausmaßen fiel mir fast in die Arme, als sie hastig um eine Ecke bog; mit einem kleinen Aufschrei schaffte sie es gerade noch, sich davor zu bewahren, von mir „gerettet“ zu werden, und „patschte“ dann mit einer Agilität davon, die bemerkenswerter als anmutig war.

Nach einer zweitägigen Rast in diesem Schlaraffenland brachen wir früh auf, um die Höhen des Kilimandscharo in der Doppelrolle als Jäger und Bergsteiger zu erklimmen. Kurz bevor wir aufbrachen, hielt Sina eine politische Versammlung über die Ratsamkeit ab, die Friedenshand anzunehmen, die ihm nun von den Gesandten der Masai und W'Arusha entgegengestreckt wurde. Dies führte dazu, dass er den Masai Eisenketten als Geschenk sandte – als Zeichen seiner Bereitschaft, einen Vertrag mit ihnen und nur mit ihnen zu schließen. Das Angebot der W'Arusha war abgelehnt worden, wie er uns später erzählte, aus dem einfachen Grund, weil sein Kabinett mit ihm darin übereinstimmte, dass sie einen Schurkenstamm darstellten, der es nicht wert sei, dass man ihm vertraue, und der unter dem Deckmantel eines angeblichen Friedenswunsches zur gröbsten Treuebrüchigkeit fähig sei.

Beim Verlassen des Lagers hatten wir einen höchst mühsamen Marsch durch die kultivierten Teile von Kiboso vor uns, wobei wir nicht weniger als neun steile Schluchten durchquerten, ohne eine größere Höhe als 4800 Fuß zu erreichen. Die letzte Schlucht war ein echtes Kaliber: Nach einem fast senkrechten Abstieg von 1000 Fuß mussten wir einen ebenso steilen Aufstieg am gegenüberliegenden Hang bewältigen. Nachdem dies vollbracht war, schlugen wir unser Nachtlager auf und mussten die enttäuschende Feststellung machen, dass wir nach sieben höchst mühsamen Stunden in der Luftlinie kaum sechs Meilen von unserem letzten Lagerplatz entfernt waren.

Während dieser ermüdenden Reise überholten wir zahlreiche Damen auf dem Weg zum Markt; und obwohl ich zu erschöpft war, um kritisch über einen bestimmten Kleidungsstil zu urteilen, erlaubte mir das Fehlen von allem, was auch nur die einfachste Form einer Bedeckung darstellte, festzuhalten, dass viele der jüngeren Kiboso-Damen sehr attraktive Figuren hatten. Später passierten wir den Markt, ihr Ziel – eine Ansammlung von etwa fünfhundert Damen, die auf eifrigen Handel bedacht waren und dennoch während unseres Vorbeimarsches fast völlig schwiegen; ein bemerkenswertes Beispiel weiblicher Selbstbeherrschung, das einen weitaus bedeutenderen Bericht verdient hätte als den meinen und ein Beispiel darstellt, dem viele des schönen Geschlechts in der Heimat wohl folgen könnten. Mir fiel auf, dass die Einheimischen, die uns führten, pfiffen, sobald sie sich einer Frau näherten, als Signal für sie, nach Möglichkeit außer Sichtweite zu gehen. Hörten sie den Pfiff, schlüpften die dunkelhäutigen Jungfrauen, sofern sich eine Lücke in der Hecke am Wegrand bot, hindurch und blieben im Hinterhalt, bis wir vorüber waren.

Etwa auf halbem Weg trafen wir auf einen unerwarteten Häuptling, einen der leiblichen Söhne Sinas, der eine Art Untergouverneur dieses Teils der väterlichen Domänen ist und in seinem leuchtend roten Gewand sehr auffiel. Zuerst wollte er, dass wir die Nacht dort blieben, damit er eine Ziege schlachten und Blutsbrüderschaft mit uns schließen könne, da er – wie er sagte – Angst vor uns habe, bis er uns besser kenne. Wir entgingen der Verzögerung durch diese vorgeschlagene Zeremonie, indem wir sagten, wir hätten einen weiten Weg vor uns und müssten uns beeilen, aber möglicherweise würden wir ihn auf dem Rückweg wiedersehen. So stellte er uns mit einigem Widerstreben Führer zur Verfügung und gab uns ein Geschenk von zwanzig Lasten Bananen und eine Ziege.

In der Nacht gab es eine kleine Aufregung, als uns gegen 2 Uhr morgens einige unserer Männer mit der Information weckten, dass sich eine Truppe von Mandaras Seite her nähere; und wir hörten tatsächlich eine Menge Geschrei. Es stellte sich jedoch als falscher Alarm heraus, da es nur einige von Mandaras Spähern oder Vorposten waren, die unsere Lagerfeuer sahen und dachten, die Wa-kiboso beabsichtigten sie anzugreifen. Sie erhoben den Kriegsruf „Wome! Wome!“ („Männer! Männer!“), um ihr Volk zu warnen. Wir schickten daraufhin Kicaga und ein oder zwei Männer aus, um ihre Ängste zu zerstreuen und sie wissen zu lassen, dass es nur unsere Gruppe sei, die den Berg hinaufging.

Am folgenden Tag hatten wir einen weiteren harten Marsch, immer bergan, bis auf eine Höhe von 8800 Fuß (ca. 2680 m), durch den merkwürdigsten und schönsten Wald, den man sich vorstellen kann. In einer Höhe von 5400 Fuß endete das Kulturland, und wir durchquerten ein weites Gebiet mit niedrigem Buschwerk, vermischt mit viel gewöhnlichem Farn und Adlerfarn. Der dichtere Wald beginnt hier in einer Höhe von etwa 6000 Fuß; da die Atmosphäre übermäßig feucht ist, sind die Stämme und sogar die Äste fast aller Bäume mit verschiedenen Moosen bedeckt, während gigantische Schlingpflanzen, Farne und Blumen jeder Art zusammenwirken, um einen geradezu märchenhaften Effekt zu erzielen.

Ich war enttäuscht festzustellen, dass die Orchideen zu dieser Jahreszeit nicht blühten, aber einige der Blumen waren lieblich. Wir sahen auf dem Marsch keine Tiere, stießen

aber einmal auf frische Elefantenfährten, die den Pfad in den undurchdringlichen Dschungel kreuzten, auf dem selbst der Durchgang dieser Ungetüme kaum Spuren hinterlassen hatte. Es herrschte die Stille der Toten, ungebrochen vom Ruf der Vögel oder dem Summen der Insekten; selbst unsere Träger schienen von diesem ungewöhnlichen Phänomen beeindruckt zu sein und unterließen es, die Feierlichkeit der furchtbaren Stille mit dem üblichen Schreien und Singen zu stören.

Schließlich änderte sich das Erscheinungsbild dieses etwas melancholischen, wenn auch schönen Waldes, und in einer Höhe von 8800 Fuß lagerten wir auf einer offenen Graslichtung von etwa einer Viertelmeile im Quadrat. An diesem Punkt wird die größere und massivere Vegetation durch unzählige schlanke Bäume ersetzt, die dicht beieinander stehen, etwa zwanzig Fuß hoch sind und Stämme von nur wenigen Zoll Durchmesser haben. Sie sind mit hellgrauem Moos behangen, das wie Eiszapfen von ihren gespenstischen Ästen herabhängt und eine seltsam unheimliche und frösteln machende Wirkung erzeugt. Diese kuriosen Bäume sind, wie ich glaube, eine Art Riesenglockenheide mit buschigen Kronen; sie haben offensichtlich einen harten Überlebenskampf hinter sich und waren mehr als halbtot, da ihre Stämme so morsch waren, dass wir sie wie Papier umknicken konnten, während wir hindurchgingen. Das Gras war ebenfalls sehr kümmerlich und ähnelte stark dem Kraut, das man in den hohen Bergen der schottischen Hirschreviere findet; hie und da war es mit Büscheln der gewöhnlichen rosa Strohblumen gesprenkelt.

Da wir der Karawane weit vorausgeeilt waren, mussten wir hier drei Stunden warten, bis unsere Zelte eintrafen. So saßen wir alle vier unter einem Regenmantel und einem weißen Regenschirm zusammengepfercht, während häufige kalte Schauer aus Schneeregen und Regen ihr Äußerstes taten, um uns bis ins Mark zu erschüttern, und dazu beitrugen, unseren bergsteigerischen Eifer zu dämpfen – bis durch einen Glücksfall eine Last eintraf, aus der wir eine Flasche Portwein ergattern konnten.

Das Thermometer zeigte am nächsten Morgen nur 38 °F (ca. 3 °C) an – ein ziemlich plötzlicher Wechsel gegenüber den 95 °F im Schatten von vor nur fünf Tagen. Unsere armen Männer taten mir richtig leid, da sie nichts als ihre Leinenkleidung hatten, um die Kälte abzuhalten. Meinem Diener Anole ging es besonders schlecht, da er sich, abgesehen von einem schmalen Lendentuch, von all seinen Kleidern im Austausch für zusätzliches Essen getrennt hatte. Diese unersättliche Gefräßigkeit für den Moment vergessend, gab ich ihm ein Stück Stoff als zusätzliche Decke; doch obwohl er zitterte und sich elend fühlte, ließ er sich durch nichts dazu bewegen, es in ein Kleidungsstück zu verwandeln, da er beabsichtigte, es gegen Nahrung zu verkaufen, sobald wir wieder in die Ebene kämen – und ein Zerschneiden würde den Wert mindern.

Mt. Kilimanjaro at the height of 9000 feet.

Nach einem halben Stundenmarsch durch den grotesken Heidewald traten wir am nächsten Tag in eine wunderschöne, wellige, parkähnliche Landschaft hinaus, die von kleinen Bächen und Wasserläufen durchzogen war, mit hie und da einem Baumgehölz oder einem Dickicht. Diese reizvollen Hänge wurden nach unten hin durch den unregelmäßigen Rand des Waldes begrenzt, der sich viele Meilen nach Osten und Westen erstreckte. Weit über uns sahen wir ein weites Gebiet mit niedrigem Gestrüpp und Heidekraut, das an einigen Stellen von felsigen Klippen und massiven Felsblöcken unterbrochen wurde. Die gesamte Landschaft erinnerte mich an jene halbwilden Parks in Nordengland, wenn auch natürlich in einem weitaus größeren Maßstab. Hier schlugen wir unser Lager auf einer Höhe von 10.000 Fuß (ca. 3.050 m) in einer kleinen Mulde auf, geschützt vor dem scharfen Nordostwind durch den darüber liegenden Hügelkamm und ein kleines Wäldchen unterhalb. Den Nachmittag verbrachten wir mit einer fruchtlosen Suche nach Wild, das laut den Einheimischen hier reichlich vorhanden und wegen seiner Vielfalt für Jäger besonders attraktiv sein sollte. Wir stießen zwar auf zwei kleine graue Antilopen, etwa von der Größe von Rehwild, doch da wir keine von ihnen erlegen konnten, kann ich nur vermuten, dass es sich um eine unbekannte Spezies der Duiker-Gattung handelte.

Am nächsten Morgen lieferte uns das Thermometer die fröstelnde Information, dass die Temperatur zwei Grad unter dem Gefrierpunkt lag – eine meteorologische Tatsache, die wir bereits begriffen hatten, als wir das Wasser in unseren Eimern leicht gefroren vorfanden und unsere Männer um zahlreiche lodernde Feuer versammelt sahen. Aus diesen Gruppen holten wir unsere Dolmetscher und Kiboso-Führer hervor, die uns mit klappernden Zähnen und zitternden Gliedern versicherten, dass diese eisigen Höhen kurz vor unserer Ankunft der besondere Treffpunkt aller Arten von Wild gewesen seien. Sie schlugen eine sofortige Besichtigungstour vor, um deren aktuellen Verbleib festzustellen. Unsere Erfahrung vom vorangegangenen Nachmittag und unsere jetzige Fähigkeit, die „Nacktheit des Landes“ (was das Wild betraf) über viele Meilen hinweg zu überblicken, ließen uns ihren Rat ablehnen und den Instinkt des Jägers dem des Entdeckers opfern. Wir beschlossen daher, den Aufstieg fortzusetzen und zu versuchen, den Sattel zu erreichen, der unsere vertrauten Wahrzeichen Kibo und Mawenzi verbindet – ein Ziel, das

scheinbar nah genug war, um leicht erreicht zu werden, das sich aber, wie die meisten Bergsteigerziele, durch seine attraktiven Täuschungen auszeichnete.

Kaum hatten wir vermeintlich den letzten Bergrücken bezwungen, sahen wir uns dem „vorletzten" gegenüber, bis wir die Existenz eines einzelnen verbindenden Rückens fast schon als geologische Legende abtaten. Glücklicherweise war der Aufstieg allmählich und das Vorankommen passabel, solange wir unseren Weg abseits der Felsen und dichten Polster aus grober Heide und Gras suchten, das stellenweise etwa vier Fuß hoch stand.

Um 12:30 Uhr vereinten wir unsere Kräfte, machten ein großes Feuer und hielten auf einer Höhe von 14.800 Fuß (ca. 4.510 m) eine kurze Rast. Hier gaben die meisten unserer Gewehrträger auf; sie waren völlig erschöpft und klagten über Schwindel und Kopfschmerzen. Nach einer Pause setzten wir den Aufstieg fort, wobei jeder seine eigene Linie wählte. Bei etwa 15.000 Fuß verschwanden Gestrüpp und Heide, die im weiteren Verlauf immer spärlicher geworden waren, gänzlich, und ich gelangte auf eine sanft ansteigende Ebene aus weichem, bröckeligem Vulkanboden, hie und da mit Hügeln und Flecken aus Schiefer und Asche. In dieser Höhe war das Gehen aufgrund der dünnen Luft sehr ermüdend; dennoch harrte ich aus und schleppte mich etwa zwei Meilen diesen Hang hinauf bis zum Fuße eines kleinen Hügels, der auf halbem Weg zwischen Kibo und Mawenzi liegt. Dieser Hügel, der sich etwa 400 Fuß über das umgebende Plateau erhebt, besteht vollständig aus loser Asche und Lavagestein. Da die Südseite zu steil zum Klettern war, umging ich ihn links, wo das Plateau allmählich nach Norden abfiel, und bestieg den Hügel von der Nordseite aus. Dies war zwar steil, aber machbar, und auf dem Gipfel zeigte mein Aneroid-Barometer 15.500 Fuß an; ich halte jedoch 16.000 Fuß (ca. 4.880 m) für wahrscheinlicher, da ich bezweifle, ob mein Gerät in einer solchen Höhe absolut zuverlässig war.

Die Asche, die den Hauptteil des Hügelbodens bildete, war rot, aber hie und da mit grauen, blauen, gelben, violetten, rosa und orangefarbenen Tönungen gestreift. Ich legte eine kleine Sammlung verschiedener Proben an und sammelte unter anderem eine schwarze Substanz, die Braunkohle nicht unähnlich war. Die Farbenvielfalt ist vermutlich auf die Einwirkung von Sonne und Atmosphäre in Verbindung mit den unterschiedlichen Hitzegraden zurückzuführen, denen die Asche ursprünglich ausgesetzt war.

Ich war sehr enttäuscht, dass der Nebel auf dieser Seite so dicht war, dass ich nichts von den Nordhängen des Berges sehen konnte. Überhaupt sahen wir während unseres Aufenthalts in den höheren Regionen des Kilimandscharo selten die Sonne, da sie fast ständig hinter einem undurchdringlichen Schleier aus herabhängenden Wolken verborgen blieb. Ein extrem kalter Wind fegte über die Bergflanke, und ich war froh, mich im Windschatten einiger seltsam fächerförmiger Lavafelsen niederzulassen, um mit meinem Fernrohr die interessanten Gipfel von Kibo und Mawenzi zu betrachten. Letzterer ist offenbar eine Masse aus schwarzen, zerklüfteten Felsen, die in unzähligen phantastischen Zinnen und Nadelspitzen gipfeln, teilweise mit Schnee bedeckt – eine fast einzigartige Studie in Schwarz und Weiß. Jeder Aufstieg schien mir dort völlig unmöglich. Der Kibo hingegen hat einen weitaus größeren Umfang, ist kuppelförmig und sicherlich bis auf etwa 18.000 Fuß, vielleicht sogar etwas höher, besteigbar. Über diese Höhe hinaus halte ich ein Erklimmen von der südlichen, östlichen oder nordöstlichen Seite für unmöglich, da jeder Durchgang scheinbar durch schroffe Klippen und Abgründe sowie noch weiter oben durch fast senkrechte Wände aus massivem Eis und Schnee von einigen hundert Fuß Höhe versperrt wird, bevor der Berg wieder für ein paar hundert Fuß flacher zum Kraterrand ansteigt. Die dazwischen liegenden geneigten Flächen unterhalb des Gletschers sind mit losem Schiefer und vulkanischem Material bedeckt.

Ich darf für mich in Anspruch nehmen, über die erste Schneegrenze hinaus aufgestiegen zu sein, da sich auf diesem Hügel, etwa hundert Fuß unmittelbar unter mir, zwei kleine Schneefelder befanden. Der Sattel zwischen Mawenzi und Kibo ist ein geneigtes Plateau, etwa vier Meilen breit von den Punkten an gerechnet, an denen Kibo auf der einen und Mawenzi auf der anderen Seite steil aufzuragen beginnen. Auf diesem Plateau liegen in alle Richtungen verstreut hohe Gesteinsblöcke, viele davon mehrere Zentner schwer, was den Gedanken nahelegte, dass der Kibo unter schweren „Magenbeschwerden" gelitten haben muss, bevor er sie ausstieß. Insgesamt ist dieser Berg in seinen grandiosen Proportionen wunderbar, und ich wünschte, ich könnte eine Beschreibung liefern, die ihm würdiger wäre. Das geneigte Plateau oberhalb von 15.000 Fuß ist fast völlig ohne Vegetation. Gelegentliche Büschel von trockenem, geschwärztem Gras, ein paar kleine Pflanzen mit winzigen weißen Strohblumen und einige Disteln, die in Kreisen wachsen (deren Mitte kahl ist), zeugen von der Dürftigkeit des Bodens. Dennoch entdeckte ich am Mawenzi in einer Mulde, in der der Schnee geschmolzen war, einen Fleck mit hellem, grünem Gras. Überrascht war ich, im sterilsten Teil des Plateaus Spuren einer großen Antilope, möglicherweise eines Kudus, zu finden. Was ihn dorthin gelockt haben mag, weiß ich nicht – es sei denn, der Sattel wird vom Wild als Pass genutzt, um zu bestimmten Jahreszeiten von einer Bergseite zur anderen zu wechseln. Nachdem ich meine Beobachtungen abgeschlossen hatte, stieg ich den Hügel hinab, schloss mich so schnell wie möglich wieder meinen Männern an und machte sogleich einige Fotografien von Kibo und Mawenzi, obwohl die Arbeit durch den ziehenden Nebel, der sie zeitweise völlig einhüllte, stark erschwert wurde. Ich bedauerte sehr, dass meine Männer nicht in der Lage waren, mich bis zum höchsten Punkt zu begleiten, was mir Fotos aus dieser Höhe ermöglicht hätte. Dann machten wir uns an den Rückweg zu unserem Lager, das wir erst um 19 Uhr erreichten; es war also ein ziemlich langer Tag.*

Der Abend verging hauptsächlich mit einer großen Diskussion darüber, wohin wir als Nächstes gehen sollten. Mein Plan war, nach Osten weiterzuziehen und den Berg nach Useri hinabzusteigen; das hätte uns erlaubt, die höheren Hänge auf dieser Seite gründlich zu erkunden und uns durch gutes Wildgebiet zurück nach Taveta durchzuschlagen. Sollte dies nicht möglich sein, schlug ich den Abstieg zum Chala-See vor, was der kürzeste Weg zu unserem Hauptquartier gewesen wäre. Ich wurde jedoch von den anderen überstimmt, und wir beschlossen, auf demselben Weg zurückzukehren, auf dem wir gekommen waren, um Sina einen abschließenden Besuch abzustatten. Wir hielten ihm diese Höflichkeit wegen seines freundlichen Verhaltens und seiner Großzügigkeit uns gegenüber für angemessen.

Die Wa-kiboso in unserer Begleitung waren sehr erfreut, als sie hörten, dass wir genug vom Berg hatten. Ich muss sagen, sie waren prächtige Kerle und ertrugen die Kälte erstaunlich gut, wenn man bedenkt, dass ihre einzige Kleidung aus einem kleinen Stück Stoff und einem kleinen Leder Schurz bestand, der um die Taille gebunden war und hinten herabhing. Sie waren in großer Sorge, wir könnten uns am Berg verlieren, und entzündeten auf allen Rücken rund um unser Lager Feuer als Leuchtfeuer. Bei unserer Rückkehr schüttelten sie uns herzlich die Hände und tanzten vor Freude, als wir ihnen sagten, dass sie alle für ihre Mühen ein Geschenk aus Stoff erhalten würden. Viele unserer Männer, besonders die indischen Diener, lagen während der Zeit im Hochlager mit Fieber darnieder; ich glaube, der plötzliche Wechsel von Hitze zu Kälte ist ein nicht unbedeutender Faktor bei der Entstehung von Fieber.

Wir marschierten in zwei Tagen zurück nach Kiboso; der Abstieg dauerte nur halb so lange wie der Aufstieg. Insgesamt bewältigten wir in drei Tagen 22.000 Fuß (ca. 6.700 m) im Auf- und Abstieg, ohne die unzähligen kleinen Schluchten mitzuzählen. Als wir wieder in Kiboso ankamen, hatten wir wahrlich genug vom Bergsteigen. Auf dem Rückweg erwartete uns unser Freund, der kleine Häuptling, um uns abzufangen; er war natürlich

darauf erpicht, dass wir die Nacht bei ihm blieben. Wir sagten ihm jedoch, das sei unmöglich, da Sina uns bereits erwarte. Ohne seine Enttäuschung zu verbergen, schenkte er uns eine weitere Ziege und hielt eine sehr bescheidene Rede: Sina sei ein großer Mann, während er nur ein kleiner und sehr unwissender Häuptling sei. Er fürchte, seine Geschenke seien nicht gut genug für uns, aber wenn wir nur auf seine Hand spucken würden, wäre er glücklich und würde vielleicht eines Tages ein weiser Mann werden. Das taten wir alle und versprachen zugleich, ihm ein Gegengeschenk aus unserem Lager in Kiboso zu schicken, woraufhin wir ihn in höchst zufriedener Stimmung zurückließen.

Bei unserer Rückkehr zu Sina fanden wir ihn sehr krank und gelb aussehend vor, da er seit einigen Tagen an Fieber litt. Er hielt natürlich wie üblich eine Versammlung ab, da weitere W'Arusha gekommen waren, um erneut zu versuchen, sich mit ihm anzufreunden. Diese W'Arusha waren ziemlich lästig; nicht zufrieden damit, aus respektvoller Entfernung zu gaffen, kamen sie und hockten sich in unsere Zelte, wobei sie natürlich um alles Mögliche bettelten. Wären sie so geruchlos gewesen, wie sie respektlos waren, hätten wir nicht daran gedacht, ihnen auch nur das kleinste Geschenk zu machen; aber um diese „hoch-aromatischen" Bettler loszuwerden, verteilten wir ein paar Streichhölzer unter ihnen. Wir blieben einen Tag hier, um einige Milchziegen zu erhalten, die Sina uns versprochen hatte. Da es ziemlich stark regnete, lag H. mit einem neuen Fieberschub flach.

Wie ich herausfand, war der Ort unseres Lagers Schauplatz einer Tragödie gewesen: Kurz vor unserer Ankunft hatte Sina hier einen seiner Brüder und fünfunddreißig Männer massakrieren lassen, weil er glaubte, sie verschwörten sich gegen ihn, um ihn zu töten und den Thron zu usurpieren. Bevor wir uns verabschiedeten, überredete ich ihn, sich von mir fotografieren zu lassen, indem ich behauptete, dies sei bei allen Königen in unserem Land Sitte. Ich nahm Martin mit auf das Foto, um Sina Vertrauen einzuflößen. Kaum war die Prozedur vorbei, wollten auch all seine Anführer von mir „verewigt" werden; das tat ich, obwohl die Ergebnisse leider nicht sehr erfolgreich waren.

Am 20. März nahmen wir Abschied von Sina und kehrten den Höhen des Kilimandscharo den Rücken. Wir hatten eine weite Reise vor uns; als wir an der *Ziwa* (Wasserstelle) ankamen, wo wir auf dem Weg zum Kikavo-Fluss gerastet hatten, fanden wir das Bett völlig ausgetrocknet vor. Wir mussten daher weitermarschieren, bis wir unser altes Lager an den Ufern eines Baches erreichten, der ein beträchtliches Stück östlich des Weri-weri lag. So wurden die Zelte erst nach 14 Uhr aufgeschlagen. Damit endete unser Besuch bei dem gütigen Häuptling von Kiboso und unsere Besteigung des Kilimandscharo – eine höchst interessante und lehrreiche Erfahrung, an die ich mich immer mit Vergnügen zurückerinnern werde.

KAPITEL XVIII.

Elefanten – Eine neuartige Kur gegen Kopfschmerzen – Ein gelungener Schnappschuss auf einen Büffel – Wildreichtum am Abarri-Fluss – Warzenschwein und Elenantilope – Rückkehr nach Taveta – Erneuter Besuch am Jipe-See.

Es gab wenig Grund, hier zu verweilen, da der Busch dicht und das Wild nicht übermäßig zahlreich war. So marschierten wir zwei weitere Stunden genau nach Osten. Wir stießen auf zahlreiche frische Fährten, die bewiesen, dass Elefanten offensichtlich in Bewegung waren und vom Berg herabkamen. Diese Tatsache ließ uns beschließen, hier für einige Tage zu rasten, zumal einige unserer Männer, die kurz nach unserer Ankunft ausgesandt worden waren, um den geplanten Weg für den nächsten Tag zu erkunden, berichteten, sie seien auf eine Herde von zwanzig Tieren gestoßen, darunter einige prächtige

Stoßzahnträger. Ich persönlich war sehr froh über den Aufenthalt, da ich zu dieser Zeit an einem schweren Fieberanfall litt und mich mehrere Tage lang kaum bewegen konnte.

Die anderen stießen auf Wasserböcke und Warzenschweine, schossen jedoch nicht, um keine Elefanten in der Nachbarschaft aufzuschrecken. In diesem Teil des Landes war der Dschungel stellenweise sehr dicht und an anderen Orten sumpfig. Obwohl also alles auf die Anwesenheit von Elefanten hindeutete, waren B. und C. die einzigen, die ein Exemplar zu Gesicht bekamen – einen sehr kapitalen Bullen, der sie jedoch unglücklicherweise witterte und davonmachte, bevor sie eine Chance auf einen ordentlichen Schuss hatten.

Am Ende dieser wenigen Tage fruchtloser Suche – mir ging es etwas besser, obwohl ich noch sehr schwach und mitgenommen war – brachen wir das Lager ab. Nach einem Marsch von etwa drei Meilen stießen wir auf eine kleine Herde Giraffen, von denen C. drei schoss, da wir dringend Fleisch benötigten. H. und ich, die beiden Invaliden – denn auch H. lag mit Fieber darnieder –, drängten voraus, während die anderen zurückblieben, um das Fleisch zu zerlegen; wir beide brannten darauf, unser neues Lager zu erreichen, um uns hinlegen zu können. Ich saß auf unserem einzigen überlebenden Esel, während der arme H. langsam an meiner Seite dahin humpelte. Obwohl wir alle paar Yards auf frische Elefantenfährten stießen, fühlten wir uns viel zu elend, um auch nur daran zu denken, ihnen zu folgen. Kaum waren wir in dieser melancholischen Weise eine Meile über die Stelle hinausgelangt, an der C. die Giraffen geschossen hatte, wurden wir plötzlich durch das Geräusch brechender Äste und das unverkennbare Grunzen fressender Elefanten an Mimosenbüschen belebt.

Hier bot sich eine Gelegenheit, die sich selbst zwei so armselige Kreaturen, wie wir uns fühlten (und zweifellos auch waren), nicht entgehen lassen durften. Wir gaben unseren Dienern sofort zittrige Zeichen, uns die Gewehre zu bringen. Unglücklicherweise hatte H.s Mann, der ihn für zu krank zum Schießen hielt, alle seine Patronen und seine gesamte Waffensammlung bis auf eine .577-Büchse bereits verpackt. Nachdem er sich also einige meiner Patronen geliehen hatte, rückten wir auf unser unsichtbares Wild vor – H. mit seiner .577 und ich mit meiner Achtkaliber-Büchse. Die Elefanten konnten nicht mehr als sechzig Yards entfernt gewesen sein, als wir sie zum ersten Mal hörten; unsere schwachen Glieder hatten uns kaum ein Drittel dieser Strecke getragen, als eine kapitale Kuh mit einem ungewöhnlich langen Stoßzahn durch das Dickicht brach und eine gute Breitseite auf ihren Kopf bot. Auf die Mitte des Ohrs zielend, drückte ich ab – und habe eine dunkle Erinnerung an etwas wie einen gewaltigen Donnerschlag in meinem Ohr und daran, wie ich Hals über Kopf irgendwohin geschleudert wurde. Beide Läufe der Büchse, geladen mit je zwanzig Drachmen Pulver, waren gleichzeitig losgegangen – eine drastische Kur für einen Jäger mit Fieber und spaltenden Kopfschmerzen. Wie dem auch sei: Mein erster Elefant war noch gründlicher umgehauen worden als ich selbst, denn die Kuh war niedergegangen, um nie wieder aufzustehen.

He came straight for us with ears cocked & trunk erect.

Beim Krachen meines Gewehres zeigte ein prächtiger Bulle mit glänzenden Stoßzähnen seinen Kopf, und H. betäubte ihn mit einem Schuss aus seiner .577er für eine Sekunde und brachte ihn zu Boden; doch kaum hatte er sich erholt, kam er mit aufgestellten Ohren und erhobenem Rüssel geradewegs auf uns zu, offensichtlich in höchstem Zorn. Unsere Gewehrträger flohen klugerweise, gefolgt von H., der natürlich hilflos war, da nur ein Lauf seiner – vergleichsweise unzureichenden – Waffe geladen war. Glücklicherweise war es mir zuerst gelungen, mich aufzurappeln und nachzuladen, und als das Tier auf zwanzig Yards heran war, jagte ich ihm eine Kugel mitten in die Brust, was seinen Angriff sofort stoppte und ihn umkehren und in den Busch flüchten ließ. Wäre ich schnell genug gewesen, hätte ich wohl noch einen Breitseitenschuss abgeben können, als er herumschwang, aber ich verpasste die Gelegenheit, und in einem Augenblick, so schien es mir, war er außer Sicht. Wir folgten ihm etwa eine viertel Meile weit, wurden aber stark durch die Begleitung eines halbwüchsigen Nachkommens in Gesellschaft eines Säuglings behindert, die herumschnüffelten und jenes tiefe innere Grollen von sich gaben, das Elefanten eigen ist, wenn sie erregt oder beunruhigt sind. Da beide sich nicht vertreiben ließen und sogar drohend auf unsere diesbezüglichen Bemühungen reagierten, waren wir gezwungen, das größere Tier in Notwehr zu erschießen.

Danach nahmen wir ohne weitere Störung die Schweißfährte des großen Bullen auf, bis seine Spuren aufhörten und das Fährtenbild durch die zahlreicher anderer überlagert wurde, die seinem Pfad entweder gefolgt waren oder ihn gekreuzt hatten. Da wir uns völlig erschöpft fühlten, kehrten wir um, um die Kuh zu untersuchen, deren Maße sich auf neun Fuß sieben Zoll (ca. 2,90 m) vom Huf bis zum Widerrist beliefen. Der rechte Stoßzahn war nach der Entnahme genau sechs Fuß lang, während der linke, der abgebrochen war, nur vier Fuß mass. Beide waren natürlich grazil und wogen nur siebenundzwanzig bzw. achtzehn Pfund, wobei Ersteres ein eher ungewöhnliches Gewicht für das Elfenbein einer Elefantenkuh ist. Da wir nur die Spur einer Kugel finden konnten, nehme ich an, dass die Explosion des zweiten Laufs nicht exakt zeitgleich mit der des ersten erfolgte, aber eine solche mathematische Raffinesse war für mich wissenschaftliche Verschwendung, da die Auswirkungen einer simultanen Entladung ihre volle Wirkung auf mich ausgeübt hatten.

Während des restlichen Marsches zu unserem neuen Lager, das östlich des Kilima-Mombasa-Hügels lag, war es eine angenehme Überraschung festzustellen, welch bemerkenswerte Veränderung der Regen im Aussehen des Landes während der letzten drei Monate bewirkt hatte. Damals war alles ausgetrocknet und der Boden stellenweise verbrannt und nackt; jetzt war das umliegende Land mit frisch gewachsenem Gras von vier bis fünf Fuß Höhe bedeckt, jeder Busch trieb Knospen und Blätter aus, und selbst die Kronen der vertrockneten alten Affenbrotbäume waren recht gut mit frischem Grün gekleidet. Es war eine merkwürdige Tatsache, dass die Aufregung bei der Begegnung mit den Elefanten dazu führte, dass ich mich um fünfzig Prozent besser fühlte, und das Abfeuern von zwanzig Drachmen Pulver vertrieb meine Kopfschmerzen vollständig, anstatt sie zu verschlimmern; ich bin fest davon überzeugt, dass es nichts Besseres als Aufregung gibt, um das Fieber abzuschütteln. Das ganze Geheimnis besteht darin, der fast schmerzhaften Mattigkeit, die auf einen akuten Anfall folgt, nicht nachzugeben, sondern gegen sie anzukämpfen; denn je mehr man nachgibt, desto schlechter fühlt man sich.

Vor diesem Abenteuer hatten wir fast die Hoffnung aufgegeben, auf Elefanten zu stoßen, da wir glaubten, dass die höher gelegenen Wälder des Kilimandscharo, die wir ergebnislos durchkämmt hatten, die einzige Chance böten. Offensichtlich hatte der Regen sie herabgelockt, denn ich bin sicher, dass hier keine waren, als wir drei Monate zuvor in Richtung Mandaras Gebiet vorbeizogen. Ich wünschte, wir hätten noch etwas länger hier bleiben können, denn wäre uns das möglich gewesen, hätten wir sicher noch einige mehr erlegt. Tatsächlich erlegten H. und Jackson, die hierher zurückkehrten, als der Rest von uns bereits zur Küste aufgebrochen war, vier Stück, darunter einen guten Stoßzahnträger, und beschossen mehrere andere, was beweist, dass sie zur richtigen Jahreszeit in beträchtlicher Zahl vorhanden waren.

Wir setzten eine hohe Belohnung für jeden aus, der den verwundeten Bullen finden sollte, und H. und ich suchten ihn den ganzen nächsten Tag und verfolgten ihn über eine weite Strecke, stießen jedoch nicht auf ihn. So gaben wir die Verfolgung widerwillig auf und verlegten unser Lager am nächsten Tag zum Mto-Abarri. Auf dem Marsch schoss C. zwei Nashörner und eine Kuhantilope; und B., der auf der Jagd nach einigen Colobus-Affen, die er zu hören glaubte, einen weiten Umweg machte, erlegte zwei prächtige Büffel. Ich ging am Abend hinaus, um einige Büffel aufzuspüren, die am Morgen von der Nachhut unserer Karawane gesehen worden waren; die Fährte war aufgrund der weichen Bodenbeschaffenheit sehr leicht zu verfolgen. Nach einem Drei-Meilen-Marsch stieß ich im dichten Busch auf sie, brachte sie jedoch in Bewegung, ohne eine Chance zu erhalten. Dennoch setzte ich die Jagd fort und erlegte schließlich einen stattlichen jungen Bullen mit einem Schnappschuss (dem einzigen, den ich je mit einem Einzelschuss erzielte), der ihn sehr tief am Ellenbogengelenk traf – eine exzellente Stelle, da ihr Herz tief in der Brusthöhle liegt.

Am Abend unserer Ankunft hielten wir eine große Untersuchung ab, da Martin irgendwie zu Ohren gekommen war, dass der Grund für den „Tumult“, auf den ich bereits Bezug genommen habe – verursacht durch die Weigerung der Männer, Fleisch anstelle von *Mahindé* (Mais) zu essen –, darin lag, dass ein Aschkari herumgegangen war und ihnen allen befohlen hatte, das Fleisch auf Befehl unseres Anführers Caceche zu verweigern. Nach vielem Gerede und Ausflüchten gestand dieser Aschkari, dass an diesem Bericht nichts Wahres sei; er habe ihn aus bloßer Gehässigkeit verbreitet in der Hoffnung, Caceche zu schaden, da dieser ihm eine Auspeitschung wegen Honigdiebstahls eingebrockt hatte. Wenn dies die Wahrheit war, verdiente der Schuft natürlich zwei Dutzend Hiebe, aber ich fand Martins Art der Bestrafung höchst brutal, da er dem sich nicht wehrenden Schuldigen dreimal ins Gesicht schlug; seine Theorie war, dass ein Eingeborener sich nichts daraus mache, mit einem Stock auf den Rücken geschlagen zu

werden, aber wenn er ins Gesicht getroffen werde, trage er das Mal noch lange Zeit als Warnung für die anderen. Unnötig zu sagen, dass wir eine solche Bestrafung für die Zukunft untersagten. Später fanden wir heraus, dass der Mann am Ende doch unschuldig war und Caceche der alleinige Urheber des Aufruhrs gewesen war; aber der Aschkari bekam es im Laufe der Untersuchung mit der Angst zu tun und zog es vor, die Schuld und die Prügel auf sich zu nehmen, anstatt zu riskieren, dass Caceche ihm später übel mitspielen würde. Ich fürchte, sein Meineid hat ihm nicht viel genützt, da er die Prügel kassierte und sich Caceche wohl trotzdem zum Feind machte.

Da wir uns nun Taveta näherten, begannen unsere Männer zu murren und lauthals nach Fleisch zu verlangen, mit dem sie sich *Pombé* kaufen konnten, da sie sich nach fast zwei nüchternen Monaten offensichtlich auf die üblichen Zechgelage während der Feiertage freuten. Da wir nun herausgefunden hatten, dass sie das Fleisch ursprünglich nicht aus eigenem Antrieb abgelehnt hatten, sondern auf Caceches oder des Aschkaris Anraten dazu angestachelt worden waren, hoben wir unsere früheren Beschränkungen auf.

Wir blieben zwei Tage hier in der Hoffnung, weitere Büffel und auch Elenantilopen zu erlegen. Am ersten dieser Tage ging ich am linken Ufer des Abarri-Flusses unterhalb unseres Lagers aus und bemerkte auf der offenen Ebene Büffel, Zebras, Kuhantilopen, Elenantilopen, Nashörner, Strauße, Grant-Gazellen, Impalas, Steinböckchen und Warzenschweine – aber alle so scheu, dass sie fast unerreichbar waren. Ich pirschte mich an einige Elenantilopen heran, kam aber nach mühsamem Kriechen nur zu einem weiten Schuss, den ich verfehlte; die gesamte Strecke des Vormittags bestand lediglich aus einem Paar Warzenschweinen, eines davon mit sehr schönen Waffen. Das erste bekam ich auf kuriose Weise, denn ich hatte einen prächtigen Büffel aus einem Busch aufgeschreckt, der weit außer Reichweite war und sofort davongallopierte, wodurch er die Mittagssiestah des Warzenschweins störte. Ich entdeckte es, als es sich auf seinen Hinterkeulen aufrichtete, um sich gründlich umzusehen. Sobald es sich wieder zur Ruhe gebettet hatte, pirschte ich mich hinter dem Baum, unter dem es lag, bis auf zwanzig Yards heran und schoss ihm durch das Rückgrat, während es lag. Das andere sicherte ich mir auf dem Rückweg zum Lager, als es so gierig mit zwei anderen fraß, dass sie mich nicht bemerkten, bis ich auf dreißig Yards an ihnen dran war.

Das Warzenschwein ist ein höchst plumpes Tier, erheblich größer als das gewöhnliche Wildschwein, und verdankt seinen Namen vier warzenartigen Auswüchsen an seinem Kopf. Es ist fast nackt, bis auf einige spärliche Borsten am Körper und eine dünne Mähne aus groben, langen Haaren, die von den Ohren bis zur Mitte des Rückens verläuft. Im Verhältnis zu seiner Größe hat es einen langen Schwanz, den es bei Störung trotzig aufrichtet. Es lebt mit seiner Familie in Bauen und streift auf der Suche nach Nahrung über die Ebenen, ist aber während der Mittagshitze meist unter einem Busch oder einem schattigen Baum liegend anzutreffen.

Am nächsten Morgen folgte ich dem rechten Flussufer und verfolgte den ganzen Tag eine gute Herde Elenantilopen. Ich kam zweimal an sie heran; beim ersten Mal suchte ich mir aus, was ich für einen guten Bullen hielt, aber da sie im tiefen Schatten einiger Bäume standen, beging ich einen Fehler und schoss stattdessen ein sehr mäßiges Tier. Die Herde flüchtete weit, und ich kam erst mittags wieder an sie heran, nur um festzustellen, dass sie an einer fast unmöglichen Stelle haltgemacht hatten. Dennoch gelang mir nach zweistündigem Pirschen und buchstäblichem Zentimeter-um-Zentimeter-Kriechen – manchmal völlig ihrem Blick ausgesetzt – ein Schuss auf achtzig Yards, und schließlich sicherte ich mir einen prächtigen Bullen mit dicken Hörnern von etwa achtundzwanzig Zoll Länge. Er benötigte zwei Schüsse, da er zuerst mit dem Rest der Herde davonzu trotten schien, als mache es ihm nichts aus; doch bald darauf trennte er sich von der

Herde, und nachdem er einen steilen kleinen Hügel halb erklommen hatte, legte er sich nieder und ermöglichte mir den Fangschuss.

Ich stellte fest, dass der erste Schuss ihn genau hinter dem Blatt getroffen hatte – eine Wunde, die die meisten anderen Antilopen innerhalb von hundert Yards zu Fall gebracht hätte; aber die Elenantilope ist eine der zähesten ihrer Art, und Jackson erzählte mir, er habe es aufgegeben, sie mit etwas weniger Furchterregendem als einem Achtkaliber zu beschießen. Die Elenantilope ist die größte der gesamten Antilopengruppe und fast so schwer wie ein mittelgroßer englischer Ochse; bei alten Bullen ist das Fell dünn und von grauer Farbe.

Am 29. März kehrten wir nach Taveta zurück, nachdem wir fast sieben Wochen abwesend gewesen waren. Unterwegs trafen wir die Tschagga-Post, die zwei Tage vor ihrer Zeit war; aber der Bischof hatte sie in Mombasa offensichtlich auf Trab gebracht und schwer beladenen Männern verboten, mit der Post zu marschieren und so deren Verspätung zu verursachen. Unsere Freunde, die Wa-taveta, freusn sich sehr, uns wiederzusehen, und bereiteten uns einen herzlichen Empfang, denn es hatte sie ein Bericht erreicht, dass wir alle von den Masai massakriert worden seien. Natürlich gibt es in diesem Land immer allerlei Gerüchte, mit und ohne Grund. Eines besagte, Jackson habe einen Streit mit den Masai gehabt und einige von ihnen getötet – dies wurde wahrscheinlich durch die Tatsache genährt, dass eine große Suaheli-Karawane, die kürzlich aus dem Inneren an die Küste zurückkehrte, tatsächlich ein kleines Scharmützel mit einigen Masai hatte, wobei einige getötet und ihre Schilde und Speere weggeschleppt wurden.

Die Wa-taveta erlebten während unseres Aufenthalts zwei Schreckensmomente. Der erste war die Befürchtung, von den Masai angegriffen zu werden, da etwa fünfzig in der Nähe des Waldes gesehen worden waren; es gab große Vorbereitungen und das Fällen von Bäumen, um die Pfade zu blockieren, wobei ein unglücklicher Taveta-Mann versehentlich von einem Landsmann erschossen wurde. Der zweite Schrecken, ebenso unbegründet, war das Gerücht, Mandara werde sie angreifen; dies lag am Besuch von etwa zweihundert Wa-moci, die anscheinend zu einem freundschaftlichen Besuch kamen, obwohl die Wa-taveta behaupteten, sie seien nur die Vorhut einer größeren Truppe, die sie angegriffen hätte, wären unsere Karawanen nicht gerade zu dieser Zeit dort gewesen.

Wir fanden unseren Garten in einem gesunden Zustand vor, wenn auch ziemlich verwuchert; der Salat war gut gekommen, die Radieschen waren so groß wie Rüben, die Kartoffeln, Zwiebeln und einige Rüben gediehen prächtig, aber Erbsen und Bohnen waren nirgends zu sehen. Am Tag nach unserer Rückkehr erreichte Graf Teleki Taveta; er war über die Pangani-Route gekommen und hatte vierzig Tage für die Reise benötigt. Er hatte viele Lasten in Mombasa und Pangani zurückgelassen, da ihm durch die Desertion zahlreicher Träger das Personal ausgegangen war, und musste nun Männer zurückschicken, um diese Lasten herbeizuholen, was eine Verzögerung von mindestens zwei Monaten bedeuten würde.

Er hatte bereits ein Gefecht nahe der Küste hinter sich, das zum Tod von neun Eingeborenen auf deren Seite und dem Verlust von zwei seiner eigenen Männer führte, während ein einsamer deutscher Bewohner mit seinem Aschkari danebenstand und schwach im Namen der deutschen Regierung und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft protestierte. Trotz seiner Schwierigkeiten und Mühen sahen sowohl er als auch sein Begleiter, Herr Höhnel, gesund und munter aus und waren bester Dinge; sie hatten eine Karte des Landes entlang ihrer Route erstellt, mussten aber einige Schwierigkeiten bei der Ausführung gehabt haben, da der Mann, der die Kiste mit all ihren wissenschaftlichen Instrumenten trug, desertiert war und seine Last in den Busch geworfen hatte. So waren ihre einzigen verfügbaren Instrumente für die Vermessung eine

Uhr und ein Kompass. Graf Teleki war voll von Erzählungen über die Masai, denen er nahe der W'Arusha Wa-cini begegnet war, und sagte, sie seien überhaupt nicht zu fürchten; aber ich denke eher, dass diejenigen, die er traf, einen degenerierten Masai-Stamm darstellten oder hauptsächlich aus alten Männern und Jungen bestanden, den üblichen Begleitern der großen Masai-Viehherden.

Unsere Zeit während der nächsten Tage war ausgefüllt mit Vorbereitungen für die Rückkehr von C. und mir an die Küste, da wir etwa am 20. April aufbrechen mussten und begierig darauf waren, noch einen kurzen Ausflug zu machen, bevor wir Taveta endgültig Lebewohl sagten. Es gab viel zu tun in Bezug auf das Desinfizieren und Verpacken unserer Kopf-Häute und Schädel, um sie gegen den Befall eines lokalen Schädlings in Form eines kleinen schwarzen fliegenden Käfers zu schützen.

Bevor wir aufbrachen, erlebten wir mehrere Erdbebenstöße, von denen einer mich in der frühen Morgendämmerung weckte, indem er die Graswände unserer Hütte so stark schüttelte, dass ich glaubte, jemand versuche einzubrechen. Zudem regnete es fast unaufhörlich, und naturgemäß wurden wir von Ameisen – schwarzen wie weißen – sowie unzähligen anderen Insekten überrannt.

Eines Tages wurde ein Mann mit einem gebrochenen Oberschenkel hereingebracht; er wollte, dass wir ihn für ihn richteten. Er war von einem Nashorn angegriffen und umgestoßen worden, während er das Vieh hütete; aber da der Unfall schon einige Zeit zurücklag und die Knochen bereits fehlerhaft zusammengewachsen waren, wäre ein erneuter Bruch des Knochens notwendig gewesen, bevor man ein Richten hätte versuchen können – und das überstieg unsere chirurgischen Fähigkeiten bei Weitem.

Nachdem wir fünf Tage in Taveta geblieben waren, beschlossen wir, uns in zwei Gruppen aufzuteilen: B. und H. gingen nach Rhombu, während C. und ich das Südufer des Jipe-Sees besuchten, wo der Graf uns erzählt hatte, er habe große Mengen verschiedensten Wildes gesehen. Der Graf selbst sprach davon, einen Ausflug zum Berg Meru zu machen, um die Zeit zu überbrücken, bis die Lasten eintrafen, die er aus Mangel an Trägern zurückgelassen hatte. Danach beabsichtigte er weiterzuziehen in der Hoffnung, sein ursprüngliches Programm einer Durchquerung des Masai-Landes auszuführen.

Am 5. April verabschiedeten C. und ich uns vom Grafen, wünschten ihm alles Glück und verließen Taveta, um die Nacht in unserem alten Quartier am Ufer des Sees zu verbringen. Ich schoss unterwegs einige Zwergtrappen, Frankoline, Perlhühner und Rebhühner, und C. schoss einen Kirk-Dikdik und eine Impala. Am nächsten Tag zogen wir zum Ende des Sees weiter und schlugen unsere Zelte so nah am Wasserrand auf, wie es der dichte Gürtel aus Schilf und Binsen erlaubte. Wir sahen viele Flusspferde, mehrere Waller-Gazellen und eine Menge hübsch gefiederter Vögel und Wasservögel aller Art; aber wir schossen nur einige Sandflughühner, Rebhühner und einen wunderschönen blauen afrikanischen Eisvogel. Die umliegende Gegend war aufgrund des tiefgelegenen Bodens und des schlechten Wassers etwas ungesund; das Wasser hatte eine erbsengrüne Farbe und roch trotz reichlichen Kochens und Filterns höchst unangenehm. Letzterer Prozess vermochte weder die Farbe zu ändern noch das gesamte Pilzwachstum zu entfernen, und schließlich verstopfte der Apparat mit Schleim und stellte die Arbeit gänzlich ein.

Am Nachmittag unserer Ankunft machten wir einen Spaziergang in verschiedene Richtungen, um das Gelände zu erkunden. C. wählte den Busch, der fast bis an das Seeufer heranreicht, während ich die offenen Ebenen erkundete, die an den meisten Stellen vollkommen flach und eben und daher höchst ungeeignetes Pirschgelände waren. Das Wild war zwar reichlich vorhanden, aber sehr scheu und zeitweise fast unerreichbar.

Zebras, Kuhantilopen und Grant-Gazellen gab es in großer Fülle; sie waren sehr im Weg, denn wenn sie aufgeschreckt wurden, brachten sie alles andere mit sich in Bewegung. Nicht selten geschah es, dass sie, während wir am Boden lagen und auf eine günstige Gelegenheit warteten, uns an eine Oryx-Antilope oder ein Nashorn heranzupirschen, bis auf dreißig Yards an unseren Hinterhalt herankamen. Die Oryx-Antilopen, von denen ich unbedingt Exemplare erlangen wollte, waren nicht nur die scheuesten aller Antilopen, sondern auch die listigsten; wenn sie einmal beunruhigt waren, gallopierten sie davon, versteckten sich hinter einem Busch und spähten an der Seite hervor, um zu sehen, ob etwas käme. Setzte man die Pirsch dann fort, stürmten sie in großem Tempo davon und senkten die Köpfe für mindestens zwei Stunden nicht mehr zum Äsen.

KAPITEL XIX.

Die Waller-Gazelle – Flusspferde – Bau eines Floßes – Flusspferd-Jagd – Alligatoren – Rückkehr nach Taveta – Reise zur Küste – Besteigung des Mount Ndara – Geierperlhuhn – Deutsche Kolonisation – Lebewohl.

Trotz der Scheu des Wildes hatten wir hier prächtigen Sport und erlegten gemeinsam in zehn Tagen eine Impala, fünf Kirk-Dikdiks, drei Kuhantilopen, sechs Oryx-Antilopen, acht Grant-Gazellen, zwei Elenantilopen, drei Steinböckchen, vier Flusspferde, einen Schabrackenschakal und eine Waller-Gazelle – eine Trophäe, die ich glücklicherweise nahe dem Buschrand erbeuten konnte. Wir hatten zu verschiedenen Zeiten Exemplare dieser Antilope gesehen, aber alle waren zu scheu gewesen, um uns auf Schussweite herankommen zu lassen.

Die Waller-Gazelle (Gerenuk) ist etwa so groß wie eine Impala, aber mit etwas längeren Läufen und zeichnet sich durch eine Halslänge aus, die ihr beinahe das Aussehen einer jungen Giraffe verleiht. Das Haarkleid ist bemerkenswert durch drei deutliche und gut abgegrenzte Oberflächenzeichnungen: Die schokoladenfarbene Färbung des Rückens und der oberen Flanken ist durch einen breiten rehbraunen Ton scharf von der fast weißen Unterseite getrennt. Die ringförmigen Hörner sind leierförmig und etwa fünfzehn Zoll lang, mit einer anmutigen Biegung nach hinten und einer eigentümlichen Einwärtskrümmung an den Spitzen. Grant-Gazellen gab es in außerordentlicher Fülle, wenn auch extrem scheu; unter den Herden bemerkten wir viele kapitale Böcke. Es mag erwähnenswert sein, dass sie uns oft bis auf gute Schussweite heranbrechen ließen, ohne Anzeichen von Beunruhigung zu zeigen, solange wir auf sie zukrochen; versuchten wir jedoch, auf sie zuzugehen – selbst in gebückter Haltung –, machten sie sich ausnahmslos davon, bevor wir auf vierhundert Yards herangekommen waren.

Außer dem erlegten Wild sahen wir Löwen, Nashörner, kleine Kudus, Wildhunde, Hyänen, Geparden, Wasserböcke und Zebras – insgesamt neunzehn verschiedene Arten. Ich war dafür verantwortlich, die einzige Chance auf einen Geparden verpasst zu haben; er tauchte auf, während ich mich an einige Oryx-Antilopen heranpirschte, die ich den ganzen Tag verfolgt hatte. Während einer kurzen Überlegung, ob ich die Aussicht auf die Oryx opfern sollte, gelangte er außer Reichweite – aber nicht bevor ich bemerkt hatte, dass er etwa die Größe eines kleinen Leoparden hatte, jedoch mit längeren Läufen und von hellgelber Farbe mit schwarzen Flecken.

Ich hatte nur einen guten Tag mit den Oryx-Antilopen, an dem ich auf eine große Herde von über hundert Tieren stieß. Nach einem sehr langen und mühsamen Kriechen kam ich bis auf zweihundertfünfzig Yards an sie heran, aus welcher Entfernung ich mir ein Paar sicherte. Während wir das Fleisch zerlegten, wurde ein versprengtes Mitglied gesichtet, das sich näherte, als wolle es sich wieder der Herde anschließen, zu der es gehörte. Doch

kaum hatte es sich vergewissert, dass wir nicht die Objekte seiner Suche waren, stürmte es in prächtigem Tempo davon und war bereits gut dreihundert Yards entfernt, bevor ich mein Gewehr zu fassen bekam. Mir gelang jedoch ein Glücksschuss mitten durch das Herz, und es fiel mausetot auf seiner Fährte um.

Eines Tages kamen einige Masai an unserem Lager vorbei und statteten ihm einen Besuch ab, während wir auf der Jagd waren. Sie kamen über Lanjoro und trieben ihren Anteil am in Ndara erbeuteten Vieh nach Hause. Sie baten Caceche natürlich um *Hongo* (Tribut) – eine Bitte, die er mit diplomatischer Höflichkeit prüfte, aber mit der alleinigen Begründung ablehnte, dass „es ihrer nicht genug seien".

Wir stießen im Busch auf ein altes Masai-Lager, gut sieben Meilen vom Wasser entfernt. Die Hütten waren merkwürdige runde Lehmballen, etwa drei Fuß über dem Boden, mit den Büschen verflochten und durch ein Loch an der Südseite zu betreten. In diesen, so wurde mir gesagt, schliefen zwei oder drei Masai; sie kämen in der Trockenzeit hierher, um ihr Vieh zu weiden. Sie trinken kaum jemals Wasser, sondern ernähren sich von Milch und dem Blut des Viehs, das sie schlachten, und sind gewohnt, ihre Herden nur jeden dritten Tag zu tränken.

Das Klima in diesem Bezirk war erschlaffend und die Hitze höchst entnervend. Da es sehr mühsame Arbeit war, dem Wild nachzugehen, erwies sich unser Esel als große Hilfe. Mir ging es nun ziemlich schlecht, da all meine Stiefel abgetragen waren, bis auf ein Paar, das schlecht saß und mir Blasen an den Fersen verursachte.

Während wir eifrig mit dem Schießen beschäftigt waren, schickten wir Trupps von Männern mit Fleisch nach Taveta zurück und wiesen sie an, beladen mit Palmzweigen (*mivalé*) zurückzukehren, da ich unbedingt ein Floß bauen wollte, das es mir ermöglichen würde, an die Flusspferde auf dem See heranzukommen. Die Männer und sogar C. versuchten mich davon abzubringen und erklärten, es sei nutzlos, da wir sie selbst dann, wenn es uns gelänge welche zu schießen, aufgrund der Untiefen am Seeufer nicht an Land ziehen könnten. Ich war dennoch entschlossen, es auf einen Versuch ankommen zu lassen – nach dem Motto „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt"; im schlimmsten Fall konnte ich nur scheitern. Sobald also die Männer mit zehn Lasten langer Palmzweige zurückkehrten, machte ich mich mit ihnen an die Konstruktion des Floßes. Dies geschah, indem wir abwechselnd Schichten kreuzweise als Fundament legten, bis der Boden – etwa zwanzig Fuß lang und fünf Fuß breit – dick genug war, um drei oder vier Männer zu tragen. Als dies vollbracht war, bauten wir eine Art Bollwerk rund um die Seiten und Enden, das als Sichtschutz zwischen uns und den Flusspferden dienen sollte. Der Mangel an Seilen erwies sich als Schwierigkeit, bis wir einen exzellenten Ersatz in dünnen Streifen aus Rohhaut fanden, mit denen wir die Palmzweige fest zusammenbanden.

Am 14. April wollten wir das Lager in Richtung Taveta verlassen, daher wurde unser Floß früh am Morgen zu Wasser gelassen. Ich und zwei Gewehrträger, die meinen brennenden Wunsch nach einem Flusspferd teilten, gingen an Bord. Obwohl das Floß prächtig schwamm, war unser Vorankommen naturgemäß langsam, da die Enden quadratisch waren; aber die beiden Männer konnten es vorwärtsstaken, wobei wir etwa zweihundert Yards vom Ufer entfernt blieben. Das Wasser war nirgends tiefer als sieben bis acht Fuß. Wir passierten Hunderte von großen Alligatoren, die auf der Seeoberfläche trieben und nur einen Teil ihrer langen Köpfe aus dem Wasser streckten; doch als wir uns ihnen näherten, versanken sie lautlos in der Tiefe.

Hippo shooting on Lake Jipé.

Schon bald erblickten wir eine kleine Schule von Flusspferden. Wir kauerten uns alle nieder, während die Männer mich vorsichtig auf sie zusteuerten. Sie schienen sich an unserer Annäherung nicht im Geringsten zu stören, sondern genossen ihr Bad weiter, indem sie prusteten, schnaubten und Wasser in Strahlen aus ihren Nüstern bliesen; ab und zu tauchten sie unter, um nach zwei oder drei Minuten wieder aufzutauchen und mit halb aus dem Wasser ragenden Köpfen Umschau zu halten. Als wir auf dreißig Yards heran waren, hielten sie in ihrem Getümmel inne, um mit Erstaunen auf das zu blicken, was wohl der erste Versuch war, diese Gewässer zu befahren. Ich nahm das Auge eines großen Burschen ganz in meiner Nähe ins Visier und feuerte. Die Folge war ein gewaltiger Plumps und das sofortige Verschwinden von allem, was auch nur entfernt einem Flusspferdkopf ähnelte. Nach etwa fünfzehn Minuten geduldigen Wartens tauchten überall um mich herum Köpfe auf, aber auf einen weiteren Schuss folgte ein erneutes Untertauchen und völliges Verschwinden. Diesmal musste ich nur wenige Minuten warten, bis die Köpfe wieder erschienen, denn ich gab meinen zweiten Schuss ab, bevor sie Zeit hatten, genug Luft für einen langen Tauchgang zu holen. Nach meinem dritten Schuss wich, wie ich glaube, ihr erster Impuls der Neugier einem Gefühl der Gefahr, da sie vor dem Wiederauftauchen eine große Distanz zwischen sich und das Floß brachten und zielstrebig auf die Mitte des Sees zusteuerten. Ich beschloss nun, die Jagd aufzugeben und meine Zeit mit Angeln zu verbringen, während ich hoffnungsvoll auf das Auftauchen einiger Flusspferdkadaver an der Oberfläche wartete. Die Fische jedoch waren nicht hungrig, oder, falls sie es waren, war mein Köder nicht attraktiv genug; dennoch übte ich mich weiter in der „sanften Kunst“, bis die glatte Wasseroberfläche von einer kleinen runden Scheibe durchbrochen wurde – dem ersten Anzeichen eines toten Flusspferdes.

Wir schleppten diesen Kadaver am Ende des Floßes so weit wie möglich in Richtung Ufer und ließen die Hälfte davon auf den Untiefen liegen, etwa hundert Yards vom Seeufer entfernt, in der Absicht, später Männer zurückzuschicken, um ihn zu zerlegen. Am nächsten Morgen begab sich C. auf das Floß und erlegte zwei Flusspferde, während ich einen Spaziergang zurück zum Kadaver meiner Beute machte, den ich von Schwärmen von Alligatoren umgeben vorfand. Ich legte mich eine Zeit lang im Schilf auf die Lauer, in der Hoffnung, einen Schuss auf einen von ihnen abzugeben, aber sie waren zu listig, um einen vitaleren Teil ihres Körpers als die Spitzen ihrer Schnauzen zu zeigen, durch die sie mit einem seltsamen zischenden Geräusch Atem holten.

Am Nachmittag fuhr ich hinaus und schoss ein weiteres Flusspferd, das, anstatt nach dem Treffer zu sinken, die außergewöhnlichsten Drehungen vollführte – hauptsächlich bestehend aus einer Serie von Purzelbäumen, die zwar seine gesamten riesigen Ausmaße entblößten, aber so schnell aufeinanderfolgten, dass es einige Zeit dauerte, bis ich ihm den Fangschuss geben konnte. Ich nehme an, dass meine erste Kugel das Hirngewebe zerrissen hatte, ohne eine ausreichende Blutaustrittsmenge zu verursachen, um den sofortigen Tod herbeizuführen.

Danach gaben wir die Jagd auf Flusspferde auf, da es auf dem See keine besonders großen Exemplare gab. Die beiden Bullen und zwei Kühe, die wir erlegten, hatten, obwohl es die größten waren, die wir sahen, nur kleine Stoßzähne, und ich glaube, dass die Flusspferde in Seen denen in Flüssen an Größe stets unterlegen sind.

Der Erfolg meines Floßes war triumphal bewiesen, und ohne es hätten wir kein einziges Exemplar erbeutet. Obwohl aus ihren unzähligen Fährten ersichtlich war, dass die Flusspferde gewöhnlich nachts herauskamen, um im Busch zu fressen, gab es während unserer Zeit hier keinen Mond. Mehrfach legten wir uns in der Morgendämmerung auf die Lauer, um sie abzufangen, stellten aber fest, dass sie stets vor Tagesanbruch zum See zurückkehrten. Einmal, als ich gegen 2:30 Uhr morgens ausgegangen war, sah ich nach einem sehr öden Warten während der Nacht – die Stille wurde nur gelegentlich durch das Knurren eines Löwen und das traurige Heulen der Hyänen unterbrochen – in etwa einer Meile Entfernung eine große schwarze Masse, die sich vom Busch her dem See näherte. „Endlich ein Flusspferd", sagte ich mir und rannte so schnell ich konnte, um das Tier abzufangen, nur um bei näherer Betrachtung festzustellen, dass es eine große Nashornkuh war, gefolgt von einem Kalb.

Die Insekten waren in diesem Lager eine ewige Plage – Moskitos, Mücken, Käfer, Spinnen und Ameisen aller Art, bis es wirklich schien, als brächte jede Stunde eine neue Spezies hervor. Eine Ameise im Besonderen war ganz furchtbar: die *Siafu* (Treiberameise). Sie ist von dunkelroter Farbe und hat einen breiten, flachen Kopf, der in einer halbmondförmigen Zange endet, die sie in das Fleisch des unglücklichen Opfers vergräbt, wobei sie buchstäblich auf dem Kopf steht. Wir wurden häufig mitten in der Nacht durch plötzliche Massenangriffe dieser Plagegeister geweckt, und der einzige Weg, sie loszuwerden, bestand darin, den Boden in einigem Umkreis abzubrennen.

Während der Jagd auf die Flusspferde erzählte mir C., dass ein Tier unter dem Floß hindurchgeschwommen sei und mit seinem Rücken dagegen gestoßen und geschrammt sei. Zuvor hatte ich ein ähnliches Gefühl gehabt, nur war es in meinem Fall ein großer Alligator, dessen schuppiger Rücken das Floß so stark vibrieren ließ, dass ich für einen Moment glaubte, wir seien auf Grund gelaufen. Nachdem wir von meiner zweiten Flusspferdjagd wieder im Lager gelandet waren, schickten wir einige Männer mit dem Floß aus, um das Tier zu zerlegen, das C. etwa zwei Meilen weiter unten am See erlegt hatte. Sie kehrten jedoch bald mit eher verlegenem Gesichtsausdruck zurück und sagten, sie wagten es nicht weiterzugehen, da es zu dunkel werde und die Flusspferde sehr grimmig seien und ganz nah an sie herangekommen wären!

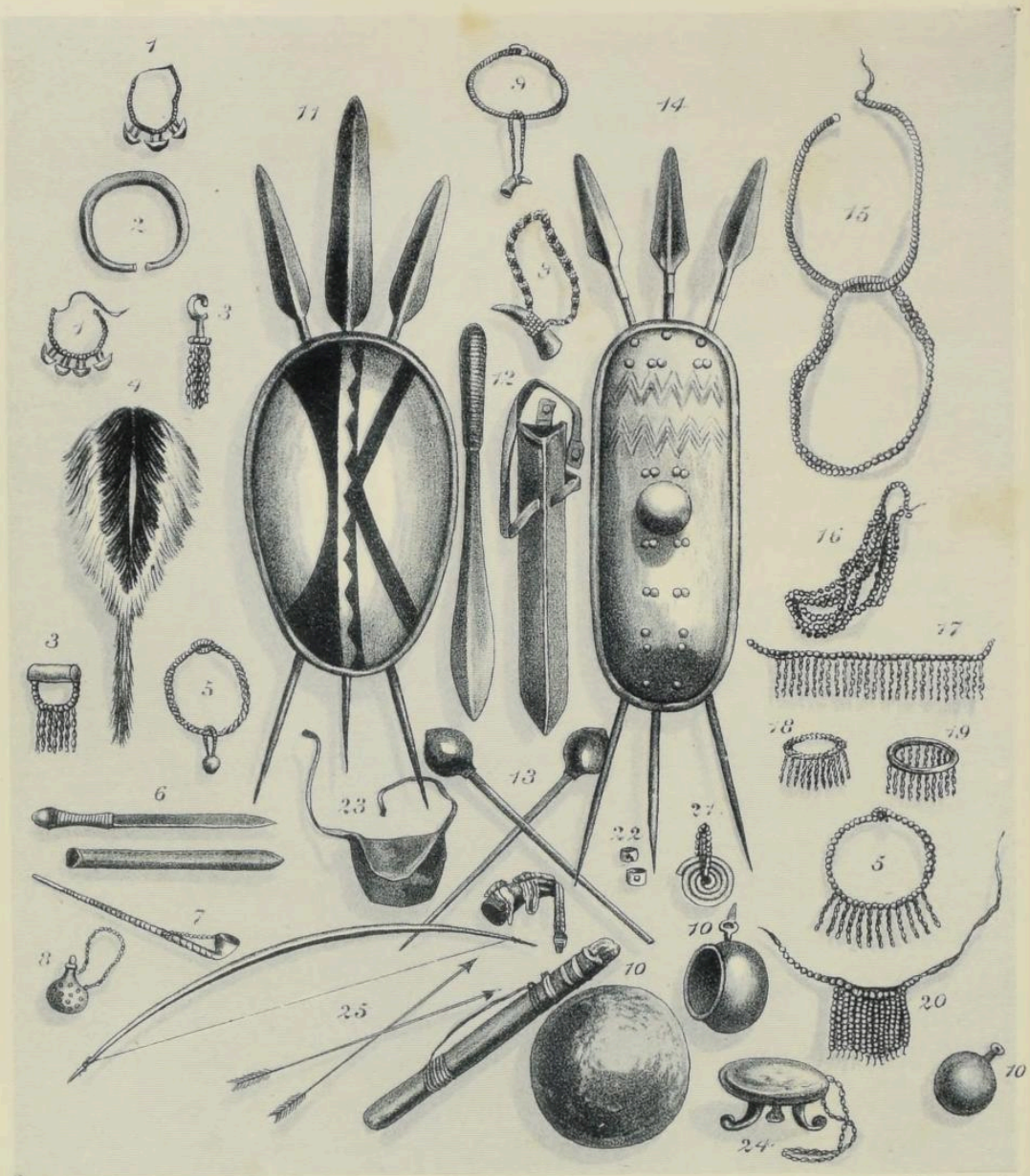
Am folgenden Tag sollten wir nach Taveta zurückkehren, und am frühen Morgen traf eine Sonderabteilung unserer Männer ein, um beim Tragen des Fleisches zu helfen. Sie wurden von mehreren Wa-taveta begleitet, besonderen Freunden von Martin. Er hatte ihnen den Tipp gegeben, dass die Chance bestünde, umsonst Fleisch zu bekommen, wenn sie bereit wären, einen sechzehn Meilen langen Marsch auf sich zu nehmen. Ich hatte übrigens um diese Zeit einen Streit mit unserem Anführer Caceche; denn auf meine Frage, wie viele Lasten Fleisch von den ersten beiden erlegten Flusspferden ins Lager getragen worden seien, hatte er die Unverschämtheit zu behaupten, es seien nur zwei

Lasten gebracht worden – und das, nachdem ich mit eigenen Augen gesehen hatte, wie gut dreißig unserer Männer mit Fleisch beladen zurückgekehrt waren. Er entschuldigte sich damit, dass er, da es bei ihrer Ankunft dunkel war, nicht in der Lage gewesen sei, die genaue Zahl festzustellen. Die Tatsache war jedoch, wie üblich, wenn man nur ein oder zwei Märsche von Taveta entfernt war: Jeder der Träger versuchte, so viel Fleisch zu stehlen, wie er zusätzlich zu seiner Last tragen konnte. Jedes Pfund Fleisch bedeutete in Taveta bares Geld, und Geld bedeutete unbegrenzten *Pombé* und die Hingabe an alle Laster; folglich war es sehr schwierig, Fleisch für den eigenen Gebrauch zurückzubringen, wenn man nicht ordentlich von seinen Anführern unterstützt wurde.

Bevor wir aufbrachen, inspizierte ich daher jede Last. Caceche teilte mir natürlich mit, dass nicht genug Männer da seien, um zwölf Lasten Fleisch zu tragen, und wollte es zurücklassen – eine Behauptung, die offensichtlich lächerlich war, wenn man bedenkt, dass wir insgesamt siebzig Männer bei uns hatten, um elf Lasten Köpfe und Häute sowie etwa dreißig Lasten persönliches Gepäck und Lagerausrüstung zu tragen. Letztere, so stellte ich fest, waren in fünfzig leichte Lasten umgewandelt worden, wobei ihr eigentliches Gewicht von sechzig bis siebzig Pfund durch das Fleisch ergänzt worden war, das sie mitgehen lassen hatten. Ich nahm also jedem Mann sofort einen Teil seines unrechtmäßig erworbenen Gewinns ab, ordnete die Lasten neu und schaffte es so, den gesamten Fleischvorrat zurück nach Taveta zu bringen. Die Männer, die am frühen Morgen zu uns gestoßen waren, sagten, sie hätten drei Elefanten nahe dem Nordende des Sees gesehen, aber wir sahen auf dem Heimweg keine Spur von ihnen und erlegten während der gesamten Rückreise lediglich eine einsame Schnepfe.

Als wir nach einem viereinhalbstündigen Marsch in Taveta ankamen, stellten wir fest, dass B. und H. am Tag zuvor aus Rhombu zurückgekehrt waren, nachdem sie exzellente Jagderfolge erzielt hatten. Ihre Strecke belief sich auf einundvierzig Stück Wild, darunter zwei Oryx-Beisa, eine Löwin, vier Gnus, mehrere sehr gute Grant-Gazellen, ein Strauß, ein Riedbock, ein Serval und so weiter. Jackson war ebenfalls von einem Besuch bei Mandara zurückgekehrt, aber Graf Teleki war abgereist, um Miriale zu besuchen, einen kleinen Häuptling, der zwischen den Wa-moci und Wa-rhombu lebt. Seine Absicht war, glaube ich, den Berg von dort aus zu besteigen, und wir hörten später, dass er einen tapferen Versuch unternahm, es ihm aber nicht gelang, den Gipfel zu erreichen.

Unser Ausflug war nun praktisch am Ende angelangt, und alles, was noch zu tun blieb, war, unsere Kopf-Häute zu präparieren und sie so gut wie möglich für die Reise hinunter zur Küste zu verpacken. Während C. und ich so eifrig beschäftigt waren, brachen B. und H., die beabsichtigten, noch einige Monate länger in jenen Gegenden zu bleiben, in den Dschungel um Kahe auf, fest entschlossen, ernsthaft auf Elefanten zu jagen. Doch am Tag nach ihrer Abreise trafen Sonderboten von Herrn Holmwood in Taveta ein, die die traurige Nachricht von einem plötzlichen Todesfall in B.s Familie überbrachten, was natürlich einen Schatten auf uns alle warf. Aufgrund dieser betrüblichen Nachricht verschoben C. und ich unsere Abreise um einen Tag, damit B. rechtzeitig wieder zu uns stoßen konnte, um mit uns zur Küste zurückzumarschieren. Aus diesem Grund war es erst der 21. April, als wir uns wehmütig von den gastfreundlichen Wa-taveta und unserem Hauptquartier-Lager verabschiedeten, wo wir eine so angenehme Zeit verbracht hatten. Einfachere oder freundlichere Eingeborene als die Wa-taveta erwarte ich nie wieder zu treffen, und sie haben meine besten Wünsche, dass sie so glücklich bleiben, wie wir sie vorgefunden haben, ungestört sowohl von den Einflüssen der Zivilisation als auch von den feindseligen Angriffen ihrer Nachbarn.



1—Night rattles worn on ankle to shew the wearer is not a thief.—2—Brass massive necklace taken from a man whose head was cut off, 3 Native earrings. 4—Colobus monkey skin, with slit in the middle, worn by the Masai round the neck. 5—Necklaces of coiled brass wire ; fine chains and beads attached. 6—Caga knife and sheath. 7—Caga Pipe, 8—Gourd snuff-box studded with nails. 9—Taveta snuff-boxes (horn), decorated with beads and fine chains. 10—Wooden bowls from Taveta 11—Kiboso or Masai shields and spears. 12—Native sword and scabbard. 13—Knobkerries. 14—Wa Rnombu shield and spears. 15—Taveta married woman's bead and leather girdle. 16—Sweet-smelling grass necklace.—17—Bead and chain necklace, 18—Ditto bracelet. 19—Brass wire coiled bracelet with chains. 20—Complete dress of Wa Moci damsal (red bead tassle). 21—Taveta married woman's brass coil earring. 22—Native rings. 23—Kiboso leather flap to sit on, worn behind. 24—Wa Teita 3 legged stool—chain attached. 25—Wa Teita bow, poisoned arrows and quiver.

1. Fußrasseln, die am Knöchel getragen werden, um zu zeigen, dass der Träger kein Dieb ist.

2. Massive Messinghalskette, die einem Mann abgenommen wurde, dem der Kopf abgeschlagen worden war.

3. Einheimische Ohrringe.

4. Fell eines Colobus-Affen mit einem Schlitz in der Mitte, von den Masai um den Hals getragen.

5. Halsketten aus gewickeltem Messingdraht; daran befestigt feine Ketten und Perlen.

6. Tschagga-Messer und Scheide.

7. Tschagga-Pfeife.

8. Kürbis-Schnupftabakdose, mit Nägeln beschlagen.

9. Taveta-Schnupftabakdosen (aus Horn), verziert mit Perlen und feinen Ketten.

10. Holzschalen aus Taveta.

11. Schilde und Speere der Kiboso oder Masai.

12. Einheimisches Schwert und Scheide.

13. Knobkerries (Wurf- oder Schlagstöcke).

14. Schild und Speere der Wa-Rhombu.

15. Perlen- und Ledergürtel einer verheirateten Frau aus Taveta.

16. Halskette aus wohlriechendem Gras.

17. Halskette aus Perlen und Ketten.

18. Desgleichen Armband.

19. Gewickeltes Messingdraht-Armband mit Ketten.

20. Vollständige Kleidung eines Mädchens der Wa-Moci (mit roter Perlenquaste).

21. Messing-Spiralohrring einer verheirateten Frau aus Taveta.

22. Einheimische Ringe.

23. Lederklappe der Kiboso zum Daraufsitzen, hinten getragen.

24. Dreibeiniger Schemel der Wa-Teita – mit befestigter Kette.

25. Bogen, vergiftete Pfeile und Köcher der Wa-Teita.

Über die Rückreise brauche ich nicht viel zu sagen, da sie über dasselbe Gelände führte, das wir beim Aufmarsch passiert hatten. Da es fast nur bergab ging, war das Vorankommen leichter und angenehmer, und aufgrund der Jahreszeit war Wasser reichlicher vorhanden. Der einzige lange Marsch, den wir bewältigen mussten, war von Maungu nach Ziwani, wo wir diesmal ausreichend Wasser fanden. Auch das Wild war entlang der Marschroute zahlreicher; zwischen Taveta und Maungu sahen wir Mengen an Impalas, Straußen, Grant-Gazellen, Kuhantilopen, Zebras, Oryx-Beisas, Steinböckchen, Elenantilopen und Giraffen, dazu einige Warzenschweine und ein oder zwei kleine Kudus. Unbequem war allerdings der heftige Regen, der uns fast die ganze Zeit begleitete; er

machte das Vorankommen ermüdend, da der Pfad wegen der leichten und bröckeligen Beschaffenheit des Bodens äußerst schlüpfrig wurde. Dennoch sollte ich mich nicht beklagen, denn dieser Regen ermöglichte es uns, den langen Marsch von fünfundvierzig Meilen von Klein-Langora nach Mu-komeni zu unterbrechen, da wir auf halbem Weg bei Ziwa-mazungu eine schmutzige Pfütze mit genügend Wasser fanden, um für die Nacht zu lagern.

Bei der Annäherung an Matate mussten wir auf der Hut sein, denn wir erhielten in Mu-komeni die Nachricht, dass Mabrouki, ein rebellischer Untertan des Sultans von Sansibar, sich hier in der Gegend aufhielt, von Raub lebte und vorbeiziehende Karawanen belauerte. Er hatte kürzlich einige der hundert Männer angegriffen und getötet, die Graf Teleki zurück zur Küste geschickt hatte, um die überschüssigen Lasten zu holen, die er hatte zurücklassen müssen. Wir trafen hier auf ein paar Männer, die sich am Weg herumtrieben und die ich für seine Späher halte; aber wir passierten die Stelle unbehelligt. Später hörte ich, dass er nur Suaheli-Karawanen angriff und davor zurückschreckte, Europäer zu belästigen, aus Angst, den Unmut des englischen Konsuls zu erregen.

Am 25. April kamen wir in Mkuyu (dem Ort des Sykomorenbaums) am Fuße des Ndara an. Nach ein oder zwei Stunden Rast marschierte die Karawane weiter nach Jovia, während ich genug Energie aufbrachte, um den Berg zu besteigen und seine bewohnte Hochebene zu untersuchen. Ich muss gestehen, dass ich in meinem Entschluss durch die Vorstellung bestärkt wurde, dieser Weg sei – abgesehen davon, dass er neu für mich war – etwas kürzer als der mühsame Marsch von acht Meilen um den Fuß dieses Gebirgszugs herum. Ich habe nie einen größeren Irrtum begangen. Zunächst gab es einen harten Aufstieg von etwa 1500 Fuß über einen felsigen und schwierigen Pfad zu bewältigen; und nach der Überquerung der welligen Hänge am Gipfel folgte der Abstieg nach Jovia, der sich als der schlimmste Weg erwies, dem ich auf all meinen Wanderungen in Afrika je begegnet bin: schlüpfriger Fels und loses Geröll bei jedem Schritt, Letzteres meist durch hohes Gras verborgen, und das Ganze hier und da von Gebirgsbächen durchschnitten. Dennoch wurde ich für meine Mühen durch die herrliche Aussicht auf das umliegende Land entschädigt, die man vom Gipfel des Berges genießt. Auch die Blumen am Wegesrand waren zahlreich und vielfältig, manche von süßem Duft; allerdings stieß ich auf keine der Orchideen, die ich nach den Berichten der Herren Thomson und Johnston erwartet hatte. Vielleicht blühten sie zu jener Zeit nicht, und meine geringen Botanikkenntnisse erlaubten es mir nicht, sie von anderem Kraut zu unterscheiden.

Am höchsten Punkt angekommen, rastete ich eine Weile, um bei Herrn Wrays Haus Atem zu schöpfen. Es war leider verschlossen, und wie ich von einigen Einheimischen erfuhr, war er gerade aufgebrochen, um uns in Jovia zu besuchen. Herr Wray lebt in einem kleinen, zweizimmrigen Haus aus verzinktem Eisen, bestehend aus einem Vorratsraum sowie einem kombinierten Wohn- und Schlafzimmer. Ich blickte durch das Fenster des Letzteren in der Hoffnung, einen englischsprachigen Diener zu entdecken, aber die einzigen Lebewesen, die ich sah, waren eine Katze und ein Wurf Kätzchen, die Herrn Wrays Bett besetzt hielten. Das Haus steht in herrlicher Lage am Rande eines Abgrunds von etwa 1500 Fuß Tiefe und ist von einigen Nebengebäuden und Hütten umgeben, die von seinen einheimischen Wa-teita-Dienern bewohnt werden. Eine lange, niedrige Hütte befand sich im Bau, die – wie man mir später mitteilte – als Kirche und Schulhaus gedacht war. Die bewohnte Hochebene ist malerisch und hübsch gewellt; sie erstreckt sich über mehrere Meilen, wird größtenteils bewirtschaftet und die Luft ist sehr klar und belebend.

Als ich das Lager in Jovia erreichte, stellte ich fest, dass die Karawane bereits eingetroffen, die Zelte errichtet und alles in bester Ordnung war – was bewies, dass ich die längere Route gewählt hatte. Wir hatten hier einen erzwungenen Aufenthalt von einem Tag, da wir ein Kontingent von Männern der Rabai-Mission erwartet hatten, die uns beim Tragen

einiger Lasten helfen sollten. Dies hätte es Martin ermöglicht, mit so vielen Männern, wie wir entbehren konnten, zu H. nach Taveta zurückzukehren, der in der Zwischenzeit zwangsläufig sehr unterbesetzt war. Unglücklicherweise trafen wir sie erst vierzig Meilen weiter, da sie aufgrund irgendeines Missverständnisses nicht rechtzeitig in Rabai aufgebrochen waren.

Wir hielten es daher für das Beste, einen Tag hier zu bleiben, um den Rabai-Männern eine Chance zum Eintreffen zu geben; in der Zwischenzeit versuchten wir, einige Wa-teita zu bewegen, uns beim Tragen unseres Gepäcks zu helfen. Im Laufe des Tages versprachen zwölf, uns zur Küste zu begleiten, aber bis zum nächsten Morgen hatten sie es sich anders überlegt, und kein einziger erschien. Da wir nicht länger warten konnten, machten wir das Beste aus der Lage, indem wir das Gewicht unserer Lasten erhöhten, was es Martin ermöglichte, mit achtundzwanzig Männern zurückzukehren. Ich möchte hier erwähnen, dass wir ihm für seine exzellenten Dienste zutiefst verpflichtet waren; ich kann ihn jedem, der eine Expedition in dieses Land plant, uneingeschränkt empfehlen. In der Tat halte ich jeden Reisenden, dem seine Dienste zuteilwerden, für außergewöhnlich glücklich und in der bestmöglichen Position für eine erfolgreiche und angenehme Reise.

Von Jovia nach Mombasa verlief die Reise ohne Zwischenfälle. Erwähnenswert ist lediglich, dass wir mehrere Geierperlhühner erlegten – eine Art, der wir zuvor nie begegnet waren. Ihr Gefieder ist herrlich, und abgesehen von der Verunstaltung durch ihre hässlichen, kahlen und geierartigen Köpfe wären sie höchst schöne Vögel. Schließlich kamen wir am 3. Mai in Mombasa an. Die wenigen Tage hier, während wir auf die Post für die Heimreise warteten, waren voll ausgefüllt mit dem erneuten Verpacken unserer Köpfe und Häute für die Seereise sowie mit der Auszahlung unserer persönlichen Gewehrträger und jener Männer, die nicht zu H. zurückkehren sollten. Ich schlug vor, die Freiheit meines Lieblings-Gewehrträgers Faas zu kaufen; er sagte mir jedoch, er ziehe es vor, ein Sklave zu bleiben, da er dann immer ein Zuhause hätte, zu dem er gehen könne, wenn er arbeitslos sei. So sparte ich die acht Pfund, die seine Freilassung gekostet hätte.

Die deutschen Kolonisten kamen zu dieser Zeit scharenweise mit jeder monatlichen Post an, und auf dem Rückweg machte ich die Bekanntschaft eines der Leiter ihrer Gesellschaft, der wie wir auf dem Heimweg war. Im Laufe des Gesprächs entnahm ich, dass die deutsche Vorstellung von Kolonisation in diesen Gegenden recht willkürlich war, und ich wagte ihm gegenüber die Prophezeiung, dass sie die Einheimischen entweder aus dem Land treiben oder in ernsthafte Unruhen verwickelt würden, sofern sie ihre Absichten hinsichtlich der Behandlung der Eingeborenen nicht änderten. Die späteren Ereignisse haben aufgrund der taktlos-anmaßenden Politik einiger dieser Abenteurer meine Vorhersage leider praktisch bestätigt und folglich die Existenz einer großen Zahl der 7000 britischen Untertanen (hauptsächlich Hindus und Parsen), die in Sansibar und an der Küste des Festlands leben, halb ruiniert.

In dem Bedauern über die vielen Unzulänglichkeiten dieses Werkes verabschiede ich mich nun von meinen Lesern und kann nur hoffen, dass sie nicht ganz so froh sind, das Ende der Erzählung erreicht zu haben, wie ihr ergebener Diener, der Autor, es in diesem Augenblick ist.

VERZEICHNIS DES WILDES

‚das von der Jagdgesellschaft rund um den Kilimandscharo zwischen Dezember 1886 und April 1887 erlegt wurde:

| Wildart | Anzahl |

| : | : |

| Büffel | 21 |

| Nashorn | 66 |

| Elefant | 2 |

| Löwe | 3 |

| Flusspferd | 4 |

| Giraffe | 8 |

| Leopard | 1 |

| Zebra | 4 |

| Elenantilope | 6 |

| Gnu | 9 |

| Kuhantilope | 39 |

| Oryx-Beisa | 9 |

| Grant-Gazelle | 40 |

| Impala | 39 |

| Wasserbock | 17 |

| Kleiner Kudu | 2 |

| Buschbock | 4 |

| Riedbock | 2 |

| Roter Buschbock | 1 |

| Waller-Gazelle (Gerenuk) | 1 |

| Ducker | 1 |

| Steinböckchen | 17 |

| Neotragus Kirkii (Dikdik) | 13 |

| Gazelle von Grave Island | 1 |

| Strauß | 5 |

| Warzenschwein | 15 |

| Serval | 1 |

| Fleckenhyäne | 6 |

| Streifenhyäne | 1 |

| Schakal | 3 |

| Fuchs | 1 |

| Riesentrappe | 6 |

| Alligator | 2 |

| **Gesamtsumme** | **350** |

BRIEF VON SIR R. G. HARVEY,

einschließlich eines Berichts über eine Reise den Tana-Fluss hinauf.

Mein lieber Johnny, – deinem Wunsche entsprechend sende ich dir einen kurzen Bericht über unsere letzte Expedition nach Ostafrika, die insgesamt zehn Monate dauerte. Wir brachen Anfang Februar von Mombasa auf mit 290 Afrikanern, sechs Goanesen und einem indischen Diener unter der Leitung von Martin, der zusammen mit Greenfield, Hunter und mir die Karawane bildete. Wir führten 130 Snider-Gewehre, zwanzig Vorderlader-Musketen, zwei Martini-Henry-Gewehre und zehn Colts-Repetiergewehre mit uns; zusammen mit unseren Gewehrträgern und uns selbst waren wir genau 180 bewaffnete Männer.

Wir bezogen unser altes Quartier in Taveta und suchten den größten Teil des alten Geländes vom Vorjahr wieder auf, mit Ausnahme der Gegend am Jipe-See. Zudem drangen wir erheblich weiter westlich in Richtung Mount Meru vor und nach Nordosten bis zu den Ukambani-Hügeln. In Richtung Meru gerieten wir bald unter die Masai, und obwohl zwei große Kriegertrupps abwesend waren, um in Ukambani und nahe Pangani zu kämpfen, bereiteten sie uns so viel Ärger, dass wir froh waren, sie nach wenigen Tagen wieder zu verlassen. Wir waren sehr beeindruckt von der enormen Menge an Vieh in ihrem Land und der Zahmheit der wilden Tiere, die uns meist bis auf zweihundert Yards – oft sogar viel näher – herankommen ließen, ohne sich stören zu lassen. Die Menge der Masai-Kraals und die Zahl des weidenden Viehs machten das Schießen mit dem Gewehr geradezu gefährlich, da das Verwunden eines ihrer Tiere vermutlich sofort einen *Casus Belli* dargestellt hätte. Hier fanden wir große Mengen von *G. Thomsoni* (Thomson-Gazelle), die der gewöhnlichen indischen Chikara sehr ähnelt, aber viel leuchtender gefärbt ist und einen dunklen Streifen an den Flanken besitzt. Auch ihre Hörner sind länger und gerader und weichen nicht so stark auseinander.

In der Richtung Ukambani fanden wir immense Wildmassen, besonders Oryx-Antilopen und Gnus, sowie eine beträchtliche Anzahl von Elenantilopen, Büffeln, Nashörnern und Thomson-Gazellen. Auf einem einzigen Marsch passierten wir nicht weniger als dreiundzwanzig Nashörner, die einzeln, zu zweit oder zu dritt auftraten. Hunter erlegte eine Nashornkuh mit einem zweiunddreißig Zoll langen Horn, und ich einen Bullen mit einem neunundzwanzig Zoll langen Horn, das an der Basis einen Umfang von siebenundzwanzig Zoll aufwies. Dies ist bei weitem das schwerste Horn, das ich je in Afrika gesehen habe.

Während unseres Aufenthalts in der Region des Kilimandscharo hatten wir sehr guten Jagderfolg, aber das Wild war in der Nähe von Taveta nicht mehr so zahlreich wie im Jahr

zuvor. Ein Dr. Abbott, ein Amerikaner, und mehrere Deutsche hatten dort ebenfalls gejagt, was zusammen mit unserer früheren Expedition das Wild in das Land der Masai zurückgetrieben hatte. Tatsächlich wird jeder zukünftige Sportsmann, der diese Regionen besucht und erstklassigen Jagderfolg sucht, mitten unter die Masai gehen und die Kosten für eine sehr große Karawane auf sich nehmen müssen. Unter anderem erlegten wir vier Löwen – Hunter einen und ich die anderen drei. Ich hatte großes Pech, drei weitere zu verlieren, die ich verwundet hatte; eine sehr knappe Begegnung mit einer verwundeten Löwin machte mich jedoch sehr vorsichtig, verwundeten Löwen allein zu Fuß in das dichte Gebüsch zu folgen. Hunter und ich schafften es auch, das kleine Tier am Berg zu schießen, das wir im Jahr zuvor so unbedingt erlegen wollten. Es stellte sich schlicht als das gewöhnliche Steinböckchen der Ebenen heraus, das in 11.000 Fuß Höhe ein langes Fell entwickelt hatte und aus der Ferne dem Moschustier des Himalayas sehr ähnelte. Dr. Abbott sicherte sich in etwa 9.000 Fuß Höhe ein außergewöhnliches Tier, das einem Serau sehr ähnlich sah, aber noch dunkler gefärbt war, auf kürzeren Beinen stand und etwa neun Zoll lange Hörner hatte. Ich glaube, dass dies eine völlig neue Spezies ist.

Was Unfälle betrifft, hatten wir dieses Jahr Pech: Wir verloren einen Mann, der von einem Löwen getötet wurde, zwei durch Büffel, drei wurden von Masai erschpeert und zwei starben an Ruhr; Letztere war unter den Männern weit verbreitet, und wir selbst sowie unsere indischen Diener litten alle unter Fieber. Zu den drei von den Masai getöteten Männern gehörte auch unser Anführer Ali Mahomed, dessen Verlust wir sehr bedauerten. Unsere Männer, zweiunddreißig an der Zahl, die Hörner usw. zur Küste trugen, wurden angegriffen, als sie ein trockenes Flussbett kurz hinter unserem alten Lager bei Maji-a-chumvi überquerten; die letzten drei Männer wurden fast augenblicklich getötet. Die gesamte Gruppe war bewaffnet, und Ali Mahomed trug ein Colts-Repetiergewehr mit fünfzehn Patronen bei sich. Wir kehrten am 1. September nach einem sehr trockenen Marsch nach Mombasa zurück, da es in Maungu kein Wasser und an anderen Orten nur wenig gab. Während dieser Reise schossen wir etwa 350 Stück Großwild, das allesamt von unseren Männern verzehrt wurde.

Hier erwarteten die Männer, ihren gesamten ausstehenden Lohn zu erhalten; da wir jedoch wussten, was das Ergebnis sein würde, weigerten wir sich, den Lohn auszuzahlen, erklärten uns aber bereit, jedem Träger zehn Rupien und einigen der besonneneren Männer mehr vorzuschießen. Das Ergebnis war jedoch nicht ermutigend, denn als wir am nächsten Morgen Männer zum Arbeiten brauchten, erschienen nur sechs, und diese waren nicht völlig nüchtern. Der Rest der Karawane gab sich einer regelrechten afrikanischen Ausschweifung hin und kehrte erst allmählich zurück, als ihre zehn Rupien aufgebraucht waren. Afrikaner haben nur drei Vorstellungen von Vergnügen: Essen, Trinken und Frauen. In diesem Fall floss der Großteil des Geldes in einen kleinen goanesischen Laden, der Hamburger Branntwein verkaufte. Dieses furchtbare Gebräu wird von der Firma Hansing & Co. aus Sansibar nach Ostafrika importiert und für viereinhalb Dollar pro Dutzend verkauft.

Erst am 11. September waren wir bereit, erneut zu unserer Reise zum Tana-Fluss aufzubrechen. Ich sende dir einen kurzen Bericht über diese Expedition, da mit Ausnahme der Brüder Denhardt noch kein Europäer diesen Fluss weiter als dreißig oder vierzig Meilen hinaufgefahren ist. Der Tana-Fluss entspringt in der Umgebung des Mount Kenia und fließt nach einem südöstlichen Verlauf bei etwa zwei Grad südlicher Breite ins Meer. Wir stellten fest, dass Kanus während der Regenzeit wahrscheinlich etwa dreihundert Meilen weit hinauffahren können.

Wir erreichten Freretown um zwölf Uhr, wo wir die Karawane versammelt erwarteten, aber es war 1.30 Uhr, bevor eine ausreichende Anzahl unserer Männer eingetroffen war, um aufzubrechen, und selbst dann blieben viele Betrunkene zurück. Wir marschierten

dann durch dichte Kokosnussplantagen usw. bis zum Abend des 13., als wir den Kalefi-Creek überquerten. Dort sahen wir das Vermessungsschiff *Stork*, worüber die Einheimischen höchst aufgeregt waren, in dem Glauben, es handele sich um ein deutsches Kriegsschiff, das gekommen sei, um diesen Teil der Küste zu annektieren. Hier hörten Greenfield und Hunter, dass eine Dau nach Malindi auslaufen sollte, und vereinbarten, mit ihr zu fahren, um der erstickenden Hitze der Küste zu entgehen. Die Hitze war schlimm genug, aber aus früherer Erfahrung dachte ich, die Dau wäre schlimmer, und blieb daher bei der Karawane. Am 16., nach drei sehr heißen Märschen, teils durch Plantagen, teils durch Buschland, in dem ich einige alte Elefantenfährten sah, kamen wir in Malindi an und fanden meine Freunde in einem Haus untergebracht, das dem Lewali von Mombasa gehörte. Sein Neffe fungierte als unser Gastgeber und tat sein Bestes, um uns zufrieden zu stellen. Er war ein stattlicher Mann, gut gekleidet, mit guten Manieren und so hellhäutig wie jeder Europäer.

Hier hatten wir erhebliche Schwierigkeiten, Führer zu finden, die uns begleiteten; und da sie die direkte Route nach Golbanti nicht kannten oder dies behaupteten, mussten wir die Mündung des Tana ansteuern und darauf vertrauen, ihm flussaufwärts zu folgen. Unser erster Marsch von Malindi führte uns nur bis Membrui, da wir nur einen kleinen Einbaum hatten, um den Sabaki-Fluss zu überqueren, was für fast zweihundert Männer und eine große Menge Gepäck eine langwierige Angelegenheit war.

Nach Membrui marschierten wir durch ein sandiges, flaches Land, das mich sehr an Aldershot erinnerte, da es mit dunklen Pflanzen und Bäumen bedeckt war, die aus der Ferne Tannen und Heidekraut ähnelten. Dieses Land ist von Salzpfannen durchzogen, die entstehen, wenn die höchsten Fluten Wasser in den Senken ablagern; dieses trocknet in kurzer Zeit durch die Hitze der tropischen Sonne aus und hinterlässt eine dünne Salzschicht. Wilde Tiere lieben dieses Salz sehr, und wir sahen hier das erste Tier seit Mombasa. Wir erreichten Merereni am Abend und fanden uns am Ufer zwischen einer Menge baufälliger Hütten wieder. Diese Hütten werden von Sammlern des *Mueri* (Orseille-Flechte) genutzt, das in beträchtlichen Mengen in der Nachbarschaft wächst und als Farbstoff verwendet wird.

Da meine Freunde die Hitze nicht mochten, die auf dem weißen Sand tatsächlich sehr anstrengend war, beschlossen wir, am nächsten Abend um sechs Uhr aufzubrechen. Dies taten wir und erreichten um 7.30 Uhr einen Creek, den wir überqueren mussten. Wir mussten jedoch fast zwei Stunden warten, bis die Ebbe niedrig genug war, und mussten selbst dann bis zur Taille im Wasser waten und danach so schnell wie möglich eilen, um den nächsten Creek zu erreichen, bevor die Flut wieder stieg. Dies gelang uns nach einer Stunde hartem Marsch, und wir mussten uns erneut bis zur Taille ausziehen, um ihn zu überqueren. Unsere sieben Hunde, die schwammen, stellten fest, dass es das Äußerste war, was sie tun konnten, um diese langen Strecken gegen eine starke Flut zu bewältigen. Schließlich lagerten wir um 12.30 Uhr zwischen einigen wenig einladenden Sandhügeln.

Am nächsten Tag setzten wir unseren Marsch entlang des Sandes fort, wobei die Hunde Hunderte von Krabben verfolgten und nach ihnen schnappten, die bei unserer Annäherung ins Meer krochen. Einer unserer Hunde, namens Kiboko (das Flusspferd), der immer der Clown des Rudels war, wurde von einer großen Krabbe an der Nase gepackt, mit der er laut heulend über den Sand raste, bis einer unserer Träger sie mit einiger Mühe entfernte.

Bei unserer Ankunft an der Mündung des Tana am 20. September holten Martin und ich das Schleppnetz hervor, fingen aber nur ein paar kleine Fische und einige exzellente Garnelen. Wir stiegen dann mit unseren Dienern in einen großen Einbaum und fuhren den Fluss hinauf durch prächtige tropische Vegetation zu einem Ort, an dem der Sultan

eine kleine Wache aus irregulären arabischen Soldaten stationiert hatte. Hier stieß der Rest der Karawane zu uns. Früh am nächsten Morgen wurde ich durch die Nachricht geweckt, dass Herr During, ein Missionar und gebürtiger Sierra-Leoner, eingetroffen sei. Er hatte freundlicherweise zugestimmt, sein Bestes zu tun, um mir einige Einbäume zu kaufen, von denen ich wusste, dass eine kleine Flotte nötig sein würde, um unsere Vorräte und die Nahrung der Männer den Fluss hinauf zu transportieren. Er hatte netterweise eine kleine Dau mitgebracht, die der Mission gehörte; eine Fahrt darin war nach dem Marsch der letzten Woche sehr angenehm. Wir brachen um acht Uhr auf, die Diener begleiteten uns, aber die Karawane musste über Land gehen und sich so gut wie möglich durch den dichten Busch und die Mangrovensümpfe schlagen – ein höchst unangenehmer Marsch.

Wir selbst kamen gegen 16.30 Uhr in Charra an; die einzigen interessanten Objekte, die wir gesehen hatten, waren vier oder fünf Flusspferde und zwei Schwärme von Pfeifenten. Hier begannen wir sofort, das Lager aufzuschlagen und uns auf die Moskitos vorzubereiten, da ich sie bei einer früheren Reise hierher im Jahr 1885 als sehr schlimm empfunden hatte. In der Tat habe ich sie in keinem Teil der Welt jemals schlimmer gesehen. Die enorme Menge an ihnen ist zweifellos auf die sumpfige Natur dieses Teils des Landes zurückzuführen, das hier in jeder Hinsicht höchst wenig einladend ist. Zweimal im Jahr steht das gesamte Land für einige Monate tatsächlich unter Wasser, da der Fluss über seine Ufer tritt.

Wir setzten uns bei der Dämmerung zum Abendessen, aber die Moskitos erschienen bald in riesigen Scharen, und ich war gezwungen, Zuflucht auf meinem Bett innerhalb der Moskitonetze zu suchen. Ich hob den Vorhang nur sehr vorsichtig an, um die Teller für die verschiedenen Gänge entgegenzunehmen, die mir mein Diener Sadalla reichte, der munter umhersprang und dessen Bewegungen durch die Moskitos erheblich beschleunigt wurden.

Der Aufbruch am nächsten Morgen um 7.30 Uhr war höchst ungünstig, zumindest was das große Kanu betraf, in dem ich reiste, da meine Männer keine Ahnung vom Paddeln hatten; aber nach anderthalb Stunden harter Arbeit kamen wir zu einem kleinen Dorf der Wa-pokomo, wo wir die Dienste zweier regulärer Bootsleute sicherten.

Die folgende Methode zum Fortbewegen von Booten auf dem Tana wird von den Wa-pokomo praktiziert: Ein Mann sitzt im Heck mit einem Paddel, mit dem er das Boot bewegt und steuert, wobei er immer in Ufernähe bleibt und sich leicht zum Ufer hin neigt. Dies erlaubt dem anderen Mann, der im Bug steht, zu staken, indem er seine Stange am Ufer und nicht im Wasser aufsetzt. Der Grund dafür ist, dass der untere Teil des Tana für gewöhnliches Staken im Wasser im Allgemeinen zu tief ist.

Wir kamen gegen acht Uhr in Golbanti an und bezogen Quartier im neuen Missionshaus, das seit meinem früheren Besuch infolge der Ermordung des verstorbenen Ehepaars Houghton durch die Masai errichtet worden war. Es gereicht dem Architekten und Erbauer, Herrn During, zur großen Ehre. Die Fenster sind alle mit Eisenstäben versehen, und das Obergeschoss hat Veranden, von denen aus im Falle eines Angriffs ein heftiges Feuer unterhalten werden könnte; zudem gibt es eine starke Palisade aus kleinen Baumstämmen um das Haus und die Gärten. Auf unserer Reise den Fluss hinauf wurde eines unserer Boote mit etwa zehn oder zwölf Mann an Bord von einem Bienenschwarm angegriffen; die Männer waren bald über Bord, aber da sie in dichtem Buschland anlanden mussten, ging ein Mann für mehrere Tage verloren, tauchte aber schließlich wieder auf.

Wir blieben hier sechs Tage, packten unsere Sachen um und trafen Vorbereitungen für eine zweimonatige Jagd flussaufwärts. Während dieses erzwungenen Aufenthalts ging jeden Tag einer der Gruppe auf die Jagd, um das Lager mit Fleisch zu versorgen, was von

unseren Männern und den wenigen Gallas, die um die Mission lebten, gierig erwartet wurde. Das einzige Wild in nennenswerter Zahl waren Topis (*Alcephalus Senegalensis*). Sie wurden jedoch stets erlegt; Hunter tötete an einem Morgen gleich vier.

Wir hatten große Schwierigkeiten, Gallas als Führer für unsere weiteren Erkundungen zu gewinnen, sicherten uns aber letztlich zu einem höchst überteuerten Preis die Dienste von dreien. Es mag an dieser Stelle angebracht sein, etwas über die vier verschiedenen Rassen zu sagen, die in diesem Distrikt leben. Sie bestehen aus den Gallas, den Wa-sania (auch bekannt als Wa-boni und Wa-tai), den Wa-pokomo und den Somalis.

Die Gallas sind nicht zahlreich; ich bezweifle sogar stark, ob sie in diesem Teil Afrikas heute mehr als dreitausend Seelen zählen. Sie bildeten aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich einen Teil der nördlichen Gallas, wurden aber von den ständig vordringenden Somalis nach Süden getrieben, die nun zwischen ihnen und ihren Landsleuten stehen. Zum Zeitpunkt meines Besuchs 1885 besaßen sie große Viehherden, die jedoch seither von den Somalis aus dem Norden und den Masai aus dem Westen vollständig weggetrieben wurden. Sie sind eine hochgewachsene und schlanke Rasse mit guten Gesichtszügen, aber einem bösartigen Ausdruck, und von sehr dunkler Hautfarbe. Ihre Bewaffnung besteht aus zwei Speeren, einem großen und einem kleinen, beide mit blattförmigen Klingen – der größere zum Stoßen und der kleinere zum Werfen; ein kleines, einheimisches Messer in einer Scheide, ein kleiner runder Schild aus Giraffen-, Nashorn- oder Büffelhaut und ein großer zweischneidiger Schlagring aus Messing, der am kleinen Finger der linken Hand getragen wird. Als Schmuck tragen sie Halsketten aus Kupfer, Messing und Perlen, und die Ältesten einen großen Elfenbeinring oberhalb des Ellbogens. Sie sind meist in Falten aus amerikanischem Baumwollstoff gehüllt, der schmutzig braun gefärbt ist. Die Frauen sind ähnlich gekleidet wie die Masai-Frauen, jedoch ohne die endlosen Eisenspiralen, die jener Stamm trägt. Kein Mann gilt als bedeutend, solange er nicht jemanden aus einem anderen Stamm getötet hat; danach darf er zwei kleine Haarbüschel auf dem Oberkopf tragen. Beim Tod eines Galla erbt sein Sohn seinen Besitz, mit Ausnahme der Hütte und der Ehefrauen, die an den Bruder gehen. Der Bruder tritt beim formellen Besitzantritt feierlich in die Hütte ein und spricht den vermeintlichen Geist des verstorbenen Besitzers wie folgt an: „Komm heraus, alter Junge; du hattest deine Zeit, jetzt habe ich meine."

Vom Charakter her sind sie in hohem Maße hinterhältig, verräterisch und behindernd und leben derzeit von den sanftmütigen und großzügigen Wa-pokomo, die sie als ihre Herren anerkennen. Die Wa-sania, ebenso bekannt als Wa-boni und Wa-tai, sind ein Stamm von Jägern, die ausschließlich von den Erzeugnissen der Jagd leben; ihre einzigen Waffen sind Bögen und vergiftete Pfeile. Sie nutzen auch Gruben, um Wild zu fangen. Sie erkennen die Gallas als Herren des Landes an und müssen ihnen, wenn sie einen Elefanten töten, einen Stoßzahn abgeben.

Die Wa-pokomo (Leute vom Pokomo, d. h. vom Tana-Fluss) sind ein Negerstamm, der an den Ufern des Flusses lebt; eine friedliche und fleißige Rasse, die große Mengen der üblichen einheimischen Erzeugnisse und an einigen Stellen Reis anbaut. Sie sind exzellente Bootsleute und benutzen Einbäume aller Größen, von denen man stets große Mengen gegenüber ihren Dörfern sehen kann. Ihre Dörfer sind auf Anhöhen an den Flussufern errichtet und landseitig von starken Palisaden umgeben; jeder mögliche Zugang ist durch unsichtbare Fallgruben gesichert, um marodierende Somalis oder Masai abzufangen. Sie sind sehr geschickt darin, Fische auf jede erdenkliche Weise zu fangen, aber ihre bevorzugte Methode besteht darin, eine Kette zu bilden und langsam durch die Sümpfe am Tana zu marschieren, wobei sie im Gehen mit ihren Fischspeeren in alle Richtungen stoßen. Auf diese Weise fangen sie sehr große Mengen Fisch, insbesondere eine Welsart, die bis zu sieben oder acht Pfund wiegt.

Die Somalis leben nördlich des Tana und kommen selten so weit südlich wie an den Fluss, außer auf dem Höhepunkt der Trockenzeit, um ihr Vieh zu tränken, oder gelegentlich bei Sklavenraubzügen auf die Wa-pokomo und Gallas, die nahe dem Fluss leben. Erstere überfallen sie wegen Sklaven und Letztere, um ihr Vieh zu rauben. Sie sind eine stattliche Rasse, den Gallas sehr ähnlich, aber kaum so dunkel, mit fast denselben Bräuchen, und gewinnen jährlich an Macht. Da sie jedoch Mohammedaner sind, sind sie in mancher Hinsicht etwas aufgeklärter.

Am 28. September brachen wir früh von Golbanti auf und lagerten nach zwei Stunden Marsch an einem Arm des Ashako Babo, was, wie ich glaube, der Galla-Name für den Pelikan-See ist. Dies ist ein schönes, flaches Gewässer, in dem es von Wasservögeln und einigen Flusspferden wimmelt; es ist etwa zehn Meilen lang und anderthalb Meilen an seiner breitesten Stelle. Hier verbrachten wir die Mittagszeit, um den Männern das Kochen ihres Essens zu ermöglichen und einen Wasservorrat anzulegen, da wir wussten, dass wir diese Nacht im trockenen Busch lagern müssten. Um 14.30 Uhr brachen wir auf und lagerten nach zweieinhalb Stunden extrem heißem Marsch an einer offenen Stelle im Busch. Am nächsten Tag marschierten wir etwa drei Stunden zu meinem am weitesten entfernten Lager von 1885 und schossen unterwegs erfolglos auf einige Topis. Erfolgreicher waren wir jedoch beim Erlegen von sieben Geierperlhühnern auf einem kleinen Hügel, der einfach übersät war mit diesen Vögeln, Sandflughühnern und Rebhühnern. Am Abend schoss ich einen Topi und verwundete einen weiteren, und Hunter schoss einen Wasserbock (*Kuru*).

Am nächsten Tag machten wir Halt, und alle gingen in verschiedene Richtungen zur Jagd. Auf der Verfolgung eines verwundeten Topis traf ich Greenfield, der mir berichtete, er habe zwei schöne kleine Kudus gesehen, aber nicht mein verwundetes Tier. Nachdem wir uns wieder getrennt hatten, fand ich den verwundeten Topi und einen weiteren, die ich beide erlegte. Greenfield schoss ebenfalls einen dritten, und bei der Rückkehr ins Lager stellte sich heraus, dass Hunter drei Stück Wild und eine Riesentrappe geschossen hatte. Da ich mich in der Nacht unwohl fühlte und die Chance auf weitere Wildvarianten gering war, beschloss ich, im Lager zu bleiben. Greenfield und Hunter gingen jedoch aus; Ersterer schoss zwei Topis und Letzterer einen Wasserbock (*Kuru*). Um zwölf Uhr trafen Martin und During mit der kleinen Dau und den Kanus ein. Wir vereinbarten dann, dass sie sofort weiterfahren und uns am nächsten Tag an einem Ort namens Ngatama treffen sollten. Wir brachen am nächsten Morgen von unserem Lager nahe Mingala auf, in der Absicht, die Boote in Ngatama zu erreichen. Nach dreieinhalb Stunden Marsch fragte ich, wo Ngatama sei, und man sagte mir, es läge beträchtlich zu unserer Rechten, auf der anderen Seite eines fast undurchdringlichen Sumpfes. Ich schickte daher einen Brief an During und wies ihn an, nach Dera weiterzufahren, was, wie man mir sagte, der nächste Ort sei, an dem wir den Fluss berühren würden. Wir marschierten dann noch zwei Stunden weiter zu einer Stelle, von der die Gallas sagten, es gäbe dort Wasser. Nach langem Suchen im dichten Busch wurde es schließlich gefunden, und die Männer begannen, ihr Essen zu kochen. Sie brauchten jedoch so lange dafür, dass wir an diesem Abend nur noch eine weitere anderthalb Stunden schafften und im Freien lagerten. Am folgenden Tag, nach drei Stunden Marsch durch dichten Busch, stießen wir auf ein beträchtliches Gewässer, auf dem Wa-pokomo beim Fischen waren. Während der Regenzeit, wenn der Tana seinen Höchststand hat, ist dieses Gewässer mit ihm verbunden. Wir machten hier während der Mittagshitze unter schattigen Bäumen Halt und erreichten am Nachmittag den Tana. Hier beschlossen wir, die Ankunft der Boote abzuwarten; aber da uns der Häuptling von Koso, dem Hauptdorf des Dera-Distrikts, in sein Dorf eingeladen hatte, marschierten wir am nächsten Abend dorthin und lagerten in seinen Plantagen. Der Häuptling schien wohlwollend gestimmt und sagte, er würde uns drei Führer für die Jagd am nächsten Tag besorgen.

Hunter und ich gingen am Morgen zur Jagd; nachdem wir den Fluss in einem Kanu überquert hatten, erreichten wir nach einem langen Marsch durch einen Sumpf trockenes Land. Wir trennten uns dann. Ich schoss einen ordentlichen Wasserbock und einen Topi, und Hunter einen Wasserbock. Im Laufe des Morgens stieß ich auf eine Gruppe von Wa-pokomo, die in einem Sumpf Fische speerten; sie schienen eine gute Beute gemacht zu haben und hatten neben einer Anzahl von Welsen eine andere Art mit glatter, gefleckter Haut. Einige von ihnen hätten, denke ich, acht oder neun Pfund gewogen.

During und Martin kamen am nächsten Morgen an, woraufhin ich Martin anwies, sofort mit dem Kauf von Lebensmitteln zu beginnen, die der Häuptling mir als bereitstehend versprochen hatte. Als wir ihn fragten, wo die Lebensmittel seien, bestritt er, welche zu haben, und weigerte sich völlig, uns in irgendeiner Weise zu helfen. Wir sahen sofort, dass etwas nicht stimmte, und kamen nach einer Untersuchung zu dem Schluss, dass unsere Galla-Führer versuchten, unser weiteres Vordringen ins Innere zu stoppen, indem sie die Einheimischen überredeten, uns zu „boykottieren". Dies ist eine in Afrika sehr verbreitete Praxis und oft höchst effektiv gegen Reisende mit kleinen Karawanen. Angesichts dieser Wendung ließ ich unsere Männer vor dem Häuptling antreten, bewaffnet mit ihren Snider-Gewehren, und sagte ihm, dass wir unsere Männer in das stehende Getreide schicken würden, damit sie sich selbst bedienten, falls nicht innerhalb von zwei Stunden Lebensmittel einträfen. Wir würden ihn dann mit der Rate eines Ochsen pro Tag bezahlen – was eine faire Bezahlung für die Verpflegung unserer Karawane gewesen wäre. Den Galla-Führern wurde gedroht, dass man ihnen im Falle weiterer Schwierigkeiten Steine um den Hals binden und sie in den Fluss werfen würde.

Diese Demonstration hatte eine sehr gute Wirkung, und es trafen Lebensmittel ein, die wir den Nachmittag über kauften; am nächsten Morgen bestanden sie aus Reis (*Mpunga*), Mais (*Mahindi*) und kleinen Bohnen (*Kundi*). Am Nachmittag verließen wir During, der nach Golbanti zurückkehrte, und marschierten mit unseren Männern und einem Zweitagesvorrat an Lebensmitteln am Südufer des Flusses entlang, während der Rest in unseren Kanus den Fluss hinaufgebracht wurde. Das Land hier besteht aus dichtem, immergrünem Busch und Sümpfen mit hohem Gras, die sich eine viertel bis dreiviertel Meile beiderseits des Flusses erstrecken; danach wird das trockene Land erreicht, das entweder eine trockene, offene Ebene oder dicker Dornbusch ist, stellenweise eine Masse aus Kakteen und Aloen. Dies ist das allgemeine Erscheinungsbild des Landes am Tana; der Boden in Flussnähe ist exzellent, und man könnte dort alles anbauen.

Am 8. Oktober hatten wir einen sehr umständlichen Marsch und lagerten schließlich in dichtem Busch am Flussufer. Wir hatten unterwegs einige Gerenuks (*G. Walleri*) gesehen, also ging Hunter am Abend hinter ihnen her, schaffte es aber nur, eines zu verwunden. Ich schoss ein Warzenschwein, war aber erneut von seinen Zähnen enttäuscht, die kümmerlich waren. Am nächsten Tag hatten wir einen unangenehmen Marsch durch hohes Gras und Palmen und mussten den Fluss zweimal überqueren, um den dichtesten Teil des Busches zu vermeiden. Schließlich lagerten wir unter dichten Bananenstauden und hatten ein sehr mühsames Interview mit den Einheimischen, das am Morgen fortgesetzt wurde. Dies ist eines der größten Dörfer am Tana, und es stellte sich heraus, dass dort, obwohl der weitaus größte Teil der Bevölkerung Wa-pokomo waren, auch einige Gallas und Wa-sania lebten. Das Ergebnis war, dass wir die Häuptlinge von jedem Stamm mit Geschenken versorgen mussten.

Jedem der beiden erstgenannten gaben wir eine kleine österreichische Decke und den Wa-sania acht Handbreit amerikanisches Baumwolltuch. Danach versorgten sie uns mit Lebensmitteln und versprachen Führer der Wa-sania für die Jagd. Ihre Versprechen wurden jedoch nicht gehalten; nachdem wir also am nächsten Morgen vergeblich gewartet hatten, musste Martin schließlich erneut zum Dorf gehen, von wo er nach einer weiteren

Stunde mit einigen Gallas und Wa-sania zurückkehrte. Da wir uns nun Durani näherten, hielten wir während des Marsches scharf Ausschau nach Wild und wurden nicht enttäuscht, da wir viele Wasserböcke sowie alte Elefanten- und Büffelfährten in alle Richtungen sahen. Wir machten während der heißesten Tageszeit zwei Stunden Halt für das Mittagessen und marschierten dann nach Durani weiter, das wir in zwei Stunden erreichten. Wir sahen viele Topis und Wasserböcke sowie einige Büffel auf dem Marsch und erlegten mehrere Wasserböcke; was uns aber am meisten freute, war, dass wir Elefantenfährten passierten, die nicht älter als zwei Tage waren.

Am Morgen des 12. gingen wir alle in verschiedene Richtungen zur Jagd; Hunter und ich blieben auf der Nordseite des Flusses, während Greenfield auf die linke Seite hinüberwechselte. Nach einem zwanzigminütigen Gang durch ziemlich hohes Gras stieß ich auf einen guten Wasserbock (*Kuru*), den ich schoss; dann drang ich eine weitere Viertelstunde vor und gelangte auf das trockene, ansteigende Gelände, das von den Einheimischen zum Unterschied vom feuchten Schwemmland am Fluss mit dem Namen „Barani" bezeichnet wird. Hier sahen wir sofort weitere Gerenuks, die ich anzupirschen versuchte, aber ich glaube, sie sahen meine Männer hinter mir. Jedenfalls erschreckte sie irgendetwas, und sie stürmten davon. Weiter ziehend, verwundete ich zwei Topis, von denen einer zeitweise sogar auf dem Rücken lag, aber sie entkamen beide und gingen im Busch verloren. Auf meinem Heimweg sah ich im Gras nahe dem Fluss viele weitere Herden von Topis und schoss einen weiteren guten Wasserbock. Hunter kam mit der Nachricht zurück, er habe einige kleine Kudus gesehen, von denen wir unbedingt Exemplare erlangen wollten. Greenfield stellte jedoch fest, dass das Gras und die Palmen auf der anderen Seite so dicht waren, dass er umkehren musste.

Am nächsten Morgen brach ich auf, um erneut nach den Gerenuks zu suchen, von denen es mir gelang, frische Fährten im leichten Sandboden zu finden. Diesen ein Stück folgend, sah ich beim Umrunden eines Gebüschs einen Bock, der mich direkt anblickte. Ich setzte mich nieder, nahm seine schmale Brust ins Visier und feuerte. Sofort hörte ich das „Klatsch" – das angenehmste aller Geräusche für den Pirscher –, sah aber zu meinem Erstaunen, wie der Gerenuk davongallopierte. Er kam jedoch nur hundert Yards weit und fiel tot um. Als ich zu ihm hinging, erwies er sich als ein schöner Bock. Dies war eine für mich neue Spezies und daher besonders interessant. Diese Tiere sind völlig anders als jede andere Antilope, die ich je gesehen habe; ihre extrem langen Hälse und kurios geformten Nasen ähneln sehr denen einer Giraffe. Später am Tag schoss ich ein Weibchen, mit dem ich ins Lager zurückkehrte und meine Männer sofort anwies, es zu häuten, da mir aufgefallen war, dass diese Spezies im Natural History Museum nicht vertreten war.

Hunter stieß auf die frische Fährte einiger Elefanten, und während er sie verfolgte, begegnete er einem kleinen Kudu. Da er nicht riskieren wollte, die Ersteren zu erschrecken, ließ er ihn laufen. Da die Suche nach Elefanten erfolglos blieb, schoss er auf dem Rückweg ein Warzenschwein. Martin und ich verbrachten den Nachmittag damit, unsere Führer zu überreden, mit uns weiterzuziehen, aber all unsere Bemühungen waren vergeblich. Wir hatten jedoch das Glück, einen alten Wa-pokomo, der ins Lager gekommen war, zu überreden, uns am nächsten Tag für einige Meilen den Weg zu zeigen. Wir trafen die Vorsichtsmaßnahme, ihn die ganze Nacht in Martins Zelt zu behalten, um zu verhindern, dass die Gallas ihn beeinflussten.

Am nächsten Tag legten wir unter der Führung des Wa-pokomo einen kurzen Marsch zurück und schlugen unser Lager etwa eine halbe Meile von einem fast verlassenen Dorf auf; die Leute waren fast alle einige Tage zuvor weggelaufen und hatten sich im Busch versteckt, infolge eines Berichts, dass die Somalis auf Sklavenjagd seien. Als sie jedoch hörten, dass wir eingetroffen und friedlich gesinnt waren, begannen sie, in das Dorf

zurückzukehren. Greenfield schoss auf dem Marsch einen Wasserbock, der sicherlich verloren gegangen wäre, wenn die Hunde ihn nicht im dichten Busch gestellt hätten.

Am 15., da wir keine Führer hatten, nahmen wir unsere Kompasse und gingen in den Busch, nachdem wir uns zuvor einen guten Überblick über das Land verschafft hatten. Es gelang uns, zwei Warzenschweine, einen Topi und einen Wasserbock zu schießen, und Greenfield feuerte zudem auf einen Büffel. Hunter und ich hatten im Masai-Land so viele Büffel geschossen, dass wir vereinbarten, sie in Ruhe zu lassen, es sei denn, wir sähen ein wirklich prächtiges Exemplar; in der Tat hatten wir in jenem Jahr bereits fünfundzwanzig wirklich gute alte Bullen erlegt, dazu ein oder zwei weitere, die gelegentlich rein für den Kochtopf getötet wurden.

Am nächsten Morgen, als ich mit einem besonders schönen Wasserbock (*Kuru*) ins Lager zurückkehrte, fand ich Hunter dabei vor, wie er den Kopf eines Tieres fotografierte, das ich noch nie zuvor gesehen hatte. Er erzählte, er habe zwei von ihnen gesichtet und es nach einer kilometerlangen Verfolgung geschafft, eines zu erlegen. Nachdem dieses Tier Dr. Günther gezeigt wurde, hat dieser es inzwischen als eine völlig neue Spezies deachtet. Es ist von leuchtend roter Farbe und ähnelt in mancher Hinsicht einer Kuhantilope, besonders was die Länge des Kopfes betrifft; es hat etwa dieselbe Größe, ist aber am Widerrist kaum so hoch und hat einen anderen Gang. Die Hörner des Weibchens ähneln stark denen eines Impala-Männchens, während die des Männchens viel dicker und weniger stark geschwungen sind. Diese Art wurde inzwischen zu Ehren von Hunter *Hunteri* (Hunter-Antilope) getauft.

Am 17. Oktober beschlossen wir, weiter vorzudringen. Da es unmöglich war, durch das hohe Gras und die dichte Vegetation in Flussnähe zu kommen, hielten wir zunächst im rechten Winkel auf das „Barani“ (Trockenland) zu. Dort begannen wir, so parallel wie möglich zum Flusslauf voranzukommen. Bald gerieten wir in dichte Kakteen, und nach einer weiteren Stunde Marsch erreichten wir dichten Wald und einige frische Elefantenfährten. Greenfield und Hunter gingen voraus, um die Lage zu erkunden, während ich und die Karawane eine Rast einlegten. Etwa zwei Stunden später kehrten sie zurück; sie hatten zwar den Fluss gefunden, nach dem wir suchten, sich aber beim Rückweg zu uns kurzzeitig verirrt. Wir drängten weiter vor und aßen im Schatten einiger großer Bäume zu Mittag. Später am Nachmittag erreichten wir den Fluss und ich gab den Befehl, das Lager aufzuschlagen. Hierzu war es nötig, eine Menge hohes Gras zu entfernen. Während die Männer damit beschäftigt waren, hörte ich plötzlich großen Aufruhr und Rufe wie „Nyoka, nyoka!“ („Schlange, Schlange!“) und sah einen Mann, der zitternd und offensichtlich in großer Angst zu mir geführt wurde. Auf Nachfrage erfuhr ich, dass der Mann beim Roden des Grases von einer großen schwarzen Schlange gebissen worden war. Ich untersuchte sofort sein Bein und fand die Abdrücke der Schlangenzähne etwa vier Zoll über dem Knöchel. Ich schlug dem Mann vor, eine Patrone aufzuschneiden, etwas Pulver auf den Biss zu geben und es sofort zu entzünden, um die Wunde auszubrennen; was ich unter denselben Umständen bei mir selbst zweifellos getan hätte. Da er dies nicht zuließ, verabreichte ich ihm Ammoniak und ließ ihn ordentlich aus meinem Flachmann trinken. Als nach einer Viertelstunde nichts geschah, ging ich in mein Zelt; ich war jedoch erst zehn Minuten dort, als einer meiner Männer hereinkam und sagte, der Mann sei sehr krank und klage über Schmerzen am ganzen Körper. Ich gab ihm mehr Whisky und beobachtete ihn eine Zeit lang, während er weiter zitterte und stark schwitzte. Er blieb die Nacht über in diesem Zustand und war auch am nächsten Tag sehr krank. Dennoch erholte er sich innerhalb von drei oder vier Tagen vollständig.

Am 18. startete ich durch den Wald am Nordufer, nachdem ich den Männern unter Martins Führung befohlen hatte, den Fluss zu überqueren und das Lager nahe dem Dorf

aufzuschlagen, das eine halbe Meile weiter flussaufwärts lag. Ich sah große Mengen Schuppenperlhühner, hinter denen ich die Hunde herschickte. Es gelang ihnen jedoch nicht, eines davon auf einen Baum zu treiben (*to tree*). Ich wollte hier unbedingt einen gestreiften Buschbock finden, den Hunter am Tag zuvor gesehen hatte. Als ich aus dem Wald kam, durchquerte ich eine offene Ebene, auf der einige Topis und Wasserböcke weideten. Dann gerieten wir in sehr dichte Kakteen voller kleiner Dikdiks (*N. Kirkii*). Überall gab es Wildpfade, aber ich sah sehr wenig und erlegte nur eine große Warzenschweinsau. Als ich meinen Führer anwies, uns nach Hause zu führen, hatte ich erhebliche Zweifel an seiner Richtung; ein Blick auf meinen Kompass bestätigte, dass er fast genau nach Osten statt nach Südwesten hielt, wo ich den Fluss vermutete. Meine Männer schienen eher dem Führer als mir zu trauen, aber ich schlug den Weg ein, den ich für richtig hielt, und fand uns schließlich in der Nähe des Flusses wieder. Bei der Ankunft in unserem neuen Lager bei Connor stellte ich fest, dass Greenfield eine Oryx-Antilope und Hunter einen Gerenuk erlegt hatten; sie hatten auch kleine Kudus gesehen und schienen insgesamt recht zufrieden mit ihrer morgendlichen Erkundung zu sein.

Dies erwies sich als das angenehmste Lager, das wir am Tana hatten. Unsere Zelte standen unter einem schattigen Baum an einem hohen Flussufer, und da der Wind direkt darüber wehte, milderte er die heiße, trockene Luft etwas ab. Wir blieben zwei Tage hier und erlegten drei Gerenuks, zwei kleine Kudus und eine Grant-Gazelle. Da wir das Land auf der Nordseite in größerer Entfernung vom Fluss erkunden wollten, schlossen wir nach beträchtlichen Schwierigkeiten einen Handel mit vier Gallas ab, die sich bereit erklärten, uns an einen Ort zu führen, an dem es Wasser und reichlich Wild gäbe. Die gesamte Karawane musste erneut den Fluss überqueren – ein langwieriges und keineswegs sicheres Unterfangen. Nach anderthalb Stunden Marsch, hauptsächlich durch langes Gras und Wald, erreichten wir ein großes, flaches Becken mit frischem Regenwasser. Dies erwies sich als gutes Jagdrevier; in vier Tagen erlegten wir acht Hunter-Antilopen, fünf kleine Kudus, ein Warzenschwein, eine Oribi, eine Oryx, drei Gerenuks und einige Dikdiks. Wir hätten auch Nashörner, Büffel, Giraffen und Topis erlegen können, wenn wir blutrünstig gewesen wären, aber davon hatten wir zuvor schon genug geschossen. Hier sah ich auch die größte Eidechse, die mir in Afrika je begegnet ist. Unsere Aufmerksamkeit wurde zuerst durch meine Hunde geweckt (die man losgelassen hatte, um nach einem verwundeten Gerenuk zu suchen), als sie plötzlich ein kleines Gebüsch verbellten. Beim Hineinsehen erblickte ich den Kopf von etwas, das ich für eine riesige Schlange hielt. Es schoss jedoch fast sofort heraus und entpuppte sich als eine farbenfrohe Eidechse von mindestens sechzig Pfund Gewicht. Meine Gallas warfen ihre Speere nach ihr und erlegten sie. Sie ruinierten dabei jedoch gründlich die Haut, was ich sehr bedauerte.

Am 26. Oktober verließen wir Connor und marschierten eine Stunde und vierzig Minuten lang parallel zu einem großen *Ziwa* (Teich) vollständig durch Buschland. Hier verbrachten wir zwei Nächte und erlegten einige Warzenschweine und kleine Kudus. Die größte Aufregung erlebte ich bei einem verwundeten Warzenschwein, das sich in einem Bau verkrochen hatte; wir versuchten mit Kräften, es auszuräuchern, aber ich glaube, wir haben es mit dem Rauch erstickt. Es wurde von meinem Hundejungen Suede herausgezogen, der in das Loch kriechen musste. Eine enorme Anzahl Langohrfledermäuse kam durch den Rauch herausgeflogen.

Unser nächster Marsch führte uns am Fluss entlang, bis wir uns gegenüber von Klein-Mallalulu befanden. Da wir einige schattige Bäume am Ufer sahen, ließen wir das Unterholz darunter roden. Dies ergab ein sehr hübsches Lager auf dem hohen Ufer, und wir genossen zudem den kühlen Wind, der den Fluss heraufwehte. Im Lager wurden mehrere Schlangen getötet, und eine fiel vom Ast eines Baumes unangenehm nah auf die Köpfe unserer Männer, die gerade damit beschäftigt waren, Reis zu stampfen. Nach einer

Rast während der Mittagshitze gingen wir alle zur Jagd, aber ich war der Einzige, der Glück hatte – ein kleiner Kudu mit mäßigem Gehörn. Am nächsten Tag schoss ich einen Gerenuk und ein Warzenschwein, aber meine Freunde hatten erneut kein Waidmannsheil.

Die Boote, die schwer gegen die starke Strömung anzukämpfen hatten, erreichten uns schließlich, und wir brachen am 30. auf. Wir marschierten bis gegenüber von Groß-Mallalulu – oder zumindest dem Ort, wo Mallalulu einmal gewesen war, denn Einwohner gab es dort keine mehr. Der Pfad führte durch immergrünen Busch und Bäume zum Rand eines etwa 150 Yards breiten Sumpfes, der überquert werden musste, um das Flussufer zu erreichen. Hunter, Greenfield und Martin wateten hindurch; da ihnen das Wasser jedoch bis zur Brust ging, wählte ich zwei starke Männer aus, die mich hinübertragen sollten. Dies taten sie auch, während ich mit je einem Bein auf einer ihrer Schultern saß. In dieser prekären Lage erreichte ich schließlich *Terra Firma*, obwohl wir mehrmals im Schlamm stecken blieben. Nachdem wir eine Stunde auf die Boote gewartet hatten, setzten wir mit ihnen zum verlassenen Dorf über. Die Bewohner waren alle einige Wochen zuvor verschwunden, da berichtet wurde, dass Somalis am Fluss raubten; wir hörten, sie hätten flussabwärts an einer stärkeren Position eine neue Palisade errichtet. Der alte Häuptling tauchte am Nachmittag in meinem Zelt auf, fing an, alles auf dem Tisch umzudrehen und fragte, was die verschiedenen Gegenstände seien. Als er fragte, was der Pfefferstreuer enthalte, sagte ich Schnupftabak, woraufhin er sich bediente und wegging. Er kehrte jedoch bald darauf sehr verärgert zurück und sagte: „Dein Schnupftabak ist *mbovu* (verdorben); er gefällt mir überhaupt nicht!“

Am nächsten Tag durchstreifte ich viel Gelände, sah aber nur Giraffen und Gerenuks. Greenfield kehrte mit einer Hunter-Antilope und der Nachricht von einer Wasserpfütze im Landesinneren zurück. Das war sehr willkommen, da alles Wild weit weg vom Fluss zu leben schien und wir unbedingt im Landesinneren an einem Wasserloch lagern wollten. Hunter, der den ganzen Tag nach Wasser gesucht hatte, brachte eine Oryx und einen Gerenuk heim.

Am folgenden Morgen marschierten wir zur Pfütze und fanden in ihrer Nähe unzählige Fährten. Wir hatten nun das beste Jagdrevier erreicht, das uns am Tana begegnet war, und erlegten in den nächsten drei Tagen sieben Hunter-Antilopen, zwei Elenantilopen, drei Gerenuks, einen kleinen Kudu, eine Oryx und einige Dikdiks; zudem sahen wir ein paar Nashörner und Büffel. Wir sahen sehr viele Elefantenfährten, einige davon ganz frisch, aber mehrere Tage lang gelang es uns nicht, auf sie zu stoßen. Am 5. machten wir einen kurzen Marsch und gingen am Nachmittag zur Jagd. Ich schoss einen kleinen Kudu und verwundete einen weiteren schwer, der jedoch entkam. Auf dem Rückweg hörte ich in der Ferne einen Schuss aus einem schweren Gewehr, gefolgt von mehreren weiteren Schüssen. Etwa eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit kehrte Greenfield triumphierend mit einem Elefantenchwanz zurück und nannte uns die Länge der Stoßzähne. Wir waren bezüglich Letzterer etwas ungläubig, aber er hatte, wie wir später feststellten, völlig recht. Hier ist sein eigener Bericht:

Tana-Fluss, 5. November.

Ging am Abend aus und hatte einige Topis sowie einen einzelnen Hunter-Bullen gesichtet, den ich anzupirschen begann. Ich war noch nicht lange gekrochen, als ich sah, wie sie die Köpfe hoben, in meine Richtung blickten und davongaloppierten. Als ich mich umsah, entdeckte ich die Ursache: Einer meiner Gewehrträger rannte auf mich zu und winkte sehr aufgeregt. Er war gekommen, um mir zu sagen, dass er einen großen Elefanten gesehen habe, der im Freien äste und in meine Richtung käme. Ich sprang sofort auf und rannte weit unter den Wind; ich sichtete einen einzelnen Bullen, der eine halbe Meile von mir entfernt ruhig fraß. Ich holte meinen

zweiten Gewehrträger und ging mit einer .577er und einer Acht-Bore hinter ihm her. Ich war in großer Sorge, dass Harvey, der oberhalb des Windes war, einen Schuss abfeuern und ihn so erschrecken könnte. Ich kam unter Ausnutzung von Büschen usw. auf etwa 150 Yards an ihn heran. Als ich um einen Busch bog, um ihn in Augenschein zu nehmen, hörte ich ein lautes Zischen nur wenige Fuß von mir entfernt und sah eine große Schlange, die sich vor mir aufrichtete. Ich machte mich schnell auf der anderen Seite des Busches aus dem Staub. Der Elefant zog nun weiter und näherte sich dünnem Buschwerk; als er mir das Hinterteil zukehrte, folgte ich ihm, um nicht zu weit zurückzubleiben, da es bereits dämmerte. Ich war noch nicht weit gekommen, als ich sah, dass mein Gewehrträger mit dem zweiten Gewehr sich keinen Zoll rührte. Ich ging zurück, brachte ihn schließlich zum Mitkommen und gelangte dann bis auf etwa zwanzig Yards an den Schwanz des Elefanten heran. Er drehte sich bald breitseitig zu mir, und ich feuerte die Acht-Bore in die Wirbelsäule. Nach dem ersten Schuss schwankte er. Ich feuerte schnell den zweiten Lauf auf dieselbe Stelle, und er stürzte mit einem Krachen zu Boden. Ich nahm die .577er, rannte zu ihm und feuerte mehrere Schüsse in seinen Hinterkopf, um ihn zu erlösen. Er war ein prächtiger Bulle. Die Stoßzähne dieses Elefanten massen 8 Fuß 3 Zoll und 8 Fuß und wogen 81,5 und 80 Pfund. Sie waren bis weit nach oben hohl, sonst hätten sie erheblich mehr gewogen. Dies würde beweisen, dass er kein sehr altes Tier war.

Hunter ging am nächsten Tag hin und fotografierte den Stoßzahn-Träger, der ein gewaltiges Tier war. Die Gallas verbrachten mehrere Tage damit, das Fleisch zu zerlegen und in der Sonne zu trocknen; das ganze Gebiet war eine einzige Masse von Geiern, die jeden Busch und Baum nahe dem Kadaver bedeckten.

Es gab in dieser Gegend eine beträchtliche Anzahl von Elenantilopen, aber mir persönlich gelang es nur, eine Kuh zu schießen, wobei ich fast mein Auge verlor. Ich kroch bis auf siebzig Yards heran und feuerte hinter einem kleinen Busch hervor, als der Schaft direkt am Griff brach. Der Schuss hatte keine Auswirkung auf die Elenantilope, die einfach breitseitig stehen blieb und in meine Richtung blickte. Da ich sie unbedingt schießen wollte und sie eine so glänzende Chance bot, hielt ich das Gewehr vor mich hin und feuerte. Das Ergebnis war, dass der Rückstoß das gesplitterte Ende des Schafts in mein Gesicht schleuderte, mir die Augenbraue schwer aufschlug und mich rücklings umwarf – was vielleicht nicht verwunderlich war, wenn man bedenkt, dass ich eine .577er Express mit sieben Drachmen Pulver und einem extra langen Massivgeschoss abfeuerte. Ich hatte jedoch die Genugtuung zu sehen, dass die Elenantilope noch schwerer getroffen war; sie fiel kurz darauf tot um, da die Kugel sie in die Rippen getroffen hatte. Ramasan kam daraufhin herbei, und als ich ihm erzählte, was passiert war, sagte er, der Schaft sei bereits angeknackst gewesen, seit mir das Gewehr im Masai-Land von einem Büffel aus den Händen geschlagen worden war.

Wir hatten weiterhin die gleiche Art von Jagdglück und kehrten allmählich am linken Flussufer flussabwärts zurück, bis ich am 23. mein Jagdvergnügen in Afrika – zumindest was das Großwild betraf – beendete, indem ich eine Oribi und einen Straußenhahn erlegte; Letzteren durch einen glänzenden Glückstreffer auf gut dreihundert Yards aus dem Stegreif. Dies vervollständigte die siebenundzwanzig verschiedenen Großwildarten, die ich in Afrika geschossen hatte. Wir kauften noch einige Kanus und zurrten die kleineren paarweise zusammen, um ein Kentern zu verhindern. Ich wünschte nur, wir hätten dasselbe mit unserem größten getan, das schwer beladen war und auf dem sieben oder acht Männer auf den Waren saßen. Es fing sofort nach dem Start an, stark zu rollen, und kenterte, bevor es fünfzig Yards weit gekommen war. Zum Unglück für Hunter befanden sich die meisten seiner Sachen in diesem Boot, einschließlich seiner Gewehre. Alles war, unnötig zu sagen, in einem furchtbaren Zustand, als es geborgen wurde; aber

außer einem Snider-Karabiner und einigen Stiefeln ging nichts von Wert verloren, da unsere Männer nach allen anderen Dingen tauchten und sie heraufbrachten.

Am 27. kamen wir wohlbehalten in Golbanti an, nachdem wir mit großem Tempo flussabwärts gefahren waren. Der einzige Verlust der Expedition auf dieser Reise war der von drei Hunden, die an den Stichen der Tsetse-Fliege starben. Da wir nun mehr Zeit zur Verfügung hatten, als wir zu nutzen wussten, und da wir unangenehme Berichte über Kämpfe zwischen den Deutschen und den Einheimischen weiter südlich erhielten, beschlossen wir, neun Tage in Golbanti zu warten, anstatt so lange in Lamu auf den Dampfer zu warten. Dies war zu dieser Jahreszeit nicht besonders angenehm, da das Land rund um das Missionshaus überschwemmt war und es unmöglich war, zu irgendeinem Jagdgrund zu gelangen, ohne über zwanzig Minuten lang durch einen schwarzen, schlammigen Sumpf zu waten, in dem uns das Wasser bis zur Brust stand. Dies mussten wir jedoch tun und vertrieben uns die Zeit damit, Wachteln, Rebhühner usw. zu schießen, wobei wir einige ordentliche Strecken machten. Auch die Moskitos waren furchtbar, und ich musste mich jeden Abend sofort nach dem Abendessen unter meine Moskitonetze zurückziehen.

Während des letzten Monats am Fluss war das Wetter sehr heiß gewesen; in der Mittagszeit schwankte das Thermometer zwischen 93° und 98° F (ca. 34–37° C) im Schatten. Von Golbanti aus fanden wir unseren Weg über Charra in den Ozi-Fluss und von dessen Mündung über Land von Kapini nach Lamu.

Dein stets verbundener

Robert G. Harvey.

WILDARTEN, DIE AM TANA-FLUSS GESEHEN WURDEN:

- Löwe
- Leopard
- Hyäne (gefleckt)
- *Canis lateralis* (Streifenschakal)
- Elefant
- Nashorn
- Zebra
- Flusspferd
- Warzenschwein
- Büffel
- Giraffe
- Elenantilope

- Oryx-Beisa
- Kleiner Kudu
- Wasserbock
- Senegal-Kuhantilope (Topi)
- Kuhantilope
- *Damalis Hunteri* (Hunter-Antilope)
- *Gazella Walleri* (Gerenuk)
- *Gazella Granti* (Grant-Gazelle)
- Oribi
- *Neotragus Kirki* (Dikdik)
- Ducker

ANHANG I

VERZEICHNIS DER FAUNA, HAUPTSÄCHLICH IN DEN EBENEN RUND UM DEN KILIMANDSCHARO GEFUNDEN

ZUSAMMENGESTELLT VON H. C. V. HUNTER

Löwe. *Felis leo* (Suaheli: *Simba*). In den offenen, von Buschwerk gesäumten Ebenen sowie in der Nähe von Buschgürteln an Flüssen und Sümpfen verbreitet. Sie wurden meist paarweise oder in Rudeln von vier bis sieben Tieren gesehen. Während unserer letzten Expedition sah G. zehn zusammen. Obwohl sie fast jede Nacht rund um das Lager zu hören waren, traf man sie nicht oft an. Zebras und Büffel schienen ihre bevorzugte Beute zu sein.

Leopard. *Felis pardus* (Suaheli: *Chui*). Am Berg bis zu einer Höhe von etwa 6.000 Fuß sowie in den Wäldern von Taveta und Kahe verbreitet. Sie leben hauptsächlich in der Nähe der Dörfer und töten viele Ziegen. Ich habe in Afrika bemerkt, dass der Leopard die Überreste seiner Beute fast immer auf einen Baum trägt, vermutlich um sie vor Hyänen zu schützen. Einmal sah ich das Skelett eines schönen männlichen Kleinkudus in einer Astgabel hängen, und wir haben mehrmals beobachtet, wie ein Leopard von einem Baum herabstieg. Sie sind extrem dreist. Einen, der mehrere Tage lang ungetrocknete Trophäenköpfe usw. aus einem Schuppen neben unserem Haus in Taveta weggeschleppt hatte, fing ich während des Abendessens in einer Löwenfalle, die nur fünfzehn Yards von unserem Tisch entfernt aufgestellt war.

Serval. *Felis serval.* Mehrmals in den grasbewachsenen Ebenen am Fuße des Berges gesehen und erlegt. Von Mandara erhielt ich auf etwa 5.000 Fuß Höhe ein melanistisches (schwarzes) Exemplar dieser Art, das von den Wa-chagga getötet worden war. Hier müssen schwarze Varietäten des Servals öfter vorkommen, da sie den Namen „Nzudu“ dafür haben. Im Natural History Museum befindet sich ebenfalls ein schwarzes Fell, das Herr Selous aus Südafrika mitbrachte; bei seinem Exemplar sind die Flecken in hellem Licht gut erkennbar.

Gepard. *Cynaelurus venator*. Einer wurde von Herrn Jackson bei Kahe geschossen; ich glaube, es wurde nur ein weiterer gesichtet.

Zibetkatze. *Viverra civetta*. In Taveta gesehen.

Ginsterkatze. *Genetta tigrina*. Sehr oft in Fallen in Taveta gefangen, wo sie unter dem Geflügel großen Schaden anrichtete.

Tüpfelhyäne. *Hyaena crocuta* (Suaheli: *Fisi*). Überall in den Ebenen sehr verbreitet, dringt aber am Berg nicht weit nach oben vor.

Streifenhyäne. *Hyaena striata*. Sehr selten gesehen. Eine wurde in den Ebenen geschossen.

Streifenschakal. *Canis lateralis*. In den Ebenen verbreitet.

Wildhund. (Suaheli: *Mbwa Mwitu*). Zwei große Rudel wurden zweimal in den Ebenen bei Useri gesehen, und einmal trafen wir sie bei Maungu auf dem Marsch zur Küste an.

Ein weiterer kleiner, dunkler Fuchs wird oft in den Ebenen gesehen, meist in Gruppen von fünf oder sechs Tieren.

Hase. *Lepus capensis* (Suaheli: *Sungora*). Oft in den Ebenen gesehen und erlegt.

Klippschliefer. *Hyrax brucei* (Kichagga-Name: *Kivuburu*). Sehr verbreitet im Wald des Kilimandscharo in großen Höhen. Sie leben in Baumhöhlen und sind nachts sehr lärmend. Die Wa-chagga, die viele von ihnen lebendig fangen, schätzen ihre Felle sehr, nähen mehrere zusammen und fertigen daraus ansehnliche Umhänge.

Elefant. *Elephas africanus* (Suaheli: *Tembo*, öfter *Ndovu*). In der Trockenzeit leben die Elefanten im dichten, feuchten Wald des Kilimandscharo zwischen 6.000 und 9.000 Fuß. Oberhalb dieser Höhe haben wir nie Spuren beobachtet. In der Regenzeit steigen sie den Berg hinab und sind dann recht zahlreich im dichten Busch unterhalb von Sinas oder Mandaras Territorium anzutreffen; sie werden dann jedoch stark von den Wa-nyamwezi bejagt, die zu dieser Jahreszeit den weiten Weg aus Unyamwezi kommen, um zu jagen. Mandara stellt jährlich einige von ihnen an, damit sie für ihn jagen. Sie benutzen vergiftete Pfeile. In diesem Busch muss der Jäger scharf nach Elefanten-Fallgruben Ausschau halten, die sehr zahlreich und kunstvoll getarnt sind; doch nach allem, was ich hörte, verunglücken darin nur sehr wenige Elefanten. In der nassen Jahreszeit wandern Elefanten entlang der Ufer der Flüsse Kikafu und Weru-weru zu den Sogonoi-Hügeln und in das Buschland um den Jipe-See. Zu allen Jahreszeiten findet sich gewöhnlich eine Herde im Kahe-Wald.

Nashorn. *Rhinoceros bicornis* (Suaheli: *Kifaru*). Das Nashorn ist in den Ebenen östlich und nordöstlich des Kilimandscharo besonders häufig, kommt aber fast überall vor. Auf einem einzigen Tagesmarsch zählten wir einmal sechzehn. Sie ernähren sich im Busch hauptsächlich von Zweigen und ruhen tagsüber in den offenen Ebenen. Meist findet man sie einzeln oder als Familie, bestehend aus einem ausgewachsenen Bullen, einer Kuh und einem halbwüchsigen Kalb. Ihr Sehvermögen ist schlecht, aber sie haben einen hervorragenden Geruchssinn. Obwohl die Leute von Useri sagten, die Tiere richteten großen Schaden in ihren Bananenplantagen am Berg an, sahen wir in dieser Höhe nie ihre Fährten. Jede Vielfalt in Größe und Form der Hörner kommt vor, wobei das hintere Horn oft länger als das vordere ist. Die Hörner des besten erlegten Bullen massen: vorderes Horn 29,5 Zoll, hinteres 19 Zoll; beste Kuh: vorderes 32 Zoll, hinteres 21 Zoll.

Burchell-Zebra. *Equus burchelli* (Suaheli: *Punda Milia*). Überall in den Ebenen in immensen Herden sehr verbreitet; oft auch im lichten Dornbusch gesehen.

Flusspferd. *Hippopotamus amphibius* (Suaheli: *Kiboko*). Es gibt mehrere Schulen im Jipe-See, und einige finden sich gewöhnlich in jedem großen Sumpf. Eines wurde von den Wa-Arusha nach einer aufregenden Jagd mit Speeren im Kikafu-Fluss getötet. Nachts legen sie oft drei oder vier Meilen zurück, um zu fressen.

Warzenschwein. *Phacochoerus* (Suaheli: *Bango* oder *Nguruwe*). Überall in den Ebenen verbreitet, hauptsächlich im lichten Dornbusch. In Taveta richten Schweine großen Schaden an den Maiskulturen an. Ob dies durch ein Buschschwein oder das Warzenschwein geschieht, konnte ich nicht feststellen, obwohl Herr Johnston angibt, dass Warzenschweine am Kilimandscharo bis zu 8.000 Fuß Höhe vorkommen. Wir haben sie oder ihre Spuren dort nie beobachtet.

Büffel. *Bubalus caffer* (Suaheli: *Mbogo*, an der Küste *Nyati*). Der Büffel ist in den Ebenen sehr verbreitet, aber wir selbst haben ihn am Berg nie beobachtet oder Spuren davon gesehen; Dr. Abbott jedoch, der viele Monate dort verbrachte, erzählte mir, er habe frische Fährten auf etwa 10.000 Fuß gesehen. Meist findet man sie in immensen Herden; alte Bullen sind jedoch öfter allein oder zu zweit oder dritt anzutreffen. Während der Mittagshitze ziehen sie sich in den dichten Busch zurück und weiden am frühen Morgen und Abend in der Ebene. Die Hörner scheinen allgemein viel schöner zu sein als die des südafrikanischen Büffels.

Giraffe. *Giraffa camelopardalis* (Suaheli: *Twiga*). Rund um Taveta sehr verbreitet und im lichten Busch fast überall anzutreffen.

Elenantilope. *Oreas canna* (Suaheli: *Mpofu*). Die Elenantilope kommt eher lokal vor; eine beträchtliche Anzahl gibt es südlich des Berges sowie in den Ebenen südlich des Jipe-Sees; am zahlreichsten sind sie vielleicht nordöstlich des Berges. Sie legen große Entfernungen zum Wasser zurück. Sowohl Männchen als auch Weibchen sind mehr oder weniger gestreift. Die alten Männchen sind leicht an ihrer dunklen, schieferblauen Farbe zu erkennen und meist allein anzutreffen. Die Hörner eines Bullen messen im Durchschnitt etwa 25 Zoll, die einer Kuh 26 Zoll, wobei Letztere viel dünner sind.

Kudu. *Strepsiceros kudu*. Der große Kudu wurde von uns nur bei zwei oder drei Gelegenheiten am Useri-Fluss gesehen und nie geschossen. Herr Johnston gibt an, dass er am Berg keineswegs selten sei und bis zu 14.000 Fuß aufsteige; doch obwohl wir mehrmals auf 9.000 Fuß lagerten, bis über 14.000 Fuß aufstiegen und die Hänge der Südseite in jede Richtung erkundeten, trafen wir ihn nie. Auf über 14.000 Fuß sah ich alte Fährten einer großen Antilope und fand auf 9.000 Fuß neben einer alten, ungenutzten Fallgrube den zerfallenden Kern eines alten Horns, das ich für das eines Kudus hielt. Er muss jedoch sehr selten sein, falls er am Berg überhaupt vorkommt; und da Herr Johnston auch behauptet, dass Rappenantilopen dort häufig seien – eine Art, von der es dort sicher keine gibt –, ist es gut möglich, dass er sich auch bezüglich des Kudus geirrt hat.

Kleiner Kudu. *Strepsiceros imberbis* (Suaheli: *Kungu*?). Der kleine Kudu findet sich im Buschland rund um Taveta und wurde am Kikafu-Fluss nahe den Sogonoi-Hügeln erlegt. Obwohl er am Tana-Fluss eine der häufigsten Antilopen ist, trifft man ihn am Kilimandscharo selten an; er verlässt den Busch kaum. Er ist häufig an einem Ort namens Merereni an der Küste zwischen Mombasa und Lamu. Auch bei Maungu gesehen. In gerader Linie von der Basis bis zur Spitze gemessen, sollten die Hörner eines ausgewachsenen Männchens im Durchschnitt 17 Zoll messen.

Buschbock. *Tragelaphus sylvaticus* (Suaheli: *Mbawara*? oder *Parahara*?). Der Buschbock findet sich im oder am Rande des Buschwerks an Flüssen, nie viele hundert Yards vom Wasser entfernt. Alle hier erlegten Buschböcke hatten eine kahle Stelle am Hals, als ob sie durch ein Halsband gescheuert worden wäre. Ein gutes Paar Hörner, bei Taveta geschossen, misst 11,5 Zoll.

Oryx. *Oryx beisa* (Suaheli: *Chiroa*). Häufig in den Ebenen und im lichten Dornbusch. Am häufigsten vielleicht nahe dem Useri-Fluss, aber südwestlich des Berges sehr selten gesehen. Auch in großen Zahlen südlich des Jipe-Sees anzutreffen. Die Hörner eines Weibchens messen 30 bis 32 Zoll; die des Männchens sind dicker, aber einige Zoll kürzer.

Coke-Kuhantilope. *Alcelaphus cokii* (Suaheli: *Kongoni*). Mit Abstand die häufigste Antilope der Ebenen; sie findet sich in jeder Richtung in immensen Herden. Die Hörner variieren stark in Größe und Form. Ein Paar eines Männchens misst 11,5 Zoll von der Oberkante des Stirnbeins bis zur Spitze, mit einer Spannweite von 17,5 Zoll.

Streifengnu. *Connochaetes gnu* (Suaheli: *Nyumbu*). Hauptsächlich nordöstlich des Berges in großen Herden zu finden. Ebenfalls in den Ebenen nahe den Sogonoi-Hügeln.

Impala. *Aepyceros melampus* (Suaheli: *Swala*). Überall im lichten Busch und in den Ebenen verbreitet. Ein gutes Paar Hörner misst in gerader Linie von der Basis bis zur Spitze 20 Zoll.

Wasserbock. *Cobus ellipsiprymnus* (Suaheli: *Kuru*). Überall in der Nähe von Flüssen und Sümpfen zu finden; liebt steinige Hügel nahe am Wasser. Die Hörner messen entlang der Innenkrümmung 25 bis 29 Zoll.

Riedbock. (Suaheli: *Poo*). Diese von uns erbeutete Antilope unterscheidet sich von der südafrikanischen und wird sich wahrscheinlich als neue Art erweisen; die Hörner sind hier dicker und an den Spitzen stärker nach vorne gebogen. Man findet sie am frühen Morgen und Abend weidend am Rande schilfbestandener Sümpfe; bei Störung flüchten sie sofort ins Schilf. Sie waren sehr häufig um einen großen Sumpf bei Mikinduni im Masai-Land, südwestlich des Berges. Sie sind von hellgelber Farbe, das Haar ist eher lang und grob.

Grant-Gazelle. *Gazella granti* (Suaheli: *Swala*). Überall in den offenen Ebenen verbreitet. Ein Männchen begleitet gewöhnlich zehn bis fünfzehn Weibchen. Am häufigsten in Richtung Useri. Das längste erbeutete Hornpaar mass 30 Zoll, aber 27 Zoll ist bereits ein kapitales Gehörn. Die des besten Weibchens massen 17 Zoll entlang der Innenkrümmung.

Thomson-Gazelle. *Gazella thomsoni.* Diese hübsche kleine Gazelle, die von Herrn J. Thomson während seiner Reise durch das Masai-Land 1883 entdeckt wurde, fand sich in großer Zahl in den Ebenen des Masai-Landes südwestlich des Berges; wir trafen sie auch an den Grenzen des Masai-Landes am Südende des Kyulu-Gebirges an. Auf der Südseite des Berges zwischen diesen beiden Punkten kommen sie jedoch nicht vor. Ich habe gesehen, wie sie sich mit Grant-Gazellen mischten; das Weibchen der Grant-Gazelle ist auf große Entfernung, obwohl größer, leicht mit einem männlichen „Thomsoni" zu verwechseln, da beide den breiten schwarzen Seitenstreifen haben. Sie ziehen meist in kleinen Herden, ein Männchen auf etwa zehn Weibchen. Die Hörner eines Männchens massen 14 Zoll entlang der Krümmung, mit einer Spannweite von 3,75 Zoll.

Gerenuk (Waller-Gazelle). *Gazella walleri.* In der Nähe des Kilimandscharo sehr selten, am Tana-Fluss dagegen zahlreich. Sie bevorzugt lichten Dornbusch auf rotem

Sandboden. Ein Exemplar wurde nahe dem Südende des Jipe-Sees erlegt. Ein gutes Paar Hörner mass 14 Zoll entlang der Krümmung.

Steinböckchen. *Nanotragus tragulus* (Suaheli: *Isha*). Sehr oft im hohen Gras der Ebenen gesehen. Die Hörner messen im Durchschnitt drei bis fünf Zoll.

Ducker. *Cephalophus mergens*. Wenn auch nicht häufig, so findet man ihn doch meist einzeln auf kleinen steinigen Hügeln. Am Kilimandscharo, auf einer Höhe von 10.000 Fuß, erlegten wir eine kleine Antilope, die dem Ducker ähnelt, aber ein sehr langes, dichtes Fell hat. Wir sahen sie sogar bis auf 13.000 Fuß. Es gibt am Kilimandscharo noch einen weiteren *Cephalophus* von dunkelroter Farbe, der jedoch viel größer als der Ducker ist. Ein Männchen dieser wahrscheinlich neuen Antilope wurde von Dr. Abbott erlegt. Herr Jackson erlegte ebenfalls einen *Cephalophus* im Wald von Kahe.

Kirk-Dikdik. *Neotragus kirkii*. Dieses kleine Tier, nicht größer als ein Hase, ist sehr verbreitet in Buschland, das auf trockenem rotem Boden mit Aloen durchsetzt ist. Es scheint ohne Wasser auszukommen, da man es oft viele Meilen davon entfernt findet.

Als Hans Meyer 1888 erfolgreich den Kilimandscharo bestieg, beobachtete er auf etwa 10.000 Fuß eine Herde großer Antilopen, die er als rot gefärbt mit ziemlich langen, nach hinten geschwungenen Hörnern beschrieb; solange jedoch kein Exemplar erbeutet wird, ist es unmöglich zu bestimmen, um was es sich handelt. Die von Herrn Johnston erwähnten Rappen- und Pferdeantilopen, die angeblich rund um Taveta häufig seien, wurden von niemandem aus unserer Gruppe je gesehen, obwohl jeder Winkel des Landes zu allen Jahreszeiten bejagt wurde; auch wussten die Einheimischen nichts über sie oder erkannten Bilder von ihnen wieder. Die Rappenantilope findet sich am Wami-Fluss gegenüber von Sansibar, kommt aber nach unserer Erfahrung nicht nördlich davon vor.

Hunter-Antilope (*Damalis hunteri*), die wir erstmals am 16. Oktober 1888 sahen, hat sich als eine für die Wissenschaft neue Art erwiesen. Sie ist erheblich größer als ein Impala, steht aber etwas niedriger als die Coke-Kuhantilope. Sie ist von einheitlich roter Farbe, mit Ausnahme einer weißen Hufeisenmarkierung auf der Stirn und einem ziemlich langen weißen Schwanz. Die Hörner des Männchens ähneln denen eines Impalas, sind aber viel dicker; die des Weibchens haben in etwa dieselbe Dicke. In der Länge messen gute Exemplare, gerade von der Spitze zur Basis, durchschnittlich 22 Zoll, mit einer Spannweite von 16 Zoll. Die Hörner eines Weibchens messen 18 Zoll bei einer Spannweite von 11 Zoll. Obwohl sie an den Hinterbeinen nicht so stark abfällt wie eine Kuhantilope, ähnelt sie dieser in ihrem schweren Galopp. Sie kommt nur am Nordufer des Tana vor und wurde erstmals bei Durani entdeckt, etwa 150 Meilen von der Flussmündung entfernt. Sie zieht in Herden von fünf bis zwanzig Tieren durch die Ebenen und den lichten Busch.

LISTE DER JAGDBAREN VÖGEL, DIE NAHE DEM KILIMANDSCHARO GESAMMELT WURDEN

- **Pterocles gutturalis (Gelbkehl-Flughuhn):** Das größte der rund um den Kilimandscharo gefundenen Flughühner. Es ist viel schwieriger in Schussweite zu kommen als die beiden folgenden Arten, aber man kann reiche Beute machen, wenn man zwischen acht und neun Uhr morgens an ihren Tränkplätzen wartet.

- **Pterocles decoratus (Schmuck-Flughuhn):** Beschränkt sich eher auf roten Sandboden in sehr lichtem Busch.

- **Pterocles exustus (Braunbauch-Flughuhn):** Erkennbar an seinen langen Spießfedern am Schwanz; vielleicht die häufigste der drei Arten.

- **Numida coronata (Haubenperlhuhn):** Das am häufigsten um Taveta angetroffene Perlhuhn. Wenn sie von einem Hund gejagt werden, flüchten sie sofort auf Bäume.

- **Numida pucherani (Schuppenperlhuhn):** Ein sehr hübsches Perlhuhn, das auf Wälder an Flussufern beschränkt ist.

- **Acryllium vulturinum (Geierperlhuhn):** Findet sich entlang des Useri-Flusses auf trockenem rotem Boden; besonders zahlreich am Tana-Fluss.

- **Coturnix histrionica (Harlekinwachtel):** Die größere der beiden Wachtelarten; zu bestimmten Jahreszeiten überaus zahlreich.

- **Francolinus granti (Grant-Frankolin):** Ein kleiner Frankolin, besonders häufig am Useri-Fluss.

- **Pternistis infuscatus (Nacktkehlfrankolin):** Der häufigste Jagdvogel rund um Taveta. Leicht an seiner nackten gelben Kehle zu erkennen.

- **Otis kori (Riesentrappe):** Am häufigsten in den Ebenen bei Useri. Zu scheu, um in Flintenschussweite zu kommen, aber ein Ziel für das Kleinkalibergewehr.

- **Ghenalopex aegyptiacus (Nilgans):** Häufig an allen größeren Flüssen und Sümpfen.

- **Struthio danaoides (Strauß):** In den meisten Ebenen zu finden, wandert oft in lichten Busch. Sehr häufig am Tana-Fluss.

ANHANG II

ENGLISCH-SUAHELI-VOKABULAR NÜTZLICHER WÖRTER UND REDEWENDUNGEN

Aussprache wie im Italienischen.

HINWEISE ZUR AUSSPRACHE & ABKÜRZUNGEN

- **v.** = Verb (Infinitiv oder Imperativ)

- **s.** = Substantiv | **a.** = Adjektiv | **pron.** = Pronomen

- **c** = „sh“, wie in *moshi* (geschrieben *moci*).

- **m** vor Konsonant = „um“ (*mtu* -> *umtu*).

- **n** vor Konsonant = „en“ (*ngema* -> *engema*).

A

- **Above (Oben):** *juu.*

- **About (Etwa/Umher):** *karibu*; (ringsherum) *pande zote*.
- **Absent (Abwesend):** Er ist abwesend: *hayuko*.
- **After (Nachher):** *baadaye*.
- **Alive (Lebendig):** *zima*.
- **All (Alle):** *ote*.
- **Always (Immer):** *siku zote*.
- **Animal (Tier):** *nyama*; (wildes Tier) *nyama ya mwitu*.
- **Ants (Ameisen):** *chungu*; (rote Beißameisen) *siafu*; (weiße/Termiten) *mchwa*.
- **Arab:** *Mwarabu*.
- **Arms (Waffen):** *silaha*.
- **Arrow (Pfeil):** *mshale*.

B

- **Bad (Schlecht):** *baya, ovu*.
- **Bag (Sack/Tasche):** *mfuko*.
- **Banana:** (Pflanze) *mgomba*; (Frucht) *ndizi* (im Text: *banana*).
- **Bead (Perle):** *ushanga*.
- **Beautiful (Schön):** *zuri*.
- **Bed (Bett):** *kitanda*.
- **Beer (Bier):** *pombe*.
- **Below (Unten):** *chini*.
- **Big (Groß):** *kubwa*.
- **Bird (Vogel):** *ndege*.
- **Black (Schwarz):** *eusi*.
- **Blood (Blut):** *damu*.
- **Boat (Boot):** *mashua*.
- **Box (Kiste):** *sanduku*.
- **Bread (Brot):** *mkate*.
- **Buffalo (Büffel):** *nyati, mbogo*.

- **Bullet (Kugel):** *risasi.*
- **Buy (Kaufen):** *nunua.*

C

- **Camp (Lager):** *kituo.*
- **Caravan (Karawane):** *msafara*; (Reise) *safari.*
- **Carry (Tragen):** *chukua.*
- **Cat (Katze):** *paka.*
- **Chief (Häuptling):** *jumbe.*
- **Child (Kind):** *mtoto.*
- **Cold (Kalt):** *baridi.*
- **Come (Kommen):** *ja.* Komm her! *Njoo!*
- **Cook (Kochen):** *pika.*

D–G

- **Day (Tag):** *siku.* Heute: *leo.*
- **Dead (Tot):** *amekufa.*
- **Dog (Hund):** *mbwa.*
- **Donkey (Esel):** *punda.*
- **Door (Tür):** *mlango.*
- **Egg (Ei):** *yayi.*
- **Elephant:** *tembo* oder *ndovu.*
- **Eye (Auge):** *jicho* (Pl. *macho*).
- **Fire (Feuer):** *moto.*
- **Fish (Fisch):** *samaki.*
- **Food (Essen):** *chakula.*
- **Friend (Freund):** *rafiki.*
- **Gently (Vorsichtig/Langsam):** *pole pole.*
- **Giraffe:** *twiga.*

- **Go (Gehen):** *enda.* Geh weg! *Ondoka!*
- **God (Gott):** *Muungu.*
- **Good (Gut):** *ema.* Gut! *Ngema!*

H–L

- **Hartebeest (Kuhantilope):** *kongoni.*
- **Head (Kopf):** *kichwa.*
- **Heavy (Schwer):** *zito.*
- **Hill (Hügel):** *kilima.*
- **Hippopotamus:** *kiboko.*
- **Horns (Hörner):** *pembe.*
- **House (Haus):** *nyumba.*
- **Hunger:** *njaa.*
- **Iron (Eisen):** *chuma.*
- **Journey (Reise):** *safari.*
- **Knife (Messer):** *kisu.*
- **Lake (See/Teich):** *ziwa.*
- **Leopard:** *chui.*
- **Lion (Löwe):** *simba.*
- **Little (Klein):** *dogo.*

M–P

- **Man (Mann/Mensch):** *mtu.*
- **Master (Herr):** *bwana.*
- **Medicine (Medizin):** *dawa.*
- **Milk (Milch):** *maziwa.*
- **Money (Geld):** *fedha.*
- **Moon/Month (Mond/Monat):** *mwezi.*
- **Morning (Morgen):** *assubuhi.*

- **Mosquito:** *imbu.*
- **Night (Nacht):** *usiku.*
- **No (Nein):** *hakuna, hapana, la.*
- **Now (Jetzt):** *sasa.*
- **Path (Pfad/Weg):** *njia.*
- **People (Leute):** *watu.*
- **Pig (Schwein):** *nguruwe.*
- **Porter (Träger):** *mpagazi.*

Q–S

- **Quick (Schnell):** *upesi.* Beeil dich! *Haya upesi!*
- **Rain (Regen):** *mvua.*
- **Rhinoceros (Nashorn):** *kifaru.*
- **Rice (Reis):** *mchele*; (gekocht) *wali.*
- **River (Fluss):** *mto.*
- **Road (Straße):** *njia.*
- **Salt (Salz):** *chumvi.*
- **Say (Sagen):** *sema.*
- **See (Sehen):** *ona, tazama.*
- **Snake (Schlange):** *nyoka.*
- **Spear (Speer):** *fumo, mkuke.*
- **Sun (Sonne):** *jua.*

T–Z

- **Tent (Zelt):** *khema.*
- **Thank you (Danke):** *ashante.*
- **To-day (Heute):** *leo.*
- **Together (Zusammen):** *pamoja.*
- **Tree (Baum):** *mti.*

- **Understand (Verstehen):** *fahamu.*
- **Village (Dorf):** *kijiji.*
- **Water (Wasser):** *maji.*
- **White (Weiß):** *eupe.*
- **Woman (Frau):** *mwanamke.*
- **Work (Arbeit):** *kazi.*
- **Yesterday (Gestern):** *jana.*
- **You (Du):** *wewe.*
- **Zanzibar:** *Unguja.*
- **Zebra:** *pundamilia.*

ZAHLEN (Suaheli & Arabisch)

| Englisch | Suaheli | Arabisch |

| : | : | : |

| **One** (1) | moja | wahed |

| **Two** (2) | pili / mbili | etneen |

| **Three** (3) | tatu | telata |

| **Four** (4) | 'nne | arba |

| **Five** (5) | tano | khamsa |

| **Six** (6) | sita | setta |

| **Seven** (7) | saba | saba |

| **Eight** (8) | nane | temania |

| **Nine** (9) | kenda | tessa |

| **Ten** (10) | kumi | ashara |

| **Twenty** (20) | asharini | ashareen |

| **Hundred** (100) | meah | meah |

| **Thousand** (1000) | elfu | |

INDEX

A

Abarri (Fluss): 238.

Abbott, Dr.: 263.

Abendessen: eines Sportlers, 134; mit einem Bienenschwarm, 26.

Aberglaube: einheimischer, 64, 118, 119.

Affen: Paviane, 196; Colobus-Affen, 175; geröstet, 136.

Alarm: falscher, 70, 71, 138, 219.

Alligatoren: geschossen, 192, 248, 250.

Ameisen: die schreckliche Siafu-Ameise, 251.

Ameisenhaufen: 98, 99.

Ahnenverehrung: 85, 118, 175.

Anole (Diener): verschiedene Vorfälle, 40, 70, 161, 221.

Antilopen: Rappenantilope, 46; Oryx-Beisa, 99, 163, 222; Hunter-Antilope (neue Art), 275–277.

Araber: 6, 15, 29, 32.

Armee (Sultan): unter General Matthews, 15.

Ausrüstung: Waffenkammer, 9; Batterien, 41; Kleidung, 41.

B–D

Bananen: Hauptnahrungsmittel, 63.

Baumwollstoff (Americano): siehe Vokabular.

Beleuchtung (Kibo/Kilimandscharo): 225, 226.

Bienen: Bienenhaltung, 65; Angriff von, 268.

Bismarck: Drohungen gegen den Sultan, 20.

Blutsbrüderschaft: Zeremonie, 85.

Bögen und Pfeile: 59.

Büffel (Afrikanisch): Jagdgefahren, 105; verschiedene Abschüsse, 183, 189, 201.

Caga (Land & Stämme): 20, 83, 94.

Dhow-Jagd: 21.

Eidechse: sehr große, 278.

Elan-Antilope: 129, 130, 239.

Elefanten: Spuren, 175; erste Kuh erlegt, 234.

Erdbeben: 242.

Esel: 40, 163.

F–H

Fieber: Anfälle und Heilmittel, 154, 186, 235.

Fischen: im Lumi, 90; im Jipe-See, 134.

Fliegen: Plage, 196.

Flüchtige (Träger): Behandlung von Deserteuren, 46, 50.

Gallas (Volk): Sitten und Aussehen, 268–273.

Gefangennahme: durch den Useri-Häuptling, 148.

Geld: im Gebrauch, 83.

Germanen (Deutsche): Misstrauen gegenüber, 19, 20; Kolonialisierung, 259.

Giraffen: 77, 97, 181.

Granti (Gazelle): 99, 140.

Haggard, Rider: 125.

Hartebeest (Kuhantilope): 54, 98.

Harvey, Sir R.: Leiter der Expedition, 1–3; verschiedene Jagderfolge, 199, 202.

Hongo (Tribut): Zeremonie und Forderungen, 64, 84, 153.

Hunde: „Kiboko“, 266.

Hyänen: 144, 171.

I–M

Insekten: Plage, 251.

Interpretation: Esa-Moussa, 210.

Jackson, Mr.: Insektensammlung, 90, 131, 240.

Jipe-See: 64, 74, 98, 131.

Kaffee: siehe Vokabular.

Kahe: Wald von, 106; Volk, 174.

Kibo (Kilimandscharo-Gipfel): Beschreibung, 225.

Kilimandscharo: Sichtung, 70; Besteigung, 223.

Kirk, Sir John: 6, 16, 25.

Lamu: 2, 4.

Löwen: erste Begegnung, 198; Angriffe auf das Lager, 98.

Mandara (Häuptling): Aussehen, Macht, Diplomatie, 110–115; Fotografieversuche, 122.

Martin: Assistent, 38, 40, 85, 258.

Masai: Kriegstrupps, 93, 137; Reichtum an Vieh, 262.

Missionare: in Sansibar, 25; Stationen, 36.

Mombasa: Ankunft, 28; Gouverneur, 32.

N–S

Nashörner: Jagdberichte, 128, 140; Hornentfernung, 144; Kampf mit Löwen, 201.

Oryx-Antilope: 246.

Ostafrika: Flora und Fauna, passim.

Perlen (Beads): Handel und Mode, 59, 174.

Pombe (Bier): 88, 109.

Sable-Antilope: 46.

Sansibar: Nationalhymne, 15; Stadtbeschreibung, 6, 9; Sultan von, 11–17.

Schlangenbiss: Auswirkungen, 276.

Sina (Häuptling): Rivalität mit Mandara, 113, 182; Empfang und Festung, 207, 213.

Sklavenhandel: in Sansibar, 22; Sichtung einer Karawane, 69.

Störche: 183.

T–Z

Tana (Fluss): Expedition, 264, 271.

Taveta: Wald, 1, 75; Fruchtbarkeit, 79; Sitten der Wa-Taveta, 84.

Teleki, Graf: 3, 35; Ankunft in Taveta, 241.

Thomson, J.: 2, 3, 38, 77.

Träger (Zanzibaris): 8, 33, 42, 187.

Useri: Volk und Häuptling, 148–152.

Wasser: Mangel an, 50, 52.

Wildebeest (Gnu): 142, 196.

W'Arusha: Volk, 114, 210.

Zebras: Plage, 93, 98.

Zwillingsgeburten: 120.